Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Das

Geheimfach meines Schreibtisches.

Erinnerungen
aus dem Leben eines alten Reitersmannes.



Band II.

Von

Moritz von Berg

Verfasser der Ulanen-Briefe.

Mit Illustrationen von O. Günther-Naumburg und H. Lüders.

Bielefeld 1894.

Verlag von Ernst Siedhoff.

Inhalt des zweiten Bandes:

Inhalt des ersten Bandes:

Inhalt des dritten Bandes:

Eine
Chassepotkugel von Tertry.

Erzählung:

Ein Fatum.

Mit Abbildung.

I.

Am nördlichen Fuße der Harzberge, wo silberklare Gebirgsbäche aus dunkelen Tannenwäldern hervorsprudeln, von Stein zu Stein hüpfend ein fröhliches Wellenspiel treiben, dann aber sich zu einem größeren Flusse, der Fösse, vereinigen, liegt ein größeres Fabrik- und Hüttenwesen.

Es ist als ob die dahertanzenden Gewässer sich noch einmal frohem Jugendübermut hingeben wollten, ehe sie aus dem Waldesdunkel heraustreten; hoch spritzen sie auf, wenn sich ein blank und rund geschliffener Bergkiesel ihnen hindernd in den Weg legt und wispern und murmeln dazu ob dieses frechen Eindringlings in ihr kühles Reich. So tänzeln sie spielend dahin, nur die blaue Forelle mit den roten Punkten, die in dem Wasser über goldgelben Kies ihre neckischen Spiele treibt, ist ihr Spielgenoß. Wie das Gemüt des Kindes erscheint, wie man in dasselbe hineinsehen kann, so schaut man auch in dieses hinein bis auf den goldklaren Grund.

Die einzigen Töne, welche das lustige Spiel begleiten, sind das Singen und Zwitschern, das Schwatzen und Pfeifen der fröhlichen Vogelschar, die in den Wipfeln sich wiegt.

So ungetrübt von des Lebens Sorgen tänzeln die Bäche dahin. Da auf einmal fällt in dieses Leben von Waldespracht und Blütenduft der helle Klang der Mittagsglocke dort hinten bei den Fabriken, ein banges Erschrecken, er ist das Zeichen für den Bach, daß es nun vorbei ist mit dem lustigen Spiel, daß

die Jugend bald vorbei, die Arbeit beginnt und die Fabrik dort des Wassers Kräfte in ihren Dienst stellen wird.

Da hinten dampft es und keucht es, aus hohen Schornsteinen steigt schwarzer Rauch zum Himmel an und vielerlei Räder werden durch die Wasser getrieben, die eben noch frei von den Bergen herabstürzten, jetzt eingeengt in schmale Kanäle das Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Mit der Romantik ist's vorbei, und da kommt auch schon auf eiserner Spur in der Ferne das echte Kind unserer Zeit, die Lokomotive herangebraust, die die Erzeugnisse deines Fleißes, du mein Flüßchen, aus der Fabrik hinausführen soll, weit hinaus in die nüchterne Welt. Wenn aber die Prosa des Lebens nun auch an dich herantritt, so nimm auf deinem weiteren Lauf die Erinnerung mit an deine frohe Jugendzeit und laß dir die Romantik nicht rauben, welche deine Wiege umgab.

Und fürwahr, reich an Romantik und alten Erinnerungen ist das Fleckchen Erde, wo unsere Erzählung ihren Anfang nimmt. Die altgermanische Mythenwelt soll dem Städtchen Osterburg, bei dem die Fabrik liegt, den Namen gegeben haben. Auf dem Berge, an dem dasselbe liegt, wurden der Ostera (Astaroth), der Gottheit des strahlenden Morgens in alter Zeit Opferaltäre errichtet und sie dort als Göttin verehrt. Diese Aurora des Altertums und ihr Kultus hatte im Volke so feste Wurzeln geschlagen, daß die ersten christlichen Sendboten den Namen dieser heilbringenden Lichtgestalt beibehielten und ihn auf ihr höchstes Fest Ostern übertrugen. Freudenfeuer werden auf den Bergen zu Ostern angezündet und weißgekleidete Jungfrauen, die zur Zeit des wiederkehrenden Frühlings nach den Bergen ziehen und dort tanzen, mahnen bis auf die neueste Zeit an diese alte Germanenmythe. In alter, ferner Zeit soll Bonifazius an der Stelle des Opferaltars der Ostera seine erste Christenpredigt gehalten und das Kreuz aufgerichtet haben. Zu dessen Schutz baute der Sachsenherzog Bruno eine Burg, die „Osterburg“,

um welche dann, mit der Zeit wachsend, Niederlassungen gegründet wurden, und der ganze Ort heißt noch heute Osterburg.

In neuerer Zeit hat das Städtchen durch seine Fabriken fast einen Weltruf erworben, und vor seinen Thoren an den Ufern des Fössebaches liegt die größte derselben, in welcher Blei und Kremserweiß, Kupfervitriol und, was weiß ich, sonst noch für chemische Fabrikate hergestellt werden.

Viele Hunderte von Arbeitern sind in diesen Fabriken beschäftigt, und bildet die ganze Anlage beinah eine kleine Stadt für sich, deren Erzeugnisse weit hinaus in alle Lande gehen.

Mitten zwischen den Schornsteinen steht ein stattliches Herrenhaus, umgeben von großem grünen Park mit schönen Gartenanlagen, Springbrunnen und Orangerien.

In ihm wohnte mit seiner Familie der Gründer dieses ganzen großen Industriewesens, Herr Franz Bögendorf, oder vielmehr von Bögendorf, da er wegen seiner Verdienste um die Gegend vom Könige von Hannover geadelt worden war.

Die Bögendorfs waren von dem Großvater her Besitzer dieses Grundes; intelligente, arbeitsame Menschen scheinen sie von Alters her gewesen zu sein. Der Großvater des Besitzers, damals Faktor in einem der nahe gelegenen Bergwerke, hatte zuerst die Vorzüge dieses Punktes, der in so vielfacher Weise zu industriellen Zwecken geeignet schien, erkannt. Er hatte seine Ersparnisse dazu verwendet, eine Sägemühle, welche hier im Fössegrund lag, anzukaufen. Aus diesem Mühlenbetrieb hatte er bereits eine Bleiwäsche entstehen lassen. Der Sohn hatte die Dampfkraft hinzugefügt, der jetzige Besitzer aber das Etablissement zu der Höhe erhoben, in der es nun erblühte.

Ein einfacher Mann, mitten aus dem Volke hervorgegangen, verwandte er die reichen Mittel, welche ihm sein Fabrikbetrieb einbrachte, nicht wie viele in der Lage allein zum eigenen Besten, sondern sorgte als ein wahrer Vater seiner mehrere Hunderte von Arbeitern, auch für deren Wohl und schuf eine Menge von

Anstalten, die dem Gemeinwohl dienten. Bekanntlich ist die Herstellung und Verarbeitung des Bleies eine für die Gesundheit des Menschen höchst gefährliche, so daß man in anderen derartigen Betrieben das Lebensalter im Durchschnitt nur auf vierzig Jahre berechnet, indem so viele der Unglücklichen schon früh von der so schrecklichen Bleikolik dahingerafft werden.

Hier war von diesen gefährlichen Erscheinungen nichts zu merken; für die der Gesundheit schädlichsten Verrichtungen waren Maschinen aufgestellt, welche die Arbeit, anderswo von Menschenhand verrichtet, schafften, und für die an diesen Maschinen beschäftigten und alle anderen Arbeiter war auch in sanitätlicher Beziehung gut gesorgt. Krankenhäuser der besten Art waren erbaut, und ein von der Anstalt angestellter Arzt sorgte für das Wohl der seiner Pflege Anvertrauten. So sah man denn in der ganzen von so vielen Menschen bevölkerten Kolonie nur gesunde, mit ihrem Schicksal zufriedene Leute, und wo in anderen Bleifabriken nur hohlwangige, kranke Menschen ihr Elend dahin schleppen, da herrschte hier der Frohsinn, und die Gesundheit blühte auf den roten Backen der Arbeiter und ihrer Familien.

Kommt man in die Nähe der Fabrikgebäude, so hört man aus den Räumen, in denen sonst so oft verdrießliches Schweigen herrscht, fröhliche Lieder erschallen; auch der Gesang hat seinen Grund in dem Leiter der Werke, der, den musikalischen Sinn seiner Harzer kennend, aus ihnen ein Musikcorps geschaffen hat, das, von ihm selbst dirigiert, bei festlichen Gelegenheiten in einer kleidsamen Uniform fröhliche Weisen vorträgt.

So ist in jeder Beziehung auf das Beste für die Arbeiter gesorgt, und die freundlichen, blumengeschmückten Häuser, ein jedes von kleinem Garten umgeben, bieten das beste Zeugnis der wohlwollenden Gesinnung des Herrn.

Wenn Herr Bögendorf nun mit seinen besten Kräften für seine Arbeiter sich bemühte, so ward er von seiner Frau auf das liebevollste hierin unterstützt. Er hatte sich dieselbe aus

einem wahrhaft christlichen Hause als Tochter des Pfarrers Schäfer in Ottleben geholt, und bildeten beide ein Ehepaar, das anderen zum Muster dienen könnte, bei denen das Geld, das mit Hilfe der Arbeiter erworben wird, Selbstzweck ist und nur für eigenes Wohl und die ehrgeizige Repräsentation dieser oft so widerlichen Parvenus verwandt wird.

So lebten diese beiden Menschen friedlich dahin, geliebt von ihren Untergebenen, glücklich in ihrer Ehe, in sich und in ihren Kindern.

Drei Söhne waren ihnen im Laufe der Jahre geboren, von denen der jüngste, Felix, zur Zeit des Anfangs dieser Geschichte fünf Jahre alt war. Wie das Interesse an der Leitung des Geschäfts, der Sinn und das Verständnis dafür sich bis jetzt vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, von denen der jetzige Besitzer wohl der intelligenteste der bisherigen Inhaber war, so hoffte dieser auch aus seinen drei Söhnen sich einen Nachfolger zu erziehen. Er wünschte, daß der dereinst seine Stelle einnehmen und die großen Werke weiterführen solle, Werke, welche die Intelligenz dreier Generationen geschaffen hatte. Daß es nun so anders kam, wie er sich geträumt, das ist im Sinne der Industrie der Werke, des Wohles der Arbeiter und des Vorteils der ganzen Umgegend auf das Tiefste zu beklagen.

II.

Es war an einem wunderschönen Ostermorgen des Jahres 1855, als Frau von Bögendorf mit ihrem kleinen Felix an der Hand das friedliche Wohnhaus verließ und den Bergen zuwanderte. Es wurde an dem Tage bei den sogenannten Teufelsbädern, drei schwarzen, mit Ellern besetzten Teichen, an welche sich viele alte Sagen knüpften, ein Volksfest, das „Lilienfest“ gefeiert. Zu diesem Feste, das die ganze Gegend heranzog, fanden sich alle möglichen wandernden Künstler, Karussells und sonstige Schaubuden ein, und bildete es für die ganze Gegend eine Feier, auf die sich alle, besonders aber die fröhliche Kinderschar freute.

Auch diesem Feste lag eine alte Volkssage zu Grunde. An einem Ostermorgen war es, als ein armer Leineweber an den Teufelsbädern vorbei nach Osterburg herabstieg. Voll bitterer Sorge im Herzen wollte er dort Brot suchen für sich und seine Kinder, denn es herrschte eine große Teuerung im Lande. Der frische, reine Frühlingsmorgen löste seinen Kummer und brachte Hoffnung in des armen Webers Gemüt, und obgleich seine Augen voll Thränen, sprachen doch seine Lippen ein Trosteswort von Gottes Huld und Liebe. So wollte er eben über die hellsprudelnde Fösse springen, als er am Uferrand zu Füßen der alten Burg ein liebliches Mädchen erblickte, die ihre kleinen Füße im Wasser badete und ihre goldenen Haare strählte. „Glück auf,“ sprach die Jungfrau, „nur einmal im Jahre

erscheine ich hier als Freudenspenderin am lichthellen Ostermorgen, wer mir dann begegnet, den beglücke ich, wenn er es verdienet. Du weinst und bist doch voll Zuversicht auf Gott, wenn es heute Mitternacht wird, steige zu dem mittelsten der drei Teiche herab, an seinem Ufer wirst du eine hellglänzende Lilie schauen, die pflücke und was du dann siehst, das nimm, es ist für dich." Darauf verschwand sie.

Als es nun Mitternacht wurde, stieg mit einem frommen Gebet auf den Lippen der Weber zu dem Teufelsbad hinab, fand wirklich die Lilie, brach sie und steckte sie an seinen Hut. Alsbald stand die schöne Osterjungfrau wieder vor ihm, wies in eine Senkung, aus der ein Kessel langsam emporstieg, gefüllt mit lauteren Goldstücken. Davon nahm der Glückliche soviel er tragen konnte und wurde durch diesen Reichtum in Osterburg der Begründer der Industrie und der Schützer aller fleißigen Arbeiter. Der Ort erhielt durch ihn bald das Ansehen des wohlhabendsten und fleißigsten in der ganzen Gegend. Die Zauberlilie aber nahm der Weber mit nach Hause, machte für sie ein schönes Schränklein und hing dasselbe in der Kapelle auf.

Der Name dieses Webers, Franz Schwiening, und die Sage der Lilie hat die Jahrhunderte überdauert, und an dem Jahrestage, von dem die Ueberlieferung erzählt, findet noch jetzt das obengenannte Volksfest statt.

Zu diesem wanderte also die Mutter mit dem kleinen Felix hinaus; es waren diesem dort alle möglichen Vergnügungen verheißen, und schon lange hatte sich sein kindliches Herz auf alle die Honigkuchenmänner, Waffeln und Schmalzkuchen, auf das Karussellreiten und das ganze Treiben dort gefreut.

In vollster Weise wurde ihm die Befriedigung seiner Neugier, und als er auf dem Karussell von seiner Mutter gehalten auf seinem Pferdchen saß, da jauchzte sein Herz vor Freude; war es doch das erste Mal, wo er auf einem Pferde reiten konnte, wenn es auch jetzt nur von Holz war.

Als es Abend werden wollte, ging Mutter und Kind der Heimat wieder zu, reich beladen mit Honigkuchen und anderen Süßigkeiten, die sie in den Arbeiterhäusern an die Kinder verteilen wollten.

Es war schon ziemlich dunkel, als sie an dem letzten der schwarzen Teiche, dem großen Teufelsbade, wie er genannt wurde, vorüber kamen.

Plötzlich raschelte es in den Zweigen der Büsche am Wege, und vor den beiden stand in dem Schmucke der Zigeunerinnen, mit einer Kette von Münzen um den Hals, in rotem Rock mit schwarzem, mit silbernen Ketten verschnürten Mieder, ein braunes Weib und streckte, um eine Gabe bittend, die Hände nach ihnen aus. Erschreckt durch die Plötzlichkeit der Erscheinung fuhr Frau von Bögendorf im ersten Augenblick zurück und zog ängstlich den kleinen Knaben an sich heran, dann aber griff sie in die Tasche ihres Kleides, gab der Zigeunerin ein blankes Thalerstück und forderte sie auf, ihnen nun den Weg frei zu geben. Doch diese, von der Höhe des Geschenks freudig überrascht, bat die Dame, ob sie ihr nicht zum Dank die Zukunft wahrsagen solle. Frau von Bögendorf aber lehnte das ab, und sie hatte recht; was sollte sie mitten in ihrem so glücklichen Leben sich durch Worte dieser Zigeunerin beunruhigen lassen, Worte, an welche sie zwar nicht glauben würde, die aber dennoch in irgend einer Weise später eine Rückerinnerung hinterlassen könnten, wenn vielleicht irgend ein dem prophezeiten ähnliches Ereignis dereinst eintrete?

Als sie sich nun zum Weiterschreiten wandte, ergriff plötzlich die Zigeunerin die Hand des kleinen blondlockigen Felix und berührte diese mit ihren Lippen.

Dann aber wandte sie das kleine Händchen, als wollte sie die Zartheit desselben betrachten, und begann mit dem braunen Zeigefinger den Linien der inneren Handfläche folgend erst leise

zu flüstern, dann aber gelangten deutlich folgende kurz abgebrochene Worte an das Ohr der erstaunten Mutter:

„Der nachgeborene Bruder von zwei Knaben bist „du. Zur Freude deiner Eltern wirst du aufwachsen. „Ich sehe dich die Waffen tragen, spitze Lanzen sehe „ich hinter dir, du reitest auf einem weißen Pferde „den Reitern voran. Die beglückende Liebe eines „schwarzhaarigen Mädchens, fast noch eines Kindes, „lernest du kennen. Selig sehe ich euch stehen Hand „in Hand. Wieder sehe ich dich hier, du hast des „Kriegers Kleid abgelegt und ich sehe Arbeiter um „dich einher, aus großen Kesseln steigt qualmender „Rauch empor und du leitest die Arbeit, brodelnde „Geräusche in großen Räumen umtönen dich. Und „dann wieder sehe ich das schwarzlockige Mädchen an „deiner Seite, ihr wandelt dahin in blütenreichen „Gärten, wo hohe Wasserstrahlen gen Himmel steigen, „und die Liebe ist in euch."

„Und wieder sehe ich dich, wieder reitest du auf „deinem weißen Pferde vor einzelnen deiner Lanzen„reiter her, die Pferde laufen dahin über das Brachfeld „so schnell sie können, abermals sind Rauch und Feuer„strahlen deine Begleiter, und das Geknatter der „Schüsse treibt dein Pferd zum schnellsten Laufe an. „Und du suchst eine Schar dahinsprengender Reiter zu „erreichen. Du bist bei ihnen, die da anreiten gegen „das Fußvolk dort vor euch. Du hast sie erreicht. Du „bist ihnen voran. Näher und näher wälzt die Masse „sich vor gegen den feuerspeienden Haufen vor euch. „Immer noch bist du ihnen voran. Beinah habt ihr „den Menschenhaufen erreicht. **Ha, was sehe ich da?**"

Aufgesprungen war die Zigeunerin von ihren Knieen, auf die sie, die kleine Hand besser zu betrachten, gefallen war, ihre

Wangen hatten sich gerötet, die schwarzen Augen blitzten in eigenartiger Aufregung, lauter und lauter waren ihre Worte geworden, wie in prophetischer Begeisterung, da schleuderte sie die kleine Hand des Knaben, der mit ängstlichen Augen zu der erregten Frau empor gesehen, von sich, wandte sich ab und laut aufschluchzend, die Hände vor das Gesicht geschlagen, sank sie in Thränen ausbrechend nieder in das Gras am Waldessaum. Die Mutter war mit starren Augen, mit wie vom Fieber geröteten Wangen atemlos den Worten der Zigeunerin gefolgt. Anfangs, als dieselbe die Hand des kleinen Felix ergriffen, hatte sie ihr diese entreißen und die Frau zurückstoßen wollen. Dann aber kam bei den ersten Worten der Sprechenden ein eigentümliches Gefühl, fast wie eine Art von Suggestion, über sie, daß sie horchen und auf die rätselhaften Worte lauschen mußte, welche dort von den Lippen erklangen. Als aber nun dieser Schluß kam, diese abgerissenen Laute, und zuletzt dieses schrille, gellende Ha, da kam es wie ein Schauder über sie, erschreckt griff sie den nun auch laut weinenden Knaben, mit beiden Armen ihn aufnehmend eilte sie fort und ruhte nicht eher, als bis die schützenden Wände ihres Heims sie aufgenommen.

Erst an der Brust des Gatten, der ihre ängstliche Eile gesehen hatte und bestürzt ob des Anblicks hinzugelaufen kam, erholte sie sich so weit von ihrem Schreck, daß sie ihm unter Thränen Mitteilung des Erlebten machen konnte.

J, da soll diese infame braune Bande ja sofort ein heiliges Kreuzdonnerwetter holen, diese Worte waren die Antwort Bögendorfs auf der Gattin Schilderung, und er fuhr fort: kaum habe ich als Amtsvorsteher widerwillig der Gesellschaft gestern die Erlaubnis zu ihrem hocus pocus auf dem Fest erteilt, als sie es schon wagt, solchen Unfug zu stiften und mein liebes Weib mit ihrem Unsinn aufzuregen. Na wartet, gleich werde ich mit dem Gensdarm hinter euch her sein. Vorher aber nahm er seine Marie in seine Arme und redete ihr zu: „Wie

ist es denn möglich, daß du dich durch diese Gaukeleien so aufregen lassen kannst? Es ist ja alles Unsinn, die Zukunft liegt zwar für uns alle wie hinter einem grauen Schleier verborgen, aber meine Marie, sie liegt in Gottes Hand.

Und Frau von Bögendorf ließ sich trösten, bald lachte sie selbst ihrer Sorge und Angst und küßte ihren kleinen Felix, den sie nach den Worten der Zigeunerin fast schon verloren geglaubt hatte.

Als Bögendorf aber mit dem Gensdarm bei dem Fest erschien und nach der vermeintlichen Frevlerin spürte, alle Hütten und Zelte durchstöberte, da fand er keine Spur von der Gesuchten. Die Zigeuner waren verschwunden.

Erst eine spätere Zeit sollte den Gedanken an sie und ihre Prophezeihung neu erwecken, und leider schmerzlich genug.

III.

Und die Jahre gingen dahin; aus dem kleinen, blonden Knaben Felix war ein aufgeweckter, hübscher junger Mann geworden. Die Verhältnisse im elterlichen Hause hatten sich im Laufe der Zeit verändert, die Wünsche des Vaters wegen des zukünftigen Berufes seiner ältesten Söhne sich verschoben, sie waren Offiziere geworden. Woher es kommt, daß im Vergleich zu anderen Ländern eine solche fast allgemeine Neigung der Jugend für den Militärdienst in Deutschland vorliegt, ich kann es nicht sagen. Aber zum Heere drängt, am Heere hängt doch alles. Ist es die bevorzugte Stellung des Offiziers als solche in der Gesellschaft, ist es die gewissermaßen frühe Selbständigkeit oder der Glanz der Uniform? Vielleicht wirken alle drei Faktoren gleichzeitig dabei mit, daß so viele junge Leute aus Familien, deren Söhne seit Jahrhunderten z. B. dem Kaufmannsstande angehörten, in denen von Vater auf Sohn seit Menschengedenken nur kaufmännisches Interesse herrschte, in den letzten vier Jahrzehnten den Wunsch zeigen, in die Armee einzutreten. Nach den Erfolgen, welche unser Heer in den drei siegreichen Feldzügen seit 1864 erkämpft hat, ist dieser Wunsch ja erklärlich, da die Stellung der Armee nach außen und innen ja gewissermaßen, um einen Gemeinplatz zu gebrauchen, von unserem Fette zehrt, die wir diese Siege erkämpften. Denn durch diese Kriege ist die Stellung des Offiziers im Vaterlande sowohl wie im Auslande eine entschieden andere und bessere geworden. Aber nein, nicht nur nach diesen Feldzügen, sondern schon seit dem Ende der 50er Jahre kann man diesen Zudrang

zu den Offizierstellen aus anderen, bis dahin ganz denselben abgeneigten Kreisen erkennen.

Es ist wohl unser alter Heldenkönig Wilhelm, seine militärische Erscheinung, das Interesse, das er von Jugend auf für den Militärstand gezeigt hat, welche diesen Umschwung der Ansichten, diese Lust zum Soldatenstande in Preußen erweckt hat. Bis zu dem angegebenen Termin rekrutierte sich der Offizierstand fast nur allein aus den Söhnen des Adels, denen alter Offiziere und bisweilen Beamten, Geistlicher sehr selten, fast nie aus anderen Kreisen; seit jener Zeit ist es anders geworden, woran in den letzten Jahren ja natürlich die Vergrößerung der Armee mit die Schuld trägt. So war es bei uns, ähnlich auch in dem früheren Königreich Hannover, und so war es denn auch Anfang der sechziger Jahre in der Familie des Herrn von Bögendorf geschehen, daß die beiden ältesten Söhne, der älteste sehr gegen den Willen des Vaters, die Offizierlaufbahn ergriffen hatten.

Sehr richtig hatte der Vater gesagt: „Ein schlechter Kaufmann? Dann lieber gar keiner“ und hatte die Söhne gewähren lassen. Schwer genug zwar war es ihm geworden, seinen Plan, den ältesten Sohn sich zu seinem Geschäftsnachfolger zu erziehen, aufzugeben. Der Wunsch desselben, Husar zu werden, war aber doch endlich durch die Bitten der Mutter erreicht worden. Mit dem zweiten Sohne ward dem Vater die zweite Enttäuschung. Es ist aber einmal oft so, ich habe es im Leben mehrfach bestätigt gefunden, ist erst ein Bruder Offizier, dann zieht dieser glänzende, die Jugend bestrickende Stand die anderen Brüder an sich, und sie ruhen nicht, bis auch sie die Epauletten tragen. So war es auch hier, und auch dieser Sohn wußte seinen Willen durchzusetzen; gleich dem Bruder trat er in eine Reitertruppe seiner engeren Heimat, damals des Königreichs Hannover, ein. Nun war dem Vater noch der kleine Nachkömmling Felix geblieben, der damals sechzehn Jahr und eben konfirmiert worden war. Um diesem die

militärischen Neigungen zu entziehen, hatte ihn der Vater schon seit dem Eintritt der Brüder in die Armee mit seinem Plan bekannt gemacht, ihm dereinst die Fabrik zu übergeben und den geachteten Namen der Familie als Geschäftsinhaber weiter zu führen. Felix war zu dem Zweck auf eine Gewerbeschule nach einem weit entfernt liegenden Ort gebracht worden und ihm gesagt, daß er nach Erledigung derselben Chemie studieren sollte. Gänzlich verschieden von seinen Brüdern hatte der Knabe von Jugend auf viel Interesse für die väterlichen Werke gezeigt, und der Gedanke, einst als König über diesen Arbeiterstaat regieren zu können, hatte schon früh seine jugendliche Phantasie entzückt. Es ist mit der Begabung, mit den Interessen, geistigen und körperlichen Eigenschaften unter leiblichen Geschwistern wirklich oft eine eigene Sache, und Darwins Abstammungslehre zeigt darin oft viel Wahres. Hat nicht ein jeder von uns schon Familien mit zahlreicher Kinderschar gesehen, in denen, was geistige und körperliche Eigenschaften anbelangt, oft ein solcher Unterschied besteht, daß man sie nicht für Kinder desselben Vaters und derselben Mutter halten sollte. Die Vererbungstheorie Darwins nimmt an, daß z. B. bei sechs Brüdern immer zwei und zwei Aehnlichkeit miteinander hätten, und zwar zwei dem Vater, zwei der Mutter, das dritte Paar aber, zurückgreifend auf irgend einen Groß- oder Urgroßvater (sei es des Vaters oder der Mutter), dann diesem in allen seinen Eigenschaften ähnlich wäre. Wenn ich nun diese paarweise Annahme nicht bewiesen gefunden habe, so ist es mir doch oft aufgefallen, daß in einer Ehe die meisten Kinder dem Teil der Gatten gleichen, welcher, was geistige Kapazität anbelangt, der besser beanlagte, der dominierende der Eheleute ist oder war. Wem die beiden ältesten Söhne der Familie Bögendorf in ihren Anlagen, ihrem Aeußeren und ihrer ganzen Begabung ähnlich sein mochten, ich weiß es nicht, vielleicht der Mutter, vielleicht auch einem der Vorfahren derselben, der kleine Felix dagegen glich dem Vater

Zimmer der oberen Etage zeigen wollte. Durch eine Seitenthür gelangten wir wieder in das Treppenhaus und stiegen die mit schön verziertem bronzenem Gitter versehene Marmortreppe hinauf.

VI.

Auf dem ersten Treppenabsatz neben den großen bunten Fenstern stand auf jeder Seite ein aus schwarzem Marmor gemeißelter Neger, welcher in den erhobenen Händen eine große Kugellampe trug, und an den Wänden hingen die Bilder der hauptsächlichsten Reiseerinnerungen Monsieurs in schönen Land- und Seestücken, worunter mich besonders einige, in der Manier Oswald Achenbachs gemalt, den Strand von Ostende darstellend, entzückten.

Im oberen Stock angekommen merkte man gleich, daß hier das Reich der Frau begann. Lichtblaue Portieren fielen vor den Thüren herab und ein Teppich in denselben Farben bedeckte den Korridor. Unwillkürlich trat ich leiser auf, da alles so aussah, als wenn sich plötzlich ein Vorhang zur Seite schieben möchte und die lieblichen Züge der Herrin dieser Räume sich zeigen könnten. So schön erhalten war alles was mein Auge sah, kein Stäubchen bedeckte den Fußboden, aus weißen und schwarzen Marmorquadraten gebildet, und keine Falte war in dem über denselben gespannten Teppichläufer, welcher mit vergoldeten Ringen befestigt war.

Diese Teppiche, über welche der Fuß dahinschritt, erstickten jedes Geräusch; man glaubte in eine Kapelle zu treten. Durch-

drungen von einem Gefühle der Andacht zögerte ich die Thüre zu öffnen, hinter deren Verschluß ein Geheimnis zu ruhen schien. Doch der Curé brach den Zauber und schlug die erste Flügelthür zurück. Ein kleiner reizender Salon lag vor mir. Derselbe zeigte ein allerliebstes Durcheinander von Schränken und Tischen, von kleinen Lehnstühlen und Chaiselongues, hier an das Fenster geschoben, um den Blick in den blühenden Garten zu gewähren, dort an einen Tisch gerückt, auf welchem in malerischer Unordnung Hunderte von Sachen aus aller Herren Länder standen. Da waren spanische und portugiesische Kästchen von getriebener Arbeit in vieil argent, Nippes von Biskuit und Terrakotten aus allen Jahrhunderten, chinesische Fächer und solche aus indischen Federn, kleine meisterhafte Gemälde im Geschmack Watteau's auf zierlichen Staffeln in das rechte Licht gerückt, genug alles, was das Herz eines jungen Mädchens erfreuen konnte, von einem Vater geschenkt, dessen schönstes Glück diese einzige Tochter war. Die Farbe des ganzen Salons war in Rosa gehalten, die Wände, Ueberzüge der Stühle und Sofas, alles zeigte denselben Stoff, ein lichtes Rosa mit weißem Muster in erhabener Arbeit, und die Füße versanken fast in einem persischen Teppich in gleicher Farbe.

Eine zurückgeschlagene Portiere eröffnete den Blick in ein Nebengemach, aus welchem ein bläuliches Licht mir entgegenschien. Indem ich mich der Thür näherte, sagte mir der Curé, daß wir jetzt sein Heiligtum beträten, nämlich das Boudoir seines Lieblings, der Tochter Monsieur de Bénonceaus, der siebzehnjährigen Marguerite. In dem Boudoir herrschte überall ein mattes Blau. Das kleine Zimmer hatte nur ein Fenster, in welches, gedämpft durch blaue und weißgeschliffene Scheiben, das Licht hineinfiel. Schräg vor der Ecke stand ein kleines blaues Sofa, davor ein kleiner Tisch, umgeben von winzigen Lehnstühlen, so klein und scheinbar zerbrechlich, daß ich kaum gewagt hätte, darin Platz zu nehmen. An der Fensterwand stand ein kleiner

Schreibtisch, auf welchem wohl das Schönste aus der Sammlung des Salons, in kleinen Gruppen aus Biskuit und Bronze in Vasen und Bouketthaltern aufgestellt war, darunter ein kleines Schreibzeug, das eine Engelsgruppe darstellte. Auf dem Schreibtisch lag eine Schreibmappe, welche den Namenszug M. B. in einem Kranze von Margueriteblumen trug. Neben demselben stand eine Blumenetagère, deren ganzer Inhalt, aus Parmaveilchen bestehend, einen entzückenden Duft durch den ganzen Raum verbreitete. An der dritten Wand stand ein Pianino aus edlem Holz, und auf seiner geöffneten Klappe, als wenn die Sängerin soeben von dem zierlichen Sessel davor aufgestanden wäre, lagen die Noten des schönen Liedes Bérangers: „O viens cette nuit, viens dans un songe, o mon bel ange aux ailes d'or.“ . . .

In dem kleinen Gemach hingen nur zwei größere Oelbilder an den Wänden. Das eine war eine meisterhafte Kopie des berühmten Christuskopfes von Leonardo da Vinci. Vor demselben war ein kleiner Betstuhl von schwarzem Holz; wie oft mochten kleine rosige Hände verschlungen zum Gebet darauf geruht haben! Das andere Gemälde in ovalem Goldrahmen hing über dem kleinen Sofa quer vor der Ecke, war aber von einem weißen Vorhang bedeckt.

Und jetzt, sagte der Curé, will ich Ihnen auch die zeigen, welche ich von Kind auf mit erzogen, diejenige, welche die Freude und das Glück meines Alters gewesen ist von Jugend auf, und welche ich jetzt so sehr entbehren muß. Dabei schob er den Vorhang zur Seite, und die Züge eines reizenden Mädchenantlitzes blickten mir aus dem Bilde entgegen.

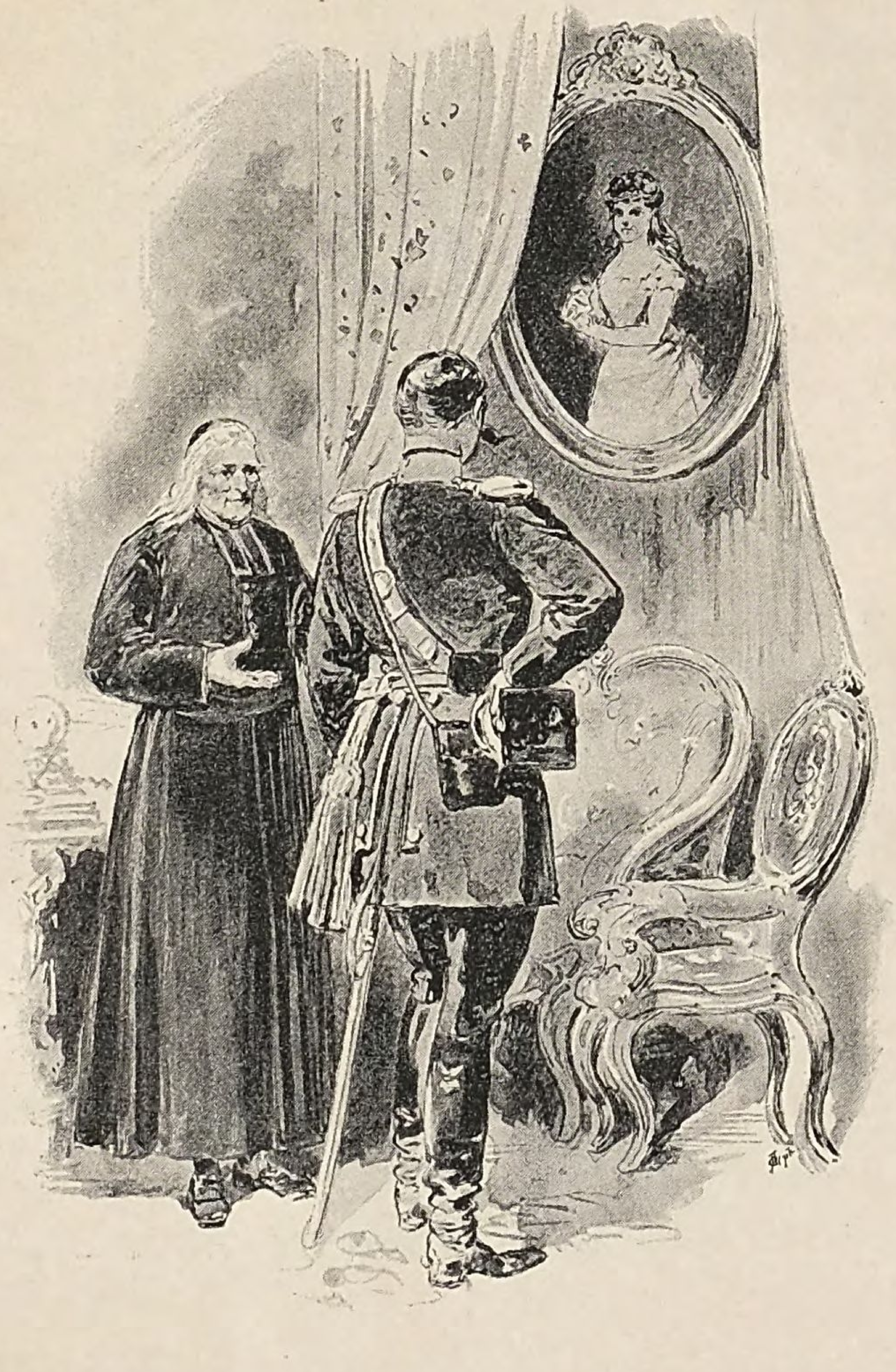
Er habe das Bild seines Lieblings, das erst kurz vor ihrer Abreise fertig geworden und eigentlich für das Zimmer ihres Vaters bestimmt gewesen sei, hier aufgehängt, sagte der Curé, damit dasselbe als Ersatz für die Herrin in den Räumen sei, die sie bisher für ihn zu den frohesten und glücklichsten gemacht habe.

Und so sitze er oft hier im Zimmer vor ihrem Bilde, sende ihr seine Grüße und sehne sich nach ihr. Und fürwahr, die Schwärmerei des alten Herrn war erklärlich, es mußte ein zauberhaftes Wesen sein, dessen Bild ich hier erblickte.

Blaue große Augen blickten mir aus dem Bild entgegen, als wenn sie mich fragen wollten: Was machst du fremder Mann hier in meinen Räumen, und was willst du hier bei der Feindin deiner Nation? Der kleine liebliche Mund war leicht geöffnet und zeigte die weißen Zähne, das ganze süße Gesicht umgeben von einem Gewoge goldblonden, aufgelösten Haares, dazu ein leichtes Sommerkleid, das ausgeschnitten die rosigen Schultern zeigte, man konnte sich keine poetischere Auffassung des Namens Marguerite denken als dieses liebliche Bild es bot. Eine ihrer Lieblingsblüten steckte wie verloren in dem blonden Haar, und die Händchen entblätterten eben eine zweite Blume, als wenn sie mit ihr die bekannte Liebesfrage stellen wollte: Tu m'aimes? du coeur? en douleurs? 2c., die man, wie bei uns, auch in Frankreich kennt.

Lange stand ich vor dem Bilde und konnte mich nicht losreißen von dem süßen Liebreiz dieses Gesichts, das ein sympathisches Gefühl in meinem Herzen erweckte, als wenn es mir sagen wollte, wir gehören zu einander und wir sehen uns wieder. Doch die Hand des Curé, welche ich auf meinem Arm empfand, erweckte mich aus meinem Traum und schreckte mich auf zu der Wirklichkeit, welche so ganz anderes bot als die Gedanken, welche soeben noch meine Seele durchzogen hatten. Ich bat den Curé, der holden Bewohnerin dieser Räume dereinst einen Gruß zu bestellen und ihr zu danken für das Glück dieses kurzen Augenblicks vor ihrem Bilde in ihrem traulichen Zimmer, welches mir wie eine Oase in dem wüsten Kriegslärm erschienen war.

Auf dem kleinen Tische vor dem blauen Ecksofa stand eine Schale von Silber, in ihr lagen mehrere Visitenkarten, unter



welchen ich mit Erstaunen die einiger bekannter Offiziere, ja die unseres Brigadekommandeurs, Grafen D., erblickte. Auf meine Frage, wie diese dahin kämen, sagte der Curé, daß er auch diesen Herren das Haus gezeigt und dieselben zur Erinnerung an diese Stunde ihre Karte für Fräulein Marguerite abgegeben hätten. Auch ich zog meine Karte hervor, welche keinen ganz salonfähigen Eindruck mehr machte, da sie recht zerknittert war, und unter dem Zauber der blauen Augen schrieb ich auf die Rückseite der Karte die Verse Heines:

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold.

Dann fügte ich das Datum bei und legte auch diese Karte in die Schale . . .

Endlich noch ein letzter Blick auf das Bild, dann schied ich und nahm mir nur als Erinnerung eine weiße sternförmige Marguerite mit, die ich in meinem Taschenbuch neben den Briefen meiner Mutter verwahrte. Dann verabschiedete ich mich von dem Curé und sagte, als er mich noch weiter führen wollte, daß ich nach diesem Zimmer nichts Schöneres mehr sehen könnte in seinem lieben Haus, dankte ihm für seine Freundlichkeit und wünschte ihm vieles Glück bis zum Ende des Krieges.

Die Augen seiner Marguerite aber begleiteten mich auf meinem Weiterritt, sie haben mich nicht verlassen während des ganzen Feldzuges, in Schlachten und Gefechten, bei manchem Ritt in kalter Winternacht und manchem Moment, in dem mein Leben in Gefahr war, da fühlte ich plötzlich den Blick dieser Augen, und eine leise Stimme schien zu fragen: „Denkst du noch mein?“

VII.

Und nun, nach Jahr und Tag, hatte ich diese Augen wiedergefunden. Endlich war es mir vergönnt, in sie selbst hinein zu schauen, nachdem ich es fast aufgegeben, sie zu finden. Alle meine Erkundigungen nach dem Friedensschluß, mein Suchen nach ihr während der zwei Jahre, die wir bei der Okkupationsarmee in Frankreich verblieben, es war vergebens gewesen. Stets war mir in Metz, wo ich in dem Stadthause des Herrn von Bénonceau nach ihr fragte, die Antwort geworden: „Monsieur est parti!“

Auch mein liebes Crepy hatte ich wieder aufgesucht, mein braver alter Curé aber war, kurz nachdem die Belagerung vorüber und er sein anvertrautes Heiligtum dem Besitzer unversehrt zurückgegeben, sanft entschlafen, die Aufregungen und Entbehrungen waren für ihn in seinem hohen Alter zu viel gewesen und hatten in ihm den Keim einer tötlichen Krankheit entwickelt. Die Persiennes und Vorhänge des Schlößchens blieben geschlossen, und ein mürrischer, stockfranzösischer alter Diener wollte mir über den Aufenthalt seines Herrn nicht Rede stehen. Nur so viel hörte ich, daß der Conseiller gleich nach dem Abschluß des Friedens seinen Abschied genommen habe und, nach Auflösung seines Haushalts in der Stadt, verreist, wahrscheinlich nach Italien gegangen sei.

Endlich hatte ich meine Erkundigungen, mein Suchen nach Marguerite aufgeben und mir den leidigen Trost geben müssen: Es hat nicht sollen sein. Wenn ich aber die kleine, wohlerhaltene sternförmige Blume betrachtete, da kam mir der Gedanke: Einmal sehen wir uns im Leben doch noch wieder.

Und so hatte ich sie denn wieder gefunden. Ihre blauen Augen leuchteten mir entgegen und alle die in den Jahren von mir gehegten Wünsche wurden von neuem wach.

So fuhren wir dahin, hinein in den duftigen Morgen auf der schönsten Fahrstraße an unserem lieben deutschen Rhein. Schon überlegte ich, ob ich meinen Urlaub nicht verlängern, Marguerite und ihren Vater nach Spaa zu den Rennen begleiten könnte, wohin sie von Köln aus fahren wollten. Da ertönte auch schon der langgezogene Pfiff der Lokomotive, der Zug fuhr brausend und zischend in den Bahnhof von Köln ein.

Er hielt, die Thüren wurden geöffnet, da erschien an der Thür unseres Koupees ein junger Mann mit schwarzem Haar und Henri quatre, öffnete seine Arme und Marguerite warf sich in dieselben hinein.

O mon Richard! — mon' idole Marguerite. Das waren die Rufe, die mir in das erschrockene Herz drangen. Msr. le père aber stellte mir vor: Msr. Richard de Tinseau, le fiancé de ma fille. — Tableau. —

Unter diesen Umständen war von einer Verlängerung meines Urlaubs natürlich keine Rede mehr, resigniert sprach ich Marguerite stammelnd meinen Glückwunsch aus und gewann schnell das Koupee des gerade abgehenden Zuges. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Mein Marguerite-Traum war ausgeträumt. In Gedanken erscheint mir aber oft noch das liebliche Mädchenangesicht, und unwillkürlich frage ich mich: Mußte es sein?

Ein
grün emaillierteſ Blatt.

Erzählung:

Eine Frage.

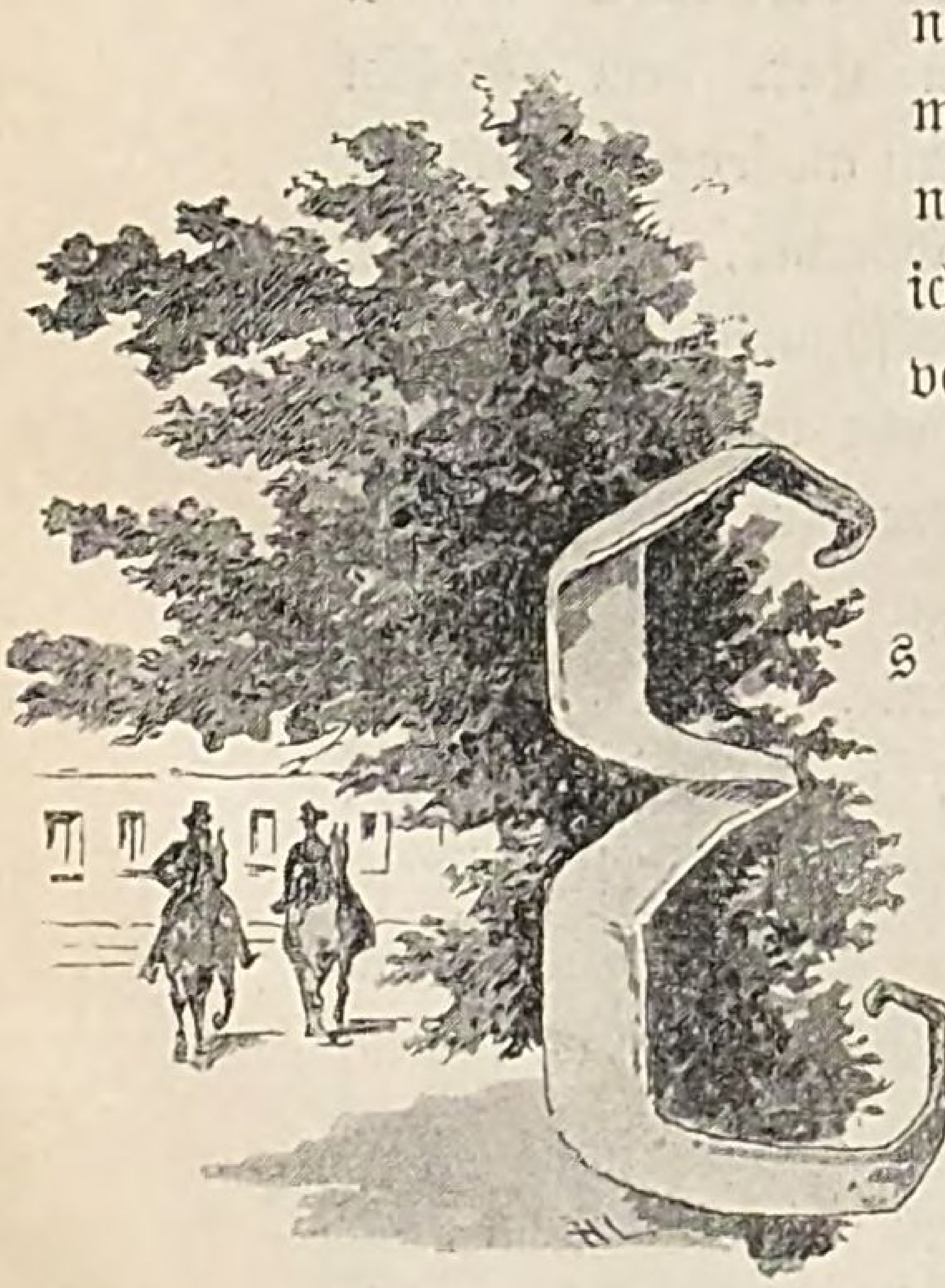
Mit Abbildungen.

Guten Morgen Vielliebchen! Wen hätte diese Frage nicht einmal schon erschreckt? Wehe dem, der nicht die pünktliche Antwort j'y pense oder den Gegenstand bei der Hand hat, über welchen das Abkommen getroffen ist.

Als obiger Gruß mein Ohr traf, da zog ich stolz aus der Brusttasche meines hellgrauen Zivilrockes ein grünes Blatt und hielt dasselbe dem lieblichen Vielliebchen entgegen. — „Ist richtig“ sagte sie und verschwand.

Gern hätte ich sie zurückgehalten, aber ich wußte, daß sie noch viel zu thun hätte; sämtliche Vereinsmitglieder „zum grünen Blatt“ waren noch von ihr zu kontrolieren, da durfte ich sie nicht ihrer Pflicht zu entziehen versuchen.

I.



Es war ein Maimorgen, so schön, wie er meistens nur in den Phantasieen unserer Poeten vorkommt. Wirklich ein Tag, wie ihn der Süden wohl oft, unser kalter Norden aber uns nur selten bescheert. Die Vögel hatten ein Morgenkonzert angestimmt als gelte es ein Konkurrenzsingen, die Blumen entsandten, vom Schlaf der Nacht erquickt, ihre schönsten Düfte, und die liebe Morgensonne schaute blutrot hinter den Wipfeln der meinen Platz umgebenden hohen Bäume auf die Erde und auf mich herab.

Ich war früh aufgestanden und hatte mich in den schönen, schattigen Park hinabbegeben, mochte der Städter so lange schlafen wie es ihm gefiel, ich wollte die Freuden meines Landaufenthalts gründlich durchkosten. Ich stand damals in einer kleinen Garnison Niedersachsens, dieselbe war an einem der größeren Flüsse des Landes und mitten in der Heide gelegen, ich will nicht sagen wie eine grüne Oase, aber doch freundlich im Schmucke ihrer roten Dächer und des hohen Kupferdachs ihres tausendjährigen Domes. Dieses hohe Dach war eine besondere Zierde des alten Domes. Allein die kostbare Patina, die der Lauf der Jahrhunderte auf demselben gebildet hatte, war eine Seltenheit, und wenn man sie herunterschaben könnte, würde ihr Ertrag den Grundstock eines Kapitals geben, das man dereinst zur Erbauung der leider fehlenden Türme verwenden könnte.

Der alte Dom ist ursprünglich von Karl dem Großen erbaut, und noch einige alte Pfeiler erinnern an jene verklungene Zeit. Auch die Spannung des alten Kirchdaches, die breiteste, die ich mit gesehen, soll aus jener Zeit herstammen.

Die alte Kirche ist eine Zierde der Stadt und der Provinz. Genug, die alte Bischofsstadt hatte in ihrer Art ihre Vorzüge, trotzdem aber war der Genuß auch nicht zu unterschätzen, wenn man sie einmal von rückwärts ansehen konnte.

Aber ich will nicht undankbar sein, sie hatte im ganzen doch ihre angenehmen Seiten. Unser ganzes Kavallerieregiment stand dort in Garnison, und die kleine Stadt hatte durch Erbauung neuer Kasernen auch das Ihre gethan, uns freundlich aufzunehmen. Außerdem war in dem Ort eine ganz nette Geselligkeit; wo sonst in einem Städtchen dieser Größe der Pastor, Bürgermeister, Doktor und vielleicht Postdirektor die sogenannten einzigen Honoratioren sind, da waren hier zahlreiche Familien früherer Offiziere und Beamten, genug, eine Gesellschaft von ungefähr fünfzig Köpfen, was in einem so kleinen Orte etwas sagen will. Diese Gesellschaft bestand

allerdings meistens aus Damen, Müttern, jungen und sogenannten „jungen" Mädchen, denen es eine Freude war, mit unseren flotten Offizieren auf den Bällen zu tanzen und eventuell auch Verlobungsgedanken zu hegen, von denen einige denn auch im Laufe der Jahre erfüllt wurden.

Herren gab es in der Gesellschaft verhältnismäßig wenige. Teils waren die betreffenden Väter bereits zu alt und struppiert, um sich noch an den Freuden der Geselligkeit zu beteiligen, teils konnten sie die Vergangenheit nicht vergessen, in der sie in dem kleinen selbständigen Staate und bei dessen Fürstenhause eine andere Rolle gespielt hatten, als es in dem großen neuen deutschen Reich möglich war. Das nahm den alten Herren aber auch eigentlich kein Mensch übel, man achtete und schätzte im Gegenteil ihre Pietät für das depossedierte Fürstenhaus, und da sie sich nicht wie anderswo zu lächerlichen Demonstrationen hergaben, so schonten wir ihre Ansichten, und es kam deshalb auch fast nie mit ihnen zu irgend welchen Differenzen. In anderen Städten des Landes war es damit ja eben anders und hatte namentlich eine derselben, in welcher in den ersten Jahren Teile unseres Regiments untergebracht waren, darin Erstaunliches, wahrhaft Wunderbares geleistet. Dort hatten sich, nun sagen wir einmal die „Partikularisten" zu einer besonderen geschlossenen Gesellschaft zusammengethan, welche ihre Feste für sich hatte und abgeschlossen für sich allein lebte. Es waren merkwürdige Ideen, die dort gezeitigt wurden. Alles hoffte auf eine dereinstige Wiederaufrichtung des alten Fürstenhauses und die Mittel, welche zu diesem Zweck dienen sollten, die waren der Gesellschaft ganz gleichgültig. Das erhabene Wort „Deutschland" war ihnen vollständig zuwider und zwar in solchem Maße, daß sie (es ist eine Schmach für die deutsche Nation es auszusprechen) die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres kleinen Staates sogar damals auf den Erbfeind unseres großen Vaterlandes, auf Frankreich, gesetzt hatten. Von ihm erhofften sie die

Hülfe, ihren Fürsten wieder in das Land einzuführen. Als nun der große Krieg gegen Frankreich ausbrach und dank den deutschen Waffen die Macht desselben endgiltig gebrochen wurde, da brach unter diesen Menschen eine wahre Verzweiflung aus und sie trauerten, wo Alldeutschland im Jubel der Begeisterung und Freude sich der gebrochenen Fesseln ledig fühlte und ein jeder mit Stolz empfand, ein Deutscher zu sein.

Da durch Deutschlands Siege nun ihre sogenannten politischen Umsturzversuche vernichtet waren, da fingen sie denn an, in kleinlichen Wühlereien ihrem Aerger Luft zu machen. Da wurden Broschüren geschrieben, Aufrufe erlassen, zu welchen die Unterschriften oft gepreßt wurden, und mancher Unglückliche, der seinen Namen dazu hergegeben hatte, büßte die Unüberlegtheit der einen Stunde mit dem Unglück seines ganzen Lebens, und konnte sich dabei nur des zweifelhaften Genusses erfreuen, als Märtyrer von dieser partikularistischen Gesellschaft gefeiert zu werden. Ja, auch zum Märtyrer wurde mancher Unglückliche, der, als Offizier in der Linie oder Reserve bei uns stehend, nicht an den dem Könige geleisteten Eid gedacht, seinen Namen unter solchen aufrührerischen Aufruf gesetzt hatte. Wie oft mag er es später bereut haben, wenn er infolge dieser seiner Unterschrift vor das Kriegs- oder Ehrengericht seines Regiments gestellt und schimpflich kassiert wurde! War ihm die Märtyrerkrone eine Entschädigung dafür, daß er aus dem Kreise der anständigen Menschen ausgestoßen und satisfaktionsunfähig wurde? Mußte ein jeder dieser Unglücklichen, Verleiteten nicht seiner zukünftigen Kinder gedenken, die die Schmach eines aus dem Offizierstand ausgestoßenen Vaters dann ihr Lebelang mit sich herumzuschleppen hatten? War da die Anerkennung der kleinen staatsfeindlichen Partei ein Ersatz für all das Elend, das sie über sich und ihre Kinder gebracht hatten? Ich möchte es bezweifeln.

Doch die Weltgeschichte geht ihren Lauf und schreitet mit

im praktischen Leben, alles was er begann, das hatte, wie man zu sagen pflegt, Hand und Fuß. Es war, als ob das Schicksal ihn dadurch entschädigen wollte für die Mißerfolge seines Lebens, die er früher auf idealem Gebiet erlitten.

Dieser geniale Mann verstand es durch richtige Auswahl von Beamten, Arbeitsmeistern und Dirigenten der einzelnen Fächer das zu ergänzen, was ihm selbst an Vorkenntnissen abging, dann aber auch von ihnen zu lernen.

Glück und günstige Konstellationen kamen hinzu, genug, nach weiterem Verlauf von zehn Jahren hatte die Fabrik chemischer Präparate schon einen europäischen Ruf erworben, ihr Besitzer galt bereits für einen reichen Mann.

Im Laufe der Zeit war der Gasthof natürlich ganz beseitigt, und die Ludolfia, wie die ganze Anlage hieß, bildete mit ihren zahlreichen Arbeiterhäusern und den für die Arbeiter geschaffenen, gemeinnützigen Gebäuden fast eine kleine Stadt für sich. Der geniale Gründer und Leiter dieses ganzen Industriezweiges konnte mit Stolz auf das Werk seiner Arbeitskraft und sein Schaffen zurückblicken.

Waren die Jahre aber allein dem Fleiße, der Sorge und der emsigen Arbeit gewidmet, so zeigten sich die Erträge dafür auch mit der Zeit so bedeutend, daß Herr von Ludolf auch für die Muße froher Stunden und seine Hauptpassion, Kunst und deren Sammlungen, Zeit und Mittel finden konnte.

Gleich im Beginn seiner praktischen Thätigkeit im Anfang der fünfziger Jahre hatte er sich wideer verheiratet; er bedurfte in seiner praktischen Thätigkeit eines Heims, einer Leiterin des Hauswesens, die ihm zur Seite stand in seiner Arbeit als treue Beraterin. Diese glaubte er in Therese, der Tochter eines Hofbesitzers in seiner Nachbarschaft, gefunden zu haben, und schnell entschlossen bot er ihr seine Hand.

Und er hatte sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht, war ihm die Frau auch nicht im idealen Sinne die Gattin, die ihm

in seinem hohen Geistesschwung ganz zu folgen und ihn zu verstehen wußte, konnte sie ihm oft nicht folgen auf dem Gebiet des Denkens und Fühlens, so bot sie doch alle ihre Kräfte auf, um das zu sein, was sie sein sollte, eine gute Frau und gute Mutter.

Zur Wonne der Eltern war nämlich nach zweijähriger Ehe ein kleines Töchterchen ihnen geboren, das von Anfang an als Sonnenschein in dem Hause wirkte. Maria wurde sie von ihnen genannt, und alle Liebe, der das Herz des Vaters fähig war, richtete sich nun auf dieses Kind, es entschädigte ihn für manchen herben Undank, den er im Leben erlitten.

Sein Kummer waren für ihn die Kinder seiner ersten Ehe, sie und vor allem die für ihre Gefühle verantwortliche Mutter hatten ihm viel schweres Herzeleid bereitet.

Der Mann, der alles für seine Ueberzeugung und seine idealen Zwecke dahingegeben, der bei der Trennung von seiner Frau in selten großmütiger Aufopferung sein ganzes Vermögen ihr und den Kindern gelassen hatte, er war von dieser Frau wie ein Verbrecher behandelt worden. In dieser Auffassung hatte sie auch die beiden Söhne zu erziehen gewußt, und von ihnen war Ludolf sogar die Aeußerung zu Ohren gekommen „sie hätten keinen Vater mehr.“ Auf das schmerzlichste hatte das Herz des Mannes diese Lieblosigkeit und Schroffheit empfinden müssen, um so mehr aber hatte sich sein Herz der lieblichen Tochter Maria zugewendet, die in größter Liebe und Zärtlichkeit an ihm hing.

So waren die Jahre dahin gegangen. Mit dem vermehrten Wohlstande hatten sich auch die Mittel gehoben, die Kunstneigung zu fördern, welcher besonders Vater und Tochter ergeben waren. Als sie nun einst auf einer Vergnügungsreise in dem schönen Tirol bei La Pieve auf waldiger Bergeshöh die prachtvoll gelegene Villa erblickten, da hatte der Vater den Wunsch geäußert, diese erwerben zu können. Und wieder nach einem Jahre war

sein Wunsch erfüllt worden, der bisherige Besitzer, ein Engländer, war gestorben, für einen verhältnismäßig geringen Preis ging die Villa in Ludolfs Hände über.

Nun aber hatte er verstanden, sein erworbenes Kleinod zu schmücken, fast neu war die schöne Villa erstanden, und so lag sie da, eine Sehenswürdigkeit für die Gegend und eine Berühmtheit für ganz Tirol.

Alle Kunstschätze, welche bis dahin in dem Wohnhause in Ludolfia angehäuft gewesen waren, hatten in ihr Platz gefunden, und auf den weiten Reisen, welche Vater und Tochter alljährlich machten, wurden sie noch immer vermehrt.

*
* *

Das war in kurzen Umrissen das Leben des Herrn von Ludolf, welches er seinem Gaste, der mit Spannung seinen Worten folgenden Marchesa, erzählte, und er fügte hinzu:

So haben Sie denn, Frau Marchesa, die Geschichte eines Mannes vernommen, dessen Jugendideale zwar zertrümmert am Boden lagen, dessen Hoffnung deshalb aber nicht erstorben ist. Die Jahre sind dahin gezogen, die Zeit hat sich verändert, mit ehernem Schritt ist die Geschichte weiter gegangen, und ich sehe vor mir wie einen heller und heller werdenden Stern doch noch die Zeit herankommen, wo unser aller Ideal sich erfüllen wird, wenn auch auf andere Weise als wir damals gedacht.

Sie haben in der Geschichte einen Mann kennen gelernt, dessen Jugend in Träumen nach dem Ideal verflossen, der durch das Leben aber auf die Bahnen der Wirklichkeit geführt worden ist. Aber diese Prosa der Wirklichkeit hat nicht vermocht, mir meine Ideale zu rauben; in den Mußestunden meiner Arbeit habe ich sie zu hegen gewußt, und meine Ideale und die Liebe zu der die Welt verschönenden Kunst haben mein Leben so herrlich gemacht, wie selten das eines anderen.

Wer aber hat zu mir gestanden in guten und bösen Tagen? Hier mein gutes Weib und der Verzug meines Alters, meine Maria. Und dabei schloß er beide in seine Arme.

Aber es ist spät geworden, gestatten Sie, daß ich Sie in das Speisezimmer herüberführen darf, morgen will ich Ihnen meine Sammlungen zeigen. Es wird mir eine Freude sein, der Kollegin auf dem Gebiete der Sammler meine Schätze vorführen zu dürfen.

* * *

Die Besichtigung der Kunstsammlung fand am anderen Morgen statt. Die Marchesa war entzückt von allem was sie sah und was über ihre Erwartung ging. Während Herr von Ludolf aber mit ihr über das Detail und die Schönheiten eines jeden einzelnen Stückes sprach, hier die Feinheit der Ornamente eines in Silber ziselierten Bechers aus der Zeit der Renaissance, dort die eigentümliche Färbung einer der alten chinesischen Vasen besprach, da stand Maria mit großen leuchtenden Augen daneben und folgte mit glühendem Interesse den Worten des geliebten Vaters. Ihr Bild in seiner jugendlichen Schönheit wirkte so entzückend auf die Marchesa, daß sie bei einem Aufblick zu ihr sie plötzlich in die Arme schloß und dem Vater zuflüsterte, alles ist schön in Ihrem Hause und Ihre Sammlungen sind prachtvoll, das Schönste aber von allem, von Ihrem ganzen Besitz, ist Ihre reizende Tochter, um vieles beneide ich Sie, am meisten aber um Maria.

Die Sammlungen wurden an demselben Morgen noch weiter durchmustert, als die Marchesa mit ihrem lieben Hospes in die Kupferstichsammlung trat, fand sie denn auch den ursprünglichen Grund ihrer Herreise, den ersehnten „Mezzotinto“. Doch bei allen Eindrücken in der Villa Theresa, bei der Bekanntschaft mit den ihr bereits so lieb gewordenen Menschen, da war ihr bisheriger Hauptwunsch nach dem Besitz dieses Stiches beinah in den Hintergrund getreten.

Als sie nun ganz vorsichtig Herrn von Ludolf von ihrer brennenden Leidenschaft für alte Kupferstiche sprach und ihm die größten Schätze ihrer Sammlung zum Tausch für einen der beiden Mezzotintos bot, da hatte dieser das gewünschte nicht sehr große Bild in ihre Hände gelegt und gesagt: Bitte, nehmen Sie es zum Andenken an die Stunde unserer Bekanntschaft, es giebt der wahren Kunstkenner so wenige. Es ist mir eine Freude, einen solchen gefunden zu haben und ihm zu helfen, seine Sammlung zu vervollständigen.

Das war der Anfang der Bekanntschaft zwischen der Marchesa und der Villa Theresa in La Pieve.

Im Laufe der Zeit hatte sich aus ihr ein Zusammenleben und eine Freundschaft entwickelt in so idealer Weise, wie sie auf unserem Planeten wohl eine seltene sein möchte.

Als in einem der nächsten Jahre Frau von Ludolf ganz plötzlich an einer Rippenfellentzündung gestorben war, hatte die Marchesa der jungen Maria den schweren Verlust in liebevollster Weise tragen helfen. Wenn sie nicht in der Villa Theresa bei ihren lieben Freunden weilte, so nahm sie jedesmal ihr Kind, wie sie diese nannte, mit sich auf ihre Besitzungen in dem sonnigen Italien, hatte sie auch als sichtbares Zeichen ihrer mütterlichen Stellung mit Einwilligung des Vaters adoptiert und ihren Namen dem väterlichen Marias hinzugefügt. So hieß das nun beinah erwachsene hübsche Mädchen denn Maria von Ludolf-Trani, und so wollen wir sie auch in dem weiteren Verlauf unserer Geschichte benennen.

Als wir die Bekanntschaft der beiden Damen auf der Veranda der schönen Villa bei Neapel machten, da war Herr von Ludolf, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, wenige Tage vorher nach den Bergen Siziliens abgereist und hatte sein Kind den mütterlichen Händen der Marchesa, wie so oft schon, überlassen.

V.

An einem sonnigen, nur etwas heißen Spätnachmittag des Mai 1870 stand auf dem Monte Posilipo bei Neapel ein junger Mann. Die blonden Haare, der kleine helle Schnurrbart, der, nach oben gebürstet, die Oberlippe zierte, die ganze Erscheinung ließen den Deutschen erkennen. Ein kleiner Filzhut saß etwas nach hinten geschoben und ließ die weiße Stirne frei, unter welcher zwei blaue Augen begeistert in die wundervolle Natur da vor ihm hinausschauten. Jetzt aber riß er das Hütchen vom Kopf und es hoch in der Luft schwenkend rief er: „O Neapel, wie schön bist du!“

Es war unser Felix Bögendorf, dem hier zum erstenmal der Rausch Italiens in seiner schönsten Perle, dem sonnigen Neapel, zu Kopfe stieg und ihn in hellster Begeisterung aufjubeln ließ über den Zauber, der da vor ihm lag.

Ein kleines Ränzel auf dem Rücken, so war er am frühen Morgen aus der casa bianca, wo er Quartier genommen hatte, fortgewandert. Er wollte, um ganz ungebunden zu sein, einmal hinauswandern in die Umgebung der schönen Stadt, rasten, wo es ihm am besten gefiel und, überraschte ihn der Abend an einem besonders schönen Punkt, dann dort die Nacht bleiben. Zu diesem Zweck hatte er nur etwas Nachtzeug in sein kleines Täschchen gethan und kam nun, nach einem weiten Gang in die Berge hinein, auf dem Monte Posilipo an. Von dem Gang in der ungewohnten Hitze war ihm warm geworden, er nahm

auf einer Steinbank Platz und sah in das Paradies da vor ihm hinaus.

Der Himmel war tiefblau über ihm, hinter dem Vesuv aber, dessen Dampfwolke größer und höher wie gewöhnlich in die Wolken hinauf ragte, türmte sich eine fast schiefergraue dicke Wolkenwand empor. Es schien ein schweres Wetter dort hinauf zu ziehen, welches der lechzenden Erde Erquickung schaffen wollte nach der wochenlangen Dürre und Trockenheit.

Das Meer erschien tiefgrün, mit breiten violetten Schattierungen zwischen den unruhig aufsteigenden, sich in endloser Reihe immer von neuem überstürzenden, eine die andere erdrückenden, mit ihren weißen Kämmen hoch aufrauschenden Wellen. Dazwischen wie ein ruhiger weißer Schwan ein großer heller Fleck schneeigen Schaums, kein Bestand, nur ewiger Wechsel. Und das stürzte und wogte, überschlug sich und floß dann wieder eine Zeit lang glatt dahin, während unzählige Farbentöne die Wasserberge und Thäler vergoldeten, sie bald schwarz, bald rubinrot färbend. Die Sonne war bereits im Untergehen, unter den zerstückelten Windwolken im fernen Westen schimmerte es noch dunkelrot, dann verglomm auch dieses. Und höher und höher stieg das düstere Wolkengebirge mit seinen tiefbraun gefärbten Rändern am östlichen Himmel hinauf. Wie das Schicksal kam es mit gewaltiger Wucht unaufhaltsam daher und bisweilen zuckte ein heller zickzackgleicher Strahl in dasselbe hinein, dem in weiter Ferne ein dumpfes, an den Vorgebirgen sich stoßendes und von ihnen weitergetragenes, lang dahin rollendes Donnergebrüll folgte. Es war, als ob dahinten ein gewaltiges Heer die ersten den Kampf beginnenden Schüsse aus dem ehernen Munde der Geschütze gegen den Feind entsende.

Unten aber in den Straßen Santa Lucias begannen die Laternen einzeln aufzuglänzen und leise erklang aus einem Vororte der Stadt eine schwermütige Melodie über dem eintönigen

Brausen des Meeres, flüsternd und leise, als höre man ein Lied, das von schwärmenden Zikaden gesummt wird.

Und dieses Lied sang Liebeslust und Seligkeit.

Schön war der Golf im Sonnenschein, aber in der wechselnden Beleuchtung des aufsteigenden Gewitters noch um vieles erhabener, und kein empfindungsvolles Gemüt konnte sich dem Zauber dieses großartigen Natur=Bildes entziehen.

Und höher und höher stieg die Wolkenwand, tiefer und tiefer wurden die Schatten, die sich vor ihr her wälzten, nun schon die einzelnen Lichtpunkte da unten mit ihrem Dunkel bedeckend.

Felix fühlte, daß er sich trennen müsse von dem jetzt so grotesken Zauber da vor ihm, wenn es ihm gelingen sollte, noch ein schützendes Dach vor dem Unwetter zu erreichen. Schwer nur konnte er Abschied nehmen, aber ein näher zuckender gewaltiger Blitz, fast unmittelbar gefolgt von dröhnendem Donner, trieb ihn zur Eile an.

Ein zwar steiler, aber den weiteren Abstieg bedeutend abkürzender, direkter Weg führte zur Stadt, ihn schlug er ein und hoffte auf ihm noch ein bergendes Haus zu erreichen, ehe das Gewitter sich in seiner ganzen Stärke entlüde.

Schon fielen einzelne große Tropfen, die Nacht über ihm wurde tiefer und tiefer; seine Schritte beeilend, sah er auf einige Entfernung bereits die blinkenden Lichte der Häuser vor sich. Doch nun war auch die elementare Naturgewalt da oben entfesselt, ein glutheißer Orkan kam mit gewaltigen Stößen dahergerauscht, ein Blitz folgte in unmittelbarer Nähe dem anderen, die Schleusen des Himmels öffneten sich und mächtige Wassermassen stürzten auf den im vollen Lauf befindlichen Felix herab. Zwar versuchte er sich, so gut er konnte, mit dem Schirm zu decken, trotzdem war er aber schon stark durchnäßt, als er endlich die Halle des nächsten schützenden Hauses erreichte, die dort befindliche Glocke zog und den öffnenden Diener um Unterkunft während des Unwetters bat.

Es war die Villa der Marchesa di Trani, welche ihre Pforten dem durchnäßten Wanderer öffnete.

Zwar hatte Felix nur das bergende Haus erreichen wollen, auf die Frage des alten Dieners, „ebbene, soll ich Sie nicht Madonna Marchesa melden?“ gab er jedoch seine Zustimmung. Er bat der Dame zu sagen: Ein junger Deutscher bäte, das schwere Gewitter hier abwarten zu dürfen, gab seine Karte dem Diener, legte sein Ränzel auf einem in der Vorhalle befindlichen Tisch und suchte sein zerwehtes Haar und seinen durchnäßten Anzug vor dem in der Halle befindlichen großen Spiegel möglichst präsentabel zu machen.

„Madonna läßt bitten.“ — Felix trat in ein schönes Gemach, das den Blick in eine Enfilade von elegant und kunstvoll dekorierten Räumen öffnete.

Der in der Gewitterstimmung dunkel daliegende Salon war leer, das geringe Licht, welches durch die hohen Fenster fiel, wurde durch lang herabhängende Seidenvorhänge noch gedämpft. Eine Gruppe von Divans und kleinen Fauteuils, mit buntem Brokatstoff überzogen, stand mitten in dem Zimmer, die Wände schmückten alte kostbare Oelbilder und die vielen umherstehenden prächtig eingelegten Mosaik- und Bouletische konnten kaum die Masse von Nippes, bestehend aus altem Porzellan, wunderbar geformtem und gefärbtem Glas und seltenen Waffen, tragen. Ein schwerer indischer Teppich bedeckte das Parkett von Marmor, in dem der Fuß tief versank. Fast lautlos schritt Felix auf dem Teppich der durch einen bunten indischen Vorhang verdeckten nächsten Thüre zu. Da rauschte die Portière auseinander, die Marchesa, an der Hand Maria führend, trat ihm entgegen.

Sie trug Felix' Karte in der Hand und, mühsam die Buchstaben auf derselben entziffernd, sagte sie: „Signore di Bögendorf?“ Felix nahm seine ganzen Kenntnisse der italienischen Sprache zusammen und versuchte es, der Dame in

wohlgesetzter Rede klar zu machen, woher er die Kühnheit nähme, noch in so später Stunde die Ruhe ihres Heims zu stören.

Ein silberhelles Lachen unterbrach ihn, erstaunt schlug er die Augen auf, lächelnd trat Maria mit ausgestreckter Hand ihm mit den Worten entgegen: „Quälen Sie sich nicht, mein Herr Vetter, die deutsche Zunge will den fremden Lauten nicht gehorchen, sprechen Sie deutsch, auch Mama versteht jetzt unsere Sprache.“

Ueberrascht, fast erschreckt von diesen Worten wagte Felix kaum, die zarten, weißen Finger zu berühren und schaute fast ängstlich hinein in diese blauen Augen, die ihm da neckisch lächelnd aus dem lieblichen Gesicht entgegenblickten.

„Ja, liebe Mama, das ist nämlich solch eine Art von Vetter von mir“, fuhr das anmutige Mädchen fort, und dann sich zu Felix wendend und ihm eine graziöse Verbeugung machend, sagte sie: „Ich heiße Maria di Ludolf-Trani.“

Aber immer noch zeigten Felix' Augen kein Verständnis, hatte er überhaupt den Namen seines Onkels, Maria's Vaters, in den Jugendjahren wenig gehört oder machte es die Verbindung mit der italienischen Endung? Wie auf eine Art von Wunder blickte er zu Maria auf. Und doch, wie war ihm denn? Da hatte er ja doch zwei Vettern, die den Namen von Ludolf führten, er hatte sie ja selbst vor Jahren einmal in Osterburg damals gesehen, als sie mit ihrer Mutter, und das war ja richtig seiner Mama Schwester, einmal zum Besuch dort waren.

Aber hatten die denn etwa eine Schwester? Von der hatte er ja noch nie etwas gehört. Und doch, dieses bezaubernde Mädchen da, nannte sich ja mit demselben Namen, nannte sich eine Art von Cousine. Wie ging das zu?

Sei es aber, wie es sei, diesen Augen, diesen lächelnden Lippen gegenüber konnte er nicht länger über Verwandtschaft grübeln, freudig ergriff er nochmals das kleine Händchen, und

es an seine Lippen führend, sagte er: „Wie unendlich freue ich mich, Dich, liebe Cousine, kennen zu lernen.“ Wer war denn aber nun diese vornehme alte Dame, die Maria Mama nannte, war das etwa seine Tante? Schon wollte er sie als solche anreden, da ward ihm von Maria auch schon die Belehrung, daß es nur ihre liebe Adoptiv-Mama wäre, ihr Vater, der erst vor einigen Tagen abgereist sei, würde sich aber so gefreut haben, Felix, den Sohn seines Schwagers und alten Freundes, kennen zu lernen.

War es nicht ein wunderbares Geschick, das Felix nun gerade in dieses Haus gebracht hatte, das vielleicht dazu dienen sollte, zwei langgetrennte Familien wieder zusammenzuführen?

Die Marchesa aber, auch erstaunt ob dieses eigentümlichen Zufalls, lud Felix zum Bleiben ein, sie ruhte nicht, bis er ihr versprach, einige Zeit bei ihnen zu bleiben und die Verwandtschaft, die zwischen ihnen ganz abhanden gekommen sei, zu erneuern. Und Felix blieb, konnte er dieser Einladung, Maria's freundlichem Zureden, ihren süßen Augen widerstehen?

Sein Gepäck wurde aus der casa bianca geholt, es wurde ihm ein reizendes Gastzimmer angewiesen. Und er blieb, blieb erst den folgenden Tag, dann noch einen und plötzlich waren acht Tage verschwunden, und er konnte sich nicht trennen von diesem Hause, in dem ihm der Stern seines Lebens aufgegangen war, denn daß Maria das sein würde, merkte er sehr bald.

Mit ihrem Kennenlernen, aus der verwandtschaftlichen Freundschaft, da war bald die Liebe in die Herzen der beiden noch so jungen Menschen eingezogen und das noch unausgesprochene, so selige Gefühl, daß die Zukunft nur eine gemeinschaftliche für sie sein könne, war in ihnen beiden.

Wenn die Liebe aber plötzlich in eines jungen Menschenherzens Leben tritt, um darin wie das heilige Feuer im Tempel zu brennen, so füllt sie dasselbe ganz aus. Ausschließlich

nimmt sie von demselben Besitz. Die Liebe des Weibes unterscheidet sich in dieser Ausschließlichkeit noch von der des Mannes, der noch Zeit findet, an andere Sachen zu denken. So war es auch mit der Maria's. Das noch so junge Mädchen hatte bis dahin eigentlich nur für ihren Vater gelebt, er war der einzige Mann, zu dem sie in Liebe und Zärtlichkeit aufgesehen hatte und nach dem Maßstabe seines Wesens und ganzen Seins hatte sie auch die anderen Männer beurteilen gelernt, mit denen sie bisher zusammengekommen war. Ihm war nach ihrer Ansicht keiner gleich an Tiefe des Gefühls, vornehmer Denkungsart und selbstloser Lebensauffassung. Nun trat dieser junge, im Leben noch fast unreife, zwar kluge und liebenswürdige, aber doch eben noch so jugendliche Mann in ihr Leben ein, dem sie sich außerdem durch die sogenannte Verwandtschaft auch äußerlich nah gestellt sah.

Geschwister hatte sie nie gehabt, mit der Mutter war sie selten eines Geschmackes und einer Anschauung gewesen, da hatte sich denn ihr ganzer Reichtum an Zärtlichkeit und Liebe dem Vater und, in den letzten Jahren, der Marchesa zugewandt. Nun trat dieser ihr gleichalterige Vetter ihr plötzlich so nah, und sie fühlte es in ihrem Herzen, daß Felix sie liebte fast vom ersten Begegnen an, war es da zu verwundern, daß sie sich ihm zuneigte und bald unausgesprochen die Liebe zwischen ihren Herzen hin und her ging?

Aber auch der selige Augenblick des Bekennens ihrer Liebe sollte für diese beiden von der Natur so reich ausgestatteten Menschenkinder kommen. Verschönend hatte dieselbe auf beide gewirkt. Seit dem Maria liebte, war sie noch lieblicher geworden, in ihren feucht glänzenden blauen Augen, die immer etwas wunderbares gehabt hatten, lag jetzt ein unwiderstehlicher Zauber und auch Felix' Aeußeres hatte gewonnen, das Glück war in seinen hellen Augen zu lesen und seine Haltung war fester und männlicher geworden.

Es war ein wundervoller Abend, der Abglanz des südlichen Sonnenscheins, der am Tage über dem Golf und über Stadt und Land geleuchtet hatte, ruhte noch über den Bäumen und über den blütenduftenden Beeten des Parkes. Und über alledem schwebte melodisch der Gesang der Fischerinnen, welche, vom Fischfang kommend, zur Stadt zurückkehrten. Wehmütig klang ihr Lied und selig auch, — die ganze Welt war von Poesie erfüllt. Felix und Maria gingen im stillen Glück des Beieinanderseins in dem schattendunkeln Laubgang, welcher nach dem Strande des Meeres hinabführte, lautlos neben einander dahin. Die Marchesa war in der Villa zurückgeblieben und hatte auch die beiden jungen Leute gebeten, nicht zu lange draußen zu weilen, da sie die Nebel fürchtete und die Gefahren der Perniciosa, dieser schrecklichen Krankheit, bereits wieder in der Gegend spukten.

Was aber sind solche Befürchtungen für zwei junge liebende Herzen, welche es zu einer Aussprache drängt?

Kaum schritten sie neben einander her, da fing Felix denn mit niedergeschlagenen Augen von seiner bevorstehenden Abreise an zu sprechen und sagte: „Liebe Maria, die nächste Zeit muß uns trennen; in den seligen verflossenen Tagen ist der Stern einer Hoffnung in mir aufgegangen, einer Hoffnung, welche mich mit namenlosem Glück erfüllt. Aus unserer ersten verwandtschaftlichen Bekanntschaft ist eine innige Zuneigung geworden und, meine teuere Maria, aus der Zuneigung eine treue wahre Liebe zu dir. So stehe ich nun vor dir, um dich zu fragen: Willst und kannst du diese Liebe erwidern?“

Er hatte die kleinen Finger ergriffen und drückte sie erst an die Lippen und dann an sein Herz. Ein wonniger Schauer kam über ihn, als er dabei einen leisen Druck der kleinen Hand empfand. Sie aber schlug die Augen voll zu ihm auf, es glänzte feucht in ihnen, dann aber sagte sie leise, aber klar und fest: „Ja, ich will.“

Die See rauschte zu ihren Füßen, in den Wipfeln der Palmen flüsterte der Abendwind, drüben am Horizont vergoldete die Sonne mit ihrem letzten Strahl die glitzernde Wasserfläche und von dem Kirchturm des Klosters Santa Lucias klangen die Abendglocken herüber.

Felix aber legte beide Arme um die zarte jugendliche Gestalt, zog sie an sein Herz und küßte sie auf die zu ihm aufschauenden Augen, auf die süßen Lippen:

Wenn zwei sich küssen zum erstenmal,
Bleibt noch auf Erden ein Duft und Strahl,
Es leuchtet der Platz, es strahlet der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg.
Denn alles ist Wonne und Sonnenstrahl,
Wenn zwei sich küssen zum erstenmal.

Ein süßer Liebestaumel kam über sie und der Gedanke, nun verbunden zu sein für alle Ewigkeit, ließ sie Zeit und Welt vergessen.

„Nun aber zu ihr, mein Felix, die erste, welche unser Glück kennen lernen muß, ist meine liebe, süße Mama, sie hat es geahnt, wie es mit uns kommen würde, laß uns zu ihr eilen und sie um ihren Segen bitten für uns und unser Glück.“

VI.

Mit ausgestreckten Armen, freudeglänzenden Augen wurde das junge Liebespaar von der Marchesa empfangen, als es Hand in Hand vor sie trat, um ihren Segen zu erbitten.

Machen Sie mein Kleinod glücklich, lieber Felix, nun auch bald mein Sohn. Ich habe Sie kennen gelernt in den verflossenen Tagen und weiß, daß ich amor mia keinem besseren anvertrauen kann als Ihnen. Schwer werde ich Maria entbehren, aber ich hoffe, daß die zukünftige deutsche Heimat uns nicht trennen wird, sondern daß ich von Zeit zu Zeit die Freude haben werde, Sie beide nach wie vor hier bei mir zu sehen. Ich werde gleich an Marias Vater nach Palermo schreiben, ihr könnt euere Briefe hinzufügen, und wie ich meinen Freund Ludolf kenne, wird er sich mit uns freuen und sein Liebstes gern Ihrén Händen, lieber Felix, anvertrauen.

Und so geschah es. Wenige Tage darauf traf Herr von Ludolf in der Villa ein. Als die hohe, ungebeugte Gestalt des tapfern Kämpfers in den Mühen des Lebens aus dem Koupee stieg und die beiden jungen glücklichen Menschenkinder ihm auf dem Perron in Neapel entgegeneilten, da streckten sich seine Arme ihnen entgegen und beide zusammen schloß er an die breite Brust. Es war ein liebliches Bild, als die drei nun dahin schritten, der Vater in seiner kraftvollen Erscheinung mit dem weißen Haar und dem langen grauen Bart zwischen den beiden Gestalten in ihrer frischen Jugendschönheit, und mancher bewundernde Blick

folgte ihnen, als sie so dahin gingen, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen. In der Villa angekommen trat die Marchesa ihnen entgegen, und freudestrahlend den alten Freund begrüßend fragte sie ihn leise: Habe ich es gut gemacht und freuen Sie sich des Glückes unserer Kinder? „Von ganzem Herzen," antwortete jener, und sich dann zu Felix wendend sagte er: Sohn meines alten Freundes, nun auch mein Sohn, du wirst vereinen, was sich einst vor Jahren sehr geliebt. Dein Vater und ich, wir haben stets dasselbe gewollt, wenn auch auf verschiedenen Wegen. Haben uns auch die äußeren Verhältnisse getrennt, in unserem Herzen sind wir, wie ich glaube, stets dieselben geblieben. Was an mir liegt soll geschehen, den alten Freund, deinen Vater, wieder ganz zu versöhnen und ihm zu beweisen, daß wir beide, wenn auch jeder auf seine Art, nur für eins gelebt haben, das ist die Einheit aller deutschen Stämme, die Größe unseres erhabenen, deutschen Vaterlandes. „Gut Deutschland allewege."

Dir aber, lieber Felix, gebe ich in Maria mein Bestes hin, sie war mein Trost und meine Stütze in vielen einsamen Stunden; du wirst erst mit der Zeit ihren ganzen Wert kennen lernen. Das Vertrauen, das ich in dich setze, der ich dich selbst bisher nur aus den Schilderungen meiner alten Freundin kenne, ist mit darauf gegründet, daß du der Sohn deines wackeren Vaters bist, ein Reis von dem Stamme muß ein gutes sein. Ich werde dich kennen lernen in den nächsten Wochen, denn ich beabsichtige mit Euch nach Deutschland zu deinem Vater zu gehen. Und, meine Kinder, so genießet denn jetzt die schönste Zeit Eueres ganzen Lebens, Euere erste Liebe, nie kommt eine solche Zeit im Leben wieder. Bei diesen Worten umarmte er die beiden glücklichen jungen Menschen, die sich bewegt an seine Brust schmiegten.

* * *

In den nächsten Tagen trafen denn auch die erwarteten Briefe von Felix' Eltern aus Osterburg ein.

Zwar bist du noch jung, mein Felix, so lautete des Vaters Brief, aber nach dem alten Sprichwort: „Jung gefreit, hat niemanden gereut", will ich dir meine herzlichsten Glückwünsche zu der Verlobung mit der Tochter des Mannes senden, der einst mein Freund war. Es ist ein Mann, ein Mann in des Wortes bester Bedeutung, wie es wohl nur wenige giebt. Er hat, treu seiner Ueberzeugung, alles für sein Ideal einst dahin gegeben; in dieser so materiellen Zeit bildet er eine Ausnahme der sonst so egoistischen Welt. Und seine Tochter! Sie muß nach deiner Beschreibung, nach allem was ich über sie gehört, denn ich habe meinen alten Freund nie aus meinen Augen verloren und mir stets über sein und der Seinigen Schicksal berichten lassen, eine Perle unter dem weiblichen Geschlecht sein. Suche dich, mein Felix, ihrer wert zu machen und führe sie uns bald zu. Ich habe den Vater Marias gebeten, mit seiner Tochter in allernächster Zeit zu uns zu kommen, wir wollen sie kennen lernen und uns eueres Glückes erfreuen. Mein alter Freund aber mag sich umsehen im deutschen Lande, wie es dort jetzt aussieht. Zweiundzwanzig Jahre ist er seiner alten Heimat fern geblieben; was er dereinst irrend fehlte, ist längst und längst vergessen und vergeben, er soll sich mit uns jetzt des Morgenwindes freuen, der durch die deutschen Lande dahinbraust und die letzten schwarzen Wolkenschatten vor der aufgehenden Sonne zu verjagen beginnt. Möget ihr bald zu uns kommen, bald, kein Mißton soll sein Hierseln stören.

Ein besonderes Schreiben an Herrn von Ludolf lag dem Briefe bei, das, die Einladung wiederholend, alle alten Jugenderinnerungen wachrief und das letzte Zaudern und Bedenken des alten Freiheitskämpfers überwand. Für die nächsten Tage wurde die Abreise beschlossen.

Und so reisten denn die glücklichen beiden Menschen mit

ihrem lieben Vater den deutschen Harzbergen entgegen. „Endlich wieder auf deutschem Heimatsboden," das waren die Worte, die Herr von Ludolf jubelnd ausrief, als sie die Eisenbahn durch die knorrigen Eichenwälder Westfalens dahin führte. Seine Brust dehnte sich weit aus, und die blauen Dichteraugen leuchteten vor Wonne, als er den Duft der Harzbäume wieder einatmen konnte, unter deren Schatten er als Kind gespielt.

Maria teilte das jubelnde Entzücken des geliebten Vaters, auch sie hatte ja noch nie bis dahin die deutsche Grenze überschritten. Wenn auch Italiens Sonne sie berauscht hatte, so war sie doch eine Deutsche geblieben, und deutsche Berge mit ihrem kräftigen Tannengrün und dem würzigen Ozon ihrer Berge wurden von ihr doch noch den Olivenhainen Italiens vorgezogen.

Endlich leuchteten die Zinnen der Osterburg ihnen entgegen, und da stand denn schon die ganze Familie Bögendorf ihrer harrend auf dem Perron der kleinen Station. Auch die Brüder in ihren schmucken Reiteruniformen hatten sich eingefunden, alles jubelte der jungen, lieblichen Braut, voraussichtlich der Königin des ausgebreiteten Hüttenbezirks, entgegen.

Und da hielt der Zug, die Thüren öffneten sich und nun dieses frohe Begrüßen! Wie soll ich die Gefühle der Ankommenden und der Empfangenden beschreiben?

Herr von Bögendorf wußte nicht, ob er zuerst den alten Freund oder die liebliche Tochter, oder seinen Felix in die Arme schließen sollte, und Maria wieder konnte nicht herausfinden aus den sie umstrickenden Mutterärmen. War es doch ihres Lieblings Felix Braut, das allein hatte die Zärtlichkeit der Mutter so entfesselt, und nun diese Augen, diese Lippen, die auf den ihren ruhten, die Braut war ja noch viel, viel anmutiger, als sie alle sie sich vorgestellt hatten. Auch die Brüder traten heran, um die zukünftige Schwägerin zu begrüßen, in beiden schien bei dem Anblick Marias ein gewisser Neid zu erwachen; eingefleischte

Junggesellen wie sie waren, hatten sie bis dahin die Ehe abgeschworen, die zukünftige reizende Schwägerin, ihr Liebreiz und ihre Anmut schien sie in ihren Entschlüssen schwankend zu machen, und sie kehrten ihre liebenswürdigste Seite heraus. Gemeinschaftlich wurden die bereitstehenden Wagen bestiegen; die beiden alten Freunde nahmen in dem ersten derselben Platz, es war, als ob die zwei sich nicht trennen könnten. Welch ein Gesprächsstoff war zwischen ihnen, was hatten sie sich alles mitzuteilen! Das liebe Wort: Weißt du noch? das für alle Jugendfreunde immer von neuem wieder seinen Reiz bestätigt, spielte auch zwischen ihnen seine Rolle, das Glück ihrer Kinder, die Zukunftspläne, welche sich mit ihm für sie verbanden, die gemeinschaftlichen Interessen in Bezug ihrer Fabriken, alles das schuf so vielfache Beziehungen, daß der Gesprächsstoff nicht enden wollte und immer erneute Fragen, immer neue Gesichtspunkte zwischen ihnen auftauchten.

Endlich war das große Hüttenwesen erreicht. Schon von ferne wehten den Ankommenden bunte Fahnen in dem Schwarz-weiß-rot des deutschen Bundes entgegen, und die Klänge des Preußenliedes begrüßten sie bei der Einfahrt in den schönen Park. Wehmütig und freudig zugleich blickte Herr von Ludolf auf dieses neue deutsche Reichspanier, und er sagte zu dem Freunde: Ja, es ist besser gekommen, als wir damals gedacht, wir wollten unter dem Banner Schwarz-Rot-Gold das erreichen, was Schwarz-Rot-Weiß jetzt erkämpft hat. Was aber macht die Farbe aus? Die Hauptsache ist, daß das Resultat, der Kampfespreis erworben ist, aus ihm wird sich unser Ideal entwickeln, wir haben und halten es fest in unserem Herzen, wir werden die deutsche Kaiserkrone noch auf unsers greisen Königs Haupte sehen, dann können wir beruhigt und glücklich schlafen gehen. Warm drückte Herr von Bögendorf des alten Jugendfreundes Hand, und eine feste Zuversicht war in beider Herzen.

Als nun die anderen Wagen heranrollten, da brachen die Hunderte von Bergleuten der Werke, welche, Spalier bildend, sich zu dem Empfang der zukünftigen jungen Herrin in ihren kleidsamen Uniformen eingefunden hatten, in ein donnerndes Hoch aus, und als der Wagen hielt, überreichte der Obersteiger der mit holdem Lächeln auf diesen Empfang schauenden Maria einen prächtigen Strauß und rief: „Willkommen in Osterburg."

Ein frohes Mittagessen vereinte nachher alle Gäste und die obersten Beamten, bei dem noch manche Begrüßungsreden gehalten wurden.

Als aber die Gäste, geführt von ihren Wirten, nachher auf den Balkon heraustraten und grüßend herabschauten auf die festlichen Tafeln, an denen die Bergleute und Fabrikarbeiter zur Feier des Tages ihr Festessen hatten, da erhoben sich alle, und ein Jubelruf ertönte von ihren Lippen: „Heil dem Bräutigam, Heil unserer jungen Herrin Maria!"

VII.

Es waren frohe Glückstage, die nun für die uns liebgewordenen Menschen in Osterburg begannen. Der Monat Juli des Jahres 1870 war so recht eine Zeit, wie man sie unserem Norddeutschland wohl öfter gönnen möchte.

Tiefblau lag der Himmel über dem Harz und seinen grünen Wäldern, die Vögel sangen und die Blumen blühten. Wonnige Glücksstunden verlebte unser junges Paar miteinander, voll Interesse folgte Maria in den Stunden des Tages ihrem Felix, wenn er sie umherführte in all den weiten Fabrikgebäuden, wenn er mit ihr hinabstieg in die Schachte, in die Tiefen der Erde und ihr erklärend zeigte, wie die Bergleute das Gestein absprengten und die bleihaltigen Stücke ausschieden von den anderen minderwertigen, welche dann noch weiteren Zwecken dienen mußten. Rosig sah das liebliche Gesicht aus dem die ganze Gestalt einhüllenden schwarzen Grubenkittel heraus, die blauen Augen folgten mit Spannung Felix' Worten und fanden sich bald zurecht in den schwarzen Höhlen und Gängen, in welchen tief da unten in der Erde Schoß alle die Männer wirkten, ein jeder in seiner Weise, für des Hauses Bögendorf Wohl und die Blüte des weitverzweigten Geschäftes. Abends aber wanderten sie oft durch den schönen Park weit hinaus in den schweigenden Wald, der Mond ergoß sein Licht über die in stillem Schweigen dastehenden Bäume und leise nur rauschten die Zweige. Auf diesen Wegen war oft der Vater Marias ihr Begleiter; wie

verstand er es sie einzuweihen in die geheimnisvollen Schönheiten der Natur, und andachtsvoll schauten sie auf zu dem Manne, der da begeistert sprach von allem, was er in der schönen Welt herrliches gesehen. War doch Herr von Ludolf in seinem Herzen kein Philosoph, sondern ein Dichter mit seinen richtigen Dichteraugen, die so begeistert in die Welt hinaus schauten. Augen, die mehr und schöneres dort sahen als die gewöhnlicher Sterblichen. Bei anderen Menschen, wenn sie älter werden, die Falten und Runzeln sich im Gesicht einstellen und der Abend des Lebens leise und schrittweise herauf dämmert, stellt sich dann auch ein Nachlassen der Begeisterung für Natur und Gottes Wunderwerke ein. Bei Marias Vater war das alles anders, er hatte die Jugend im Herzen, und auf solche Menschen hat die Zeit keinen Einfluß, sie bleiben jung, wenn das Alter auch ihre Züge bleicht.

Die innigste Harmonie vereinigte die ganze Familie, und besonders war es Felix' Mutter, welche Maria nur ungern von ihrer Seite ließ, sie konnte des jungen Mädchens nie genug haben. Schon jetzt räumte sie ihr den Platz der jungen Herrin ein und zeigte ihr alle Pflichten und Beschäftigungen als Vorsteherin des großen Haushaltes.

Herr von Bögendorf und sein alter Freund hatten in den letzten Tagen viel in des ersteren Arbeitszimmer zusammen gesteckt, lange Gespräche waren von ihnen geführt worden, in denen die Zeitungen wohl auch eine große Rolle spielen mochten, wenigstens war die ankommende Post stets mit großer Spannung von ihnen erwartet worden und in ihren Gesprächen waren häufig die Worte Spanien und Frankreich gefallen. Auch das junge Liebespaar hatte wohl einmal diese Worte gehört, was kümmern sich aber die Herzen in der Blütezeit ihrer Liebe um Politik und derartige Ereignisse? Sie glaubten wohl, es beträfen die Worte neue Konstellationen in den Geschäftsbeziehungen ihrer Väter und legten keinen besonderen Wert darauf.

So saßen an dem Spätnachmittage des 15. Juli Frau von Bögendorf und Maria mit ihrem Felix friedlich zusammen im Park auf einer kleinen Anhöhe, welche einen Blick weit hinaus in die Vorberge des Harzes gestattete. Es war dort oben ein schattiger Platz geschaffen worden, und bequeme Gartenmöbel standen umher zur Rast einladend. Der alte Diener hatte das Kaffeegeschirr eben abgetragen und wollte sich mit ihm entfernen, als Frau von Bögendorf ihn fragte: „wo ist Herr von Ludolf und der Herr?“ Beide Herren sind vor einer Stunde in die Stadt gefahren, sie lassen den Damen sagen, sie erwarteten wichtige Nachrichten und würden erst gegen Abend zurückkommen.

Ohne Arg über die Wichtigkeit dieser Bestellung ging das liebevolle Gespräch zwischen den dreien weiter. Sie sprachen von der Zukunft, wie im nächsten Frühjahr die Hochzeit des jungen Paares sein, Felix vorher noch nach England gehen sollte, wie dann der nächste Sommer alles glücklich vereinen würde und was denn so Gespräche zu sein pflegen, wo es sich um ein Brautpaar handelt und um die Erfüllung seiner Hoffnungen.

In ungetrübtem Blau lag der Himmel scheinbar über ihnen und ihrem Leben, und die Sonne des Glückes schaute auf die Liebenden und ihre Zukunft herab.

O diese ahnungslose Stimmung des Glückes! Wie oft wird dieser Nachmittag auf dem friedlichen Platz in Osterburgs Park noch zweien der drei in das Gedächtnis zurückgerufen, wie oft als letzter Lebensglückstag von ihnen betrachtet werden!

Nichts ahnend plauderten sie von ihrem Zukunftsglück, da nahte schon das Schicksal. Mit ehernem Schritte kam es daher, um unter ihm zu zermalmen alles was Menschengeist und Menschenwunsch ersinnen mag. Für der Sterblichen Sinn unbegreiflich kam es daher und zertrümmerte für alle Zeit, was

diese drei lieben Menschen dort an Hoffnung und Seligkeit in ihrem Herzen für die Zukunft aufgespeichert hatten.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborener,
Und kaum gegrüßt, verlorener
Unwiederholter Augenblick.

„Da ist Papa!“ rief plötzlich Maria. Und wirklich, da kamen die beiden Herren soeben auf dem Parkwege daher geschritten. Etwas Außerordentliches war es, was sie erfahren haben mußten, gerötet waren ihre Züge, lebhaft blitzten die Augen in den alten Gesichtern, und die Arme schwenkten sie perorierend in der Luft. Und so kamen sie herangeeilt. Von ihren Stühlen waren die sie Erwartenden aufgesprungen und eilten ihnen entgegen. Was ist vorgefallen, Papa, was habt ihr, Wilhelm? so riefen die Stimmen der Damen. Ein feierlicher Zug ging über die Züge der Daherkommenden, und während sie die Hände ihrer Lieben umfingen, riefen ihre Lippen: Krieg giebt es, Krieg. Deutschland hat sich aufgerafft gegen den Erbfeind, soeben erhielten wir aus Berlin das Telegramm: Preußen hat Frankreich den Krieg erklärt, die Mobilmachung ist für die ganze norddeutsche Armee vom König Wilhelm verfügt worden.

Ein lautloses Schweigen folgte diesen Worten. Es war, wie wenn das lauschende Ohr den dröhnenden Schritt des Schicksals vernimmt, als wenn der aushebende Schlag der Weltuhr plötzlich seine gewaltige metallene Stimme ertönen läßt.

Das eine Wort „Der Krieg“ verändert in einem Nu die ganze Sachlage; die ganze Auffassung des Lebens, des ganzen Seins wird eine andere.

Erst nach und nach findet sich allmählich die Denkfähigkeit wieder, es ist als ob Gottes Stimme dem Erdenwurm ein plötzliches Halt zuruft, bis hierher und nicht weiter.

Lautlos, starrenden Auges standen sich die fünf Menschen gegenüber, da raffte sich Frau von Bögendorf auf und rief: Freund, Wilhelm, ist es wahr, wie ging das zu? In ihre Frage hinein aber erklang der gellende Ruf Marias: O mein Felix, der Krieg, du bist Offizier, du mußt mit in das Feld, du wirst mir entrissen, ich sehe dich niemals wieder! Und die Arme um Felix' Hals werfend sank die Braut bewußlos, ohnmächtig in seinen Armen zu Boden.

Maria, mein Kind! Alles stürzte auf die liebliche Braut zu, suchte sie aufzuheben, und die Mutter stützte das liebe Köpfchen, welches jetzt mit blassen Wangen an ihrer Brust lag. Endlich öffneten sich die blauen Augen wieder. Was war das für ein schrecklicher Traum? Da bist du ja, mein Felix, mir träumte, es sei Krieg und du mir entrissen.

Beruhigend redeten alle auf sie ein, Felix küßte die kleinen Hände, streichelte sie und sagte: „Fürchte dich nicht, mein Lieb, ich stehe in Gottes Hand; ich werde folgen, wenn meines Königs Wort mich ruft. Ich bin Offizier und werde kämpfen für mein Vaterland; soll ich zurückbleiben, wenn Alldeutschland gegen den Erbfeind zieht?"

Und des tapferen Mädchen Wangen röteten sich, ein Licht der Begeisterung ward in den großen blauen Augen entzündet, die da aufsahen zu dem geliebten Vater, welcher jetzt sagte: „Was ist Menschenweh und Menschenleid gegen das, was jetzt zum Durchbruch kommt in unserem großen deutschen Vaterlande? Der Traum unserer Jugend, mein Wilhelm, er wird jetzt in Erfüllung gehen. Schon höre ich das Rauschen der Fittiche der Weltgeschichte, die Geschütze brüllen, die Flintensalven knattern, Tote und Verwundete sinken rings umher, doch da hinten am blutgetränkten Horizont, da taucht langsam und feierlich ein hehres Bild vor meinen Augen auf, ein stattliches hohes Gebäude sehe ich dort erstehen, wie ein Königsschloß schaut es empor über die Lande, und alle die deutschen Stämme von Nord und

Süd sehe ich hineinwallen in seine weitgeöffneten Thore. Hoch oben auf der Spitze des stolzen Schlosses aber schwebt in blinkendem Golde eine blitzende Krone. Die deutsche Kaiserkrone ist es, und das Schloß ist das deutsche Reichstagshaus, in dem alle deutschen Völker das Wohl des Vaterlandes beraten. Deshalb fort mit den Thränen, hinaus aus dem Herzen mit Trennungsweh und Abschiedsleid; alle für den einen Gedanken allein: Hinein in Frankreich, um den Erbfeind zu schlagen."

Und die Begeisterung des Alten ließ die Herzen wieder erstarken, und ein festes Gottvertrauen zog in aller Seelen ein.

Wenige Stunden darauf kam bereits die Einberufungsordre für Felix an, welche ihn für den nächsten Tag zu den Waffen rief; da hieß es sich denn rüsten zu dem bedeutungsvollen Weg. Es mußte für ein Pferd gesorgt werden, liebende Hände packten den kleinen Offizierkoffer, bald war alles zur Abreise bereit.

Marias Hoffnung ging dahin, noch vor dem Abmarsch des Regiments vor Gottes Altar ihrem Felix angetraut zu werden, aber die Kürze der Zeit, ihre Jugend ließen doch auch wieder Schwierigkeiten entstehen, welche sich diesem Wunsche entgegenstellten. So kam der Abschied von Osterburg heran. Als Felix sich endlich nach vielen Küssen und Thränen aus den Armen Marias und der Eltern riß, während Marias Vater ihn noch einmal an seine Brust zog, da flüsterte ihm seine geliebte Braut schluchzend zu: Einmal sehe ich dich noch vor dem Abschied. Felix aber gab ihr als letzten Abschiedsgruß einen Brief. Die Pferde zogen an, dahin fuhr der jugendliche Kämpfer seinem Schicksal entgegen.

In dem Briefe aber standen die Verse:

So laß mich ziehn! Am Siegesmahl
Soll unsre Hochzeit sein.
Bei Pauken und Trompetenschall
Will ich dich, Liebste, freien.

Dann rühmt dich jeder ins Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seine Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Was sind der Menschen Träume und Wünsche?

Im Elysium dort oben nur wird dereinst vielleicht die Vereinigung dieser sich so innig liebenden Menschenleben stattfinden.

VIII.

Der Aufmarsch der deutschen Armeen am Rhein hatte begonnen. Ein unvergeßlicher Jubel durchdrang alle Gauen, in denen die deutsche Zunge klingt. Zwar lag das Gefühl einer bangen Ungewißheit noch über den Menschen, der Jahrzehntelang gehegte Gedanke von Frankreichs Suprematie über die Welt drückte noch wie ein Alp auf alle die streitbaren Männer, welche zu den Waffen eilten. Aber die Begeisterung, daß nun der Augenblick gekommen sei, diesen drückenden Zwang endlich abzuschütteln von dem Lande der Geburt, die Entrüstung über die gallische Frechheit, die es gewagt, Deutschland in der Person unseres greisen Königs so schwer zu beleidigen, schuf eine moralische Stärke und Uebermacht in den Herzen der Armee, und jeder fühlte, daß dieses Bewußtsein das deutsche Schwert unwiderstehlich machen mußte.

Dazu der Jubel über die Einigkeit aller Stämme der Nation. Wer das nicht mit erlebt, als die Nachricht von der Erklärung des Königs Ludwig von Baiern wegen Anschlusses an die deutsche Kriegserklärung eintraf, der kann sich kaum einen Begriff machen von der Begeisterung, die unser Volk ergriff. Zum Rhein, zum Rhein so klang es in aller Herzen, und dieser Ruf klang anders als das elende à Berlin, das der Pariser Janhagel bei der Kriegserklärung ausgestoßen hatte.

Und eine Ahnung fing bereits damals durch die Herzen aller deutschen Männer zu gehen, eine Ahnung, daß dieses

Band, das da jetzt durch gemeinsam zu vergießendes Blut fest verbunden werden sollte, für die Zukunft nun unzerreißbar sein, daß die Folge ein einiges deutsches Kaiserreich sein würde, kam mehr und mehr bereits damals zum Bewußtsein.

Das ganze Volk in Waffen konnte die Zeit nicht erwarten, sehnte die Gelegenheit herbei, wo die Vorbereitungen beendet, wo endlich der Augenblick gekommen sein möchte, dem Franzosen in das Gesicht zu schlagen.

Und die Mobilmachung schritt weiter und weiter vor. Auch das Ulanenregiment, zu welchem Felix Bögendorf als Reserveoffizier eingezogen war, hatte seine Komplettierung in der Provinzialhauptstadt beendet. Am 26. Juli war dasselbe verladen worden und sollte mit der Eisenbahn bis in die Nähe Triers befördert werden, um dann zur ersten Armee zu stoßen.

Als die Schwadron, bei der Felix stand, die erste Station der langen Fahrt erreichte, und die Ulanen zur Empfangnahme ihrer Kaffeerationen aus den Koupees stiegen, wer stand dort auf dem Bahnsteig der kleinen Stadt, welche Arme umschlangen da den gleichfalls aussteigenden jungen Offizier?

Thränenden Auges, die süßen, lieblichen Züge gramzerstört, war es Maria, die ihr Liebstes in der Welt hier noch einmal sehen, ihren Felix noch einmal an ihr junges Herz drücken wollte. Sie hatte so lange gebeten, bis Vater und Schwiegervater eingewilligt hatten, von Osterburg hierher zu reisen. Zwar hieß es das unermeßliche Weh des Abschieds noch einmal erneuern, aber die Frage: W e r w e i ß? Sie konnten es ihrem Liebling nicht abschlagen, die Frage der Ungewißheit mit ihren eventuellen Folgen hatte sie alle Schwierigkeiten überwinden lassen. Sie konnten es Maria nicht versagen, ihr einen vielleicht letzten Abschied für das Leben zu gewähren.

Und nun ruhten die beiden Menschenkinder noch einmal einander am Herzen, immer von neuem umschlangen sich ihre Arme, immer wieder suchten sich die bebenden Lippen, und eine

Thräne der Rührung stieg in die Augen der Anwesenden, als Maria nicht von ihrem Felix lassen konnte und immer von neuem schluchzend ausrief: „Mein Felix, ich sehe dich **niemals** wieder.“

Was halfen da seine Trostworte, was die Ueberredungsversuche des Vaters? Sie ließ sich von ihrer düsteren Ueberzeugung nicht abbringen.

Der Trompete Schmettern, das die Ulanen zum Einsteigen rief, erklang, auch Felix mußte sich von den ihn liebend umschlingenden Armen endlich trennen, fast mit Gewalt mußte er den zärtlichen Körper seiner Geliebten von sich reißen, um noch sein Koupee erreichen zu können. Ein letzter Kuß, ein letztes Winken von Felix' Tuch, dann entschwand der Zug, der das Glück eines jungen Menschenherzens dahintrug. Maria aber sank, als ihre sehnenden Augen die letzte Dampfwolke nicht mehr sehen konnten, weinend in die Arme ihrer Lieben mit den geflüsterten Worten:

O senza amare
Non puo consolare.

* * *

Felix' Regiment gehörte während des Feldzuges der dritten Kavalleriedivision an. Dieses machte die Schlachten bei Metz mit und diente später bis zur Uebergabe der Festung zu deren Zernierungsarmee.

Felix gehörte in dieser Zeit zu den besten Offizieren seiner Eskadron. Er war einer von den Reserveoffizieren der Kavallerie, wie sie selten sind. Schnell hatte er sich in regem Eifer die Kenntnisse zu erwerben gewußt, die ihm in der Waffe nötig waren, und welche er sich als früherer Artillerist erst aneignen mußte. Sein reger Eifer und die Passion zu jedem Dienst hatten oft das Urteil seiner Vorgesetzten hervorgerufen: Schade, daß der Bögendorf nicht Linienoffizier ist. Dabei hatte sein

bescheidenes, liebenswürdiges Wesen ihm die Zuneigung aller Kameraden erworben.

War die Eskadron auch in den Schlachten bei Metz nie zu einem besonderen aktiven Eingreifen in das Gefecht gekommen, so hatte sie doch in ihren Aufträgen als Artilleriebedeckung in der Schlacht, in Rekognoszierungen und besonders im Vorpostendienst überall rühmlichst ihre Pflicht gethan und stets den Eindruck von sicherer Haltung und Unerschrockenheit gezeigt. Felix hatte sich dabei in allen ihm aufgetragenen Dienstobliegenheiten bewährt, er war ein vorzüglicher, umsichtiger Patrouillenführer und Feldwachkommandeur geworden, und sein Rittmeister hatte ihm mit Vorliebe besondere Aufträge gegeben, da er sie bei ihm in guter Hand wußte.

Seine Fertigkeit in der französischen Sprache war ihm dabei zu vielem Vorteil gewesen, genug, er war ein findiger, schneidiger Ulanenoffizier geworden, wie sie in ihrer Art zum Schrecken Frankreichs dienten.

Von Krankheiten, die aus den vielen Regenbivouaks entstanden, war er auch verschont geblieben, genug, die täglichen Briefe, die er seiner Maria schrieb, konnten nur Gutes über seine Person berichten. Alle die großen, siegreichen Schlachten waren nun geschlagen, Napoleon war mit seiner Armee bei Sedan vernichtet, endlich war auch die Pucelle Metz dem eifrigen Werben der deutschen Macht erlegen, eine reguläre französische Armee existierte als solche nicht mehr, die Aussichten auf baldigen Frieden begannen sich zu mehren. Auch Marias Hoffnungen auf ein glückliches Ende hatten sich gehoben, ihre schwarzen Befürchtungen für ihren Felix waren im Laufe der Monate verblaßt, in ihren Briefen sprach sie schon von der Freude des Wiedersehens und der ewigen Vereinigung, neu blühte das Glück der beiden Liebenden in Hoffnung empor.

Und weiter ging die Zeit. Was keiner erwartet hatte, der Krieg war noch nicht aus, die Strapazen des Winterfeldzuges

noch nicht zu Ende. Das neue Jahr 1871 kam heran. Mit ungeahnter Zähigkeit hatte die republikanische Regierung es verstanden, immer neue uniformierte Volkshaufen auf die Schlachtfelder zu werfen. Der Franzose, wie er nun einmal ist, leicht empfänglich für Schlagwörter, phantastisch erregt, wenn ihm das Zuckerbrot seiner Eitelkeit als Franzose gereicht wird, war auf die Aufforderung des im Lande fast unbekannten Präsidenten Gambetta in Scharen zu den Cadres der neu errichteten Heerhaufen geeilt. Wodurch war es dem Mann gelungen, dieses Sprühfeuer der Begeisterung anzufachen? Er hatte das Volk an das Jahr 1793 erinnert, hatte ihm vorzuspiegeln gewußt, daß schon ein Volksaufstand genügen würde, um wie damals die deutschen Heere von dem heiligen französischen Boden herunter zu fegen, ja hatte die Thaten der sagenhaften Jungfrau von Orleans selbst als Beispiel für den französischen Elan und seine Erfolge auszubeuten gewußt. Und da der Franzose bei seiner Eitelkeit gefaßt alles thut, so stürmten ungezählte Scharen zu den neu geschaffenen Fahnen und ließen sich von den meist ganz unfähigen Führern treiben wohin diese wollten.

Da oben im Norden von Amiens hatte die erste Armee, bei der Felix' Ulanenregiment stand, in der Person des General Faidherbe einen ebenbürtigeren Gegner.

Derselbe, einer der verdientesten Generale der neuen Regierung, wenn nicht der beste, hatte vielleicht bei der Aufstellung seiner Armee, die auch zum Entsatze von Paris bestimmt war, mehr Glück in dem Rahmen gehabt, in welchem er diese Armee schuf. Es waren da vorzügliche Bataillone der Marine-Infanterie, Jäger von Vincennes, und namentlich eine sehr gute Artillerie vorhanden; auf diesem guten Fond weiterbauend hatte der General in der verhältnismäßig so kurzen Zeit von zwei bis drei Monaten Truppen geschaffen, welche doch wenigstens ein gewisses Verständnis hatten von dem was sie sollten, und nicht gleich einer Herde, wie im Süden z. B., in das Gefecht getrieben werden mußten.

Durch geschickte Einrangierung und Gruppierung der alten gedienten Truppen in die neuen Regimenter bei den Schlachten hat Faidherbe es fertig bekommen, der deutschen ersten Armee in vollständig zum Gefecht aufmarschierten entwickelten Schlachten gegenüber zu treten und ihr einen Widerstand zu leisten, der, wenn man das Material seiner Truppen, den kalten Winter und die ganz unzureichende Verpflegung berücksichtigt, ein geradezu wunderbarer war.

Wenn man aber auch alle Truppen in der Schnelligkeit schaffen kann und sie aufstellen, daß sie wie Soldaten aussehen, mit einer ist das nicht zu erreichen, das ist die Kavallerie. Die Herren der Neuzeit, welche jetzt so oft über die Entbehrlichkeit unserer Reiterei in den Verhandlungen des Reichstages so belehrende Vorträge halten, sie sollten sich einmal hinsetzen und die Geschichte des nordischen Krieges von 70/71 studieren. Sie würden da finden, daß ein Heerführer ohne Kavallerie ein Unding ist, der wie ein Blinder ohne Sehfähigkeit in das Terrain hineintappt, stets beobachtet ist ohne selbst beobachten zu können. Die wenigen ganz unfähigen Dragonerschwadronen, welche Faidherbe besaß, waren nicht in Rechnung zu ziehen, unsere Reiterei hat sie kaum einmal zu Gesicht bekommen, ihre Meldungen waren daher ganz unbrauchbar. So sah sich der General stets von Reitern der preußischen Kavalleriedivision umschwärmt, die einen jeden Schritt, den er that, erkundeten, aber ebenso die eigenen Gros und ihre Absichten wie mit einem Schleier umhüllten. Hätte der tapfere General damals eine gute Kavallerie gehabt, wer weiß, was für noch größere Schwierigkeiten er uns damals gemacht hätte.

Selbstredend war in dem übermäßig kalten Winter der Dienst für die Kavalleriedivision und besonders für die Ulanenschwadron, bei der Felix stand, ein sehr anstrengender und aufregender. Dieselbe befand sich stets unmittelbar am Feinde, die Reiter kamen effektiv mehrere Wochen lang nicht aus den Kleidern, und die Strapazen, verbunden mit der unausgesetzten Wachsamkeit

und Aufregung schufen bei einzelnen Ulanen Nervenzustände, die beinah an Delirien grenzten.

In dieser ganzen Zeit aber war Felix mit seinem Zuge immer einer der wachsamsten, alertesten und besten, seine Meldungen waren stets exakt und erschöpfend, und der Höchstkommandierende hatte sich mehrfach über sie besonders lobend ausgesprochen. Sein angenehmer Humor wußte in den schwierigsten Situationen, in den kältesten Nächten der Sache immer die heitere Seite abzugewinnen, und mit Humor kann der Ulan alles ertragen. So war Felix denn auch bei den Leuten seines Zuges sehr beliebt und verehrt, bekam er den Auftrag einer besonders schwierigen und gefährlichen Patrouille so meldeten sich immer mehr Freiwillige dazu aus seinem Zuge, als er gebrauchen konnte.

So war der Schluß des Jahres 70 herangekommen, und eine kleine Sylvesterfeier vereinigte in den wenigen Stunden, wo der böse Feind Ruhe ließ, die Offiziere der Eskadron.

Diese befand sich in den Tagen mit einer anderen Eskadron desselben Regiments in einer sehr exponierten Stellung vor der Festung Péronne. Sie hatten einmal wieder den ehrenvollen, aber mühsamen und aufregenden Auftrag der Verschleierung der hinter ihnen gelegenen Operationen des Gros.

Die Truppen des letzteren waren hinter den beiden Schwadronen fort, auf das andere Somme-Ufer gezogen, um einen gemeldeten Vorstoß Faidherbes gegen Amiens abzuwehren. So standen denn die Eskadrons gewissermaßen gegen die vom Feinde besetzte Festung Péronne in der Luft, und nur verdoppelte Aufmerksamkeit konnte sie vor einer Ueberraschung bewahren.

Trotzdem hatten die Offiziere, wie gesagt, eine kleine Feier zum Jahresschluß veranstaltet, die Lieutenants kamen dazu und gingen, je nachdem es ihre Patrouillen gestatteten, und erhielten für den kalten Ritt in der eisigen Schneenacht immer ein heißes Glas Sylvesterpunsch mit auf den Weg. Auch für die Ulanen war in dieser Weise gesorgt, und wenn sie auch in den zu Alarmquar-

tieren umgestalteten Scheunen bei ihren gesattelten Pferden bleiben mußten, so war doch das Möglichste zu ihrer Erwärmung gethan.

Die übrigen Offiziere aber saßen in einem großen Zimmer bei dem Maire vollständig angezogen und bewaffnet zusammen, besprachen die Ereignisse der letzten Wochen und die Hoffnungen für das neu beginnende Jahr. Ein jeder hatte nachgerade den Wunsch, daß es des ewigen Harrens auf ein Ende nun bald genug sein möge und Paris sich endlich, endlich ergäbe; mit seinem Fall würde dann ja wohl alles vorbei sein. Vorher wäre allerdings noch einmal gern der unermüdliche Gegner gründlich von uns geschlagen, denn es war zum Verzweifeln, so oft dieses auch schon geschehen war, immer hatte er sich in sein Festungsviereck da oben im Norden nach der Niederlage zurückgezogen, um bald darauf wieder von neuem gerüstet vor der diesseitigen Linie zu erscheinen.

Aus der Heimat waren zu dem Tage aus Amiens viele Packete an die Offiziere und Mannschaften angekommen, es war doch wenigstens ein Gruß von den Lieben daheim, ein Verbindungsglied mit den bangenden Herzen zu Haus, die sich sehnten nach ihren Lieben im fernen Krieg.

Auch Felix hatte wieder ein ganzes Packet von Briefen seiner Maria erhalten; sie hatten sich von den letzten Tagen angesammelt, in denen diese detachierten Truppen ohne Verbindung mit der Post gewesen waren, nun hatte er sein Liebestagebuch vor sich, und ganz in dasselbe versenkt saß er schwermütig in einer Ecke des Zimmers. Seine Lippen flüsterten leise die Liebesworte vor sich hin, die ihm sein Schatz aus dem reichen Herzensborne ihrer Liebe schrieb, und er wiederholte in sich immer wieder das Gelübde der Liebe und Treue, das er sich und ihr geschworen hatte.

Während die anderen um ihn herum nun bei der Unterhaltung über den baldigen Schluß des Krieges sich schon Gefühlen über die Freude des Wiedersehens hingaben und manches Glas

auf die Zukunft tranken, da war Felix an dem späteren Abend in eine eigentümlich gedrückte Stimmung geraten und beteiligte sich nicht an den frohen Scherzreden der anderen. Es war das sonst gar nicht seine Art, im Gegenteil, er konnte oft unter den Lustigen der Lustigste sein, und durch seine humoristische Unterhaltungsgabe, wie durch eine besondere Fertigkeit in allerlei Voskokunststücken viel zur Unterhaltung beitragen.

Heute war es anders. Still saß er in seiner Ecke, brütete über den Briefen seiner Maria, und einer oder der andere wollte sogar Thränen in seinen Augen gesehen haben.

Nun kam die Mitternacht heran, und als die alte französische Pendeluhr zu dem zwölften Schlage auszuheben begann, da standen die Offiziere alle mit erhobenen Gläsern von ihren Plätzen auf, und Prosit Neujahr erscholl es von allen Lippen.

Frohe Hoffnungen auf baldigen Friedensschluß, herzliche Glückwünsche wurden dabei ausgesprochen, und die Offiziere, welche nun schon so lange Monate innige Waffenbrüderschaft verband, schlangen die Arme umeinander, drückten sich treu die Hand und schauten einander in die Augen, wußten sie doch, daß die Wünsche gegenseitig aus treuem Herzen kamen.

Ein Premierlieutenant aber, dem Poesie und Sangeskunst mehr als den anderen Sterblichen zu teil geworden, sprang auf einen Stuhl und mit schöner Tenorstimme sang er:

Die Stunde erklang und die Welle versank,
So schwinden die Tage dahin.
Glückauf und ein Glas mit rot funkelndem Trank
Zu des neuen Jahres Beginn.
Aufjubele laut, meine Kriegerschar:
Prosit Neujahr!

Die Schenkin heißt „Hoffnung“, ein jungfrisches Blut,
Froh schlürft sie vom Becher den Schaum,
Dir trinkt sie Begeisterung, dir Kraft, dir Mut,
Dir Liebe und seligen Traum.
Wer jetzt noch am Leben, dem bringt sie es dar:
Prosit Neujahr!

Alles drängte dem Sänger zu, als er geendet, und „Prosit Neujahr" schallte es von allen Seiten ihm entgegen. Nur einer beteiligte sich nicht an dem frohen Lärmen, das war Felix.

Felix, was ist dir? So erklang aller Frage.

Da stand er, der sonst so frohe, lustige Mensch, mit blassen Wangen, hoch aufgerichtet da, und die weitgeöffneten blauen Augen schauten starrenden Blickes über die anderen fort, als sähen sie durch die Wände des Zimmers weit hinaus in eine ferne, unbekannte Welt, und die Hand erhoben, wies er mit dem Finger vor sich hin, als sähe er da hinten in der Ferne ein Bild vor seinen Augen erstehen, das ihm Grausen und Schrecken erregte.

Auf einmal aber schlug er die Hände vor die Augen, und auf seinen Stuhl sinkend brach er in lautes Schluchzen aus.

Lieber Felix, was hast du, was ist dir, hast du traurige Nachrichten von Hause bekommen? Mit diesen Fragen drangen die Freunde auf ihn ein, und ein Herr von Kerkow, sein bester Freund, legte ihm den Arm um die Schulter und sagte: Mein lieber Junge, kannst du die Trennung von deiner Maria nicht mehr ertragen? Bald wird der Krieg ja aus sein, bald wirst du sie wiedersehen, fasse dich doch, hoffe und vertraue auf den Höchsten." „Hoffnung?" sagte Felix leise vor sich hin, „Hoffnung, ich habe keine Hoffnung mehr, ich habe soeben ein Gesicht gehabt in dieser ersten Stunde des neuen Jahres, ich werde fallen in der Schlacht, werde mein Glück, meine Maria, nie und niemals wiedersehen." Bei diesen Worten rang er die Hände in stummer Verzweiflung und blickte vor sich hin mit starren, traurigen Augen.

Die Offiziere sahen sich mit staunendem Schrecken einander an, diese Thränen, diese wehe Trostlosigkeit waren Sachen, welche Felix sonst ganz fern lagen, etwas Wunderbares, Unbegreifliches mußte über ihn gekommen sein. Es lag über der ganzen frohen Gesellschaft auf einmal wie ein Druck, wie der

Athemzug einer geheimnisvollen Botschaft aus einer anderen, fernen Welt wehte es durch die eben noch so lustigen Herzen.

Der Druck wollte nicht weichen; trotz allen Zuredens und der beruhigenden Trostworte blieb Felix still und in sich gekehrt, immer starrten seine Augen noch auf einen Punkt und behielten diesen grübelnden, geistesabwesenden Blick, der die anderen wunderbar berührte. Die Stunde der Ablösung der Patrouillen war jetzt für die Offiziere gekommen, stumm gingen alle auseinander, jeder aber nahm ein gewisses Grauen mit sich fort, als hätte auch ihn der Finger der Ewigkeit berührt.

IX.

Das neue Jahr 1871 fing für Felix' Schwadron gut an; war der Schluß des alten Jahres reich an Strapazen, Aufregungen und Scharmützeln gewesen, so boten die ersten Tage des neuen davon noch viel mehr.

Gleich am 1. Januar waren die Eskadrons infolge der Schlacht an der Hallue zum Regiment zurück beordert worden.

Ihre Aufgabe hatten sie bei Péronne erfüllt, und das Detachement des Generals von Mirus hatte sie abgelöst. Infolge der obigen Schlacht, in welcher der General Faidherbe abermals geschlagen worden war, sollte nun energisch gegen die Festung vorgegangen werden, welche, noch immer im Besitz der Franzosen, die Bewegungen der deutschen Armee an der Somme hinderte.

Trotz der erlittenen Niederlage war der energische französische General aber nach wenigen Tagen bereits wieder vor der Front der deutschen Armee aufgetaucht und versuchte von neuem die Offensive zu ergreifen. Die Verhältnisse in Paris wurden kritischer und kritischer, da mochte die Regierung der Nationalverteidigung wohl glauben, daß wenn irgendwo noch Hülfe möglich, sie nur vom Norden von der Armee des General Faidherbe zu erwarten sei.

Bereits am 2. Januar wurden wieder offensive Vorwärtsbewegungen der Franzosen auf Albert gemeldet, und die deutschen Vorposten mußten ihrem Drucke folgend langsam zurückweichen.

In der vordersten Linie stand in Hannescamp die Schwadron von Felix. Als die Vedetten in das Dorf hineinspritzten mit der Meldung der einige hundert Meter entfernten, im Vormarsch befindlichen feindlichen Infanteriekolonnen, da ging die Eskadron langsam auf das in der Richtung auf Albert gelegene nächste Dorf Miraumont zurück. Nur einer schloß sich dieser Bewegung nicht an, mit einem Trompeter, der eine weiße Fahne schwenkte, ritt er den feindlichen Kolonnen entgegen. Dieser eine war Felix.

Er war von dem Divisionskommando wegen seiner Kenntnis der Sprache und stets gezeigten Findigkeit ausersehen worden, Schriftstücke des Oberkommandos an den General Faidherbe, die Auswechselung von Gefangenen betreffend, zu überbringen.

Die Aufgabe eines solchen Parlamentärs ist immer eine etwas kritische, in diesem Falle war sie es ganz besonders. Den französischen Truppen gegenüber, schlecht diszipliniert und kaum instruiert wie sie nun einmal waren, erschien die Sache nicht unbedenklich.

Was wußten diese in Uniformen gesteckten Freiwilligen, welche kaum acht Wochen unter den Fahnen waren, von Kriegsgebrauch und Kriegsmanier, was von den internationalen Rechten eines Parlamentärs?

Und so schien denn Felix' Ritt gegen die feindlichen Linien anfangs ein sehr prekärer zu werden. Da schwenkte der Trompeter seine Fahne, da konnte er blasen und blasen, sowie der Offizier auf seinem Schimmel sich zeigte, fing ein Pelotonfeuer auf ihn an, und ein Wunder war es, daß keine der vielen Kugeln ihr Ziel erreichte. Endlich wurde durch einen feindlichen Offizier das Schießen abgestellt. Dieser ritt Felix entgegen, und nachdem ihm der Auftrag mitgeteilt war, verband er Felix die Augen und ließ ihn von Instanz zu Instanz bis zu dem General Faidherbe transportieren.

Von diesem wurde er sehr rücksichtsvoll empfangen, ihm

aber gleichzeitig eröffnet, von einer sofortigen Abfertigung könne keine Rede sein, da der Vormarsch voraussichtlich bei Albert zu einem Gefecht führen würde. Felix könnte aber die bevorstehende Schlacht bei seinem Stabe mitmachen, gegen Abend würde er ihn entlassen.

Und so geschah es. Es war für Felix eine eigentümliche Situation, so auf feindlicher Seite in der unmittelbaren Umgebung des Mannes zu reiten, der da seine Befehle ausgab, Befehle, welche gegen die Preußen gerichtet waren. Ein wehes Gefühl überkam ihn, wenn er den Ordonnanzoffizier dahin reiten sah, welcher die Ordre an einen Batteriekommandeur zur Einnahme einer günstigeren Stellung für die Entwickelung der Trefffähigkeit seiner Geschütze überbrachte. Er hätte dahin reiten mögen, um den Befehl aufzuheben, den Befehl für Geschosse, welche in die Reihen seiner deutschen Landsleute einschlagen, ihre Glieder zerreißen sollten. Es war für ihn eine wohl selten in der Kriegsgeschichte vorkommende Lage, hilflos dastehen zu müssen und nicht eingreifen zu können in Maßregeln, welche gegen die eigene Armee gerichtet waren.

Einigemal kam er auch mit Faidherbe und seinem Stab in deutsches Artilleriefeuer und gar wunderbar berührte es ihn, die heimatlichen Geschosse um seine Person herum einschlagen zu sehen.

Doch wie alle französischen militärischen Bestrebungen jener Zeit, so scheiterten auch die in dem Gefecht bei Albert an der Vorzüglichkeit der deutschen Truppen selbst. Die schwache, ungeübte Waffe des jungen französischen Heeres versagte. Trotz der genialen Leitung des Generals, trotz seiner persönlichen Tapferkeit, mit welcher er versuchte die jungen Soldaten immer wieder vorzuführen, konnten diese nicht vordringen. Immer wieder wurden die Angriffe abgeschlagen, und als der kurze Wintertag zur Neige ging, blieben die Deutschen im Besitz des Schlachtfeldes, und bei Eintritt der Nacht trat der eilige Rückzug der Franzosen auf der ganzen Linie ein.

Doch die eigentlichen Früchte dieses neuen Sieges blieben für die preußische Armee aus, die vernichtende Verfolgung trat nicht ein. Ein Grund hiervon war wohl die französische Festungslinie bei Cambray, hinter welche sich Faidherbe mit seiner geschlagenen Armee stets zurückzog, dann aber auch die Rücksicht auf die noch immer nicht eingenommene Festung Péronne im Rücken, und endlich die Sommelinie, die Basis der Besetzung der ersten Armee.

Gegen Morgen des 3. Januar traf Felix mit seinem Trompeter wieder bei der Eskadron ein, man hatte ihn auf dem Rückmarsch nördlich Bucquoi zurück gelassen. Er überbrachte ein Schreiben des Generals Faidherbe an den Höchstkommandierenden, den von seiner Armee vergötterten General von Goeben, worin die Einwilligung zur Auswechselung der Gefangenen enthalten war.

Felix konnte nicht genug von der Liebenswürdigkeit der französischen Offiziere im Stabe Faidherbes erzählen, sie hatten ihn sehr freundlich aufgenommen, Wein und Essen mit ihm geteilt, und man hätte so recht den Unterschied empfinden können zwischen den gebildeten französischen Linienoffizieren, aus denen alle diese Herren hervorgegangen wären, und den sogenannten Lieutenants bei den Mobilgarden, welche, aus den Reihen dieser gewählt, vom Offizier nur die äußeren Abzeichen trugen, sonst aber in ihren Gesinnungen die Friseur- und Commis voyageur-Geschöpfe geblieben, die sie vorher waren.

Die Offiziere der Eskadron lauschten gespannt den Erzählungen des lieben Felix. Durch die Aufregung und das Interessante der verlebten Stunden war seine melancholische Stimmung der letzten Zeit etwas in den Hintergrund getreten, seine Augen blitzten, seine Züge belebten sich, er war einmal wieder der Felix, wie alle ihn bisher kennen und lieben gelernt hatten. Die Gefahr, in der er sich während seines Auftrages befunden, das historische Drama, das er mit angesehen, hatte seine Schwermut beseitigt, seine interessante Darstellungs- und Erzählerweise kam

noch einmal voll zur Geltung, und alles jauchzte ihm zu, als er die Schilderung seiner Erlebnisse schloß.

Noch einmal war er ganz der alte Felix. Es war, als ob das Schicksal den Kameraden das Bild des lieben heiteren Gefährten noch einmal in seiner ganzen Lebenslust und Liebenswürdigkeit zeigen wollte, ehe von ihnen für immer schied — und das kam bald darauf.

* * *

Nach wenigen Tagen, da war richtig der Feind wieder da, die Gefechte bei Bapaume fanden statt, abermals wurde er auf das Haupt geschlagen, abermals ging er zurück.

Nun schien er genug zu haben, eine fast achttägige Pause trat ein, und man glaubte, selbst die Zähigkeit Faidherbes sei nun gebrochen, er habe es aufgegeben, einen neuen Versuch zur Durchbrechung der preußischen Linien, behufs der Befreiung von Paris, zu machen.

General von Goeben war mit seinem Gros wieder in seine Stellung an der Somme zurück gegangen und hatte nur die Kavalleriedivision und eine Infanteriebrigade in der Linie Bapaume-Bucquoi gelassen.

Alles erwartete die Uebergabe von Paris, das Ende des Krieges.

Da am 16. Januar abends wurden zuerst feindliche Bewegungen von den äußersten Vorposten gemeldet, zwar wären einige vom Feinde besetzte Dörfer noch besetzt geblieben, hinter denselben schienen die Truppen jedoch einen Linksabmarsch in der Richtung auf St. Quentin zu unternehmen. Diese Meldung von äußerster Wichtigkeit bestätigte sich und wurde sofort an das Oberkommando weiter gegeben. Inzwischen war die Festung Péronne gefallen, was noch nicht zur Kenntnis des Feindes gelangt zu sein schien.

Auf diese obige Meldung hin befahl General von Goeben eine Rechtsschiebung der ganzen ersten Armee, die nördlich der

Somme befindlichen Truppen, im besonderen die Kavalleriedivision, sollten am Feinde bleiben.

Am 18. früh waren die feindlichen Bewegungen nordöstlich von Péronne zum stehen gekommen, ein größeres preußisches Detachement unter General von Memerti erhielt den Befehl, den Feind anzugreifen.

Diesem Detachement wurden zwei Eskadrons von Felix' Ulanenregiment beigegeben. Und nun begann das Gefecht.

Der Angriff auf die besetzten Dörfer Poeuilly und Soyécourt wurde durch Artilleriefeuer eingeleitet, und als dieses seine Wirkung zeigte, nahm die Infanteriebrigade unter tapferer Gegenwehr des Feindes obige Dörfer. Nach einer Verteidigung von Haus zu Haus räumten die Franzosen endlich das Dorf und zogen langsam ab. Felix' Ulanenschwadron war schon während des Angriffs der beiden Ortschaften weit nach vorwärts in die rechte feindliche Flanke gegangen, um das Defilieren des Feindes aus den Dörfern abzuwarten, und hatte gleichzeitig weit nach vorne rekognosziert. Das Resultat dieser Rekognoszierung war in eine Meldung zusammen gefaßt und Lieutenant von Bögendorf war in Begleitung einiger Ulanen abgesandt worden, um diese Meldung dem Divisionskommandeur zu überbringen.

Während seiner Abwesenheit hatte nun der Angriff des tapferen 44. Regiments zu reüssieren angefangen, in kleinen Trupps und Haufen von dreißig bis fünfzig Mann kamen die Franzosen aus den brennenden Dörfern heraus und suchten den Wald von Tertry zu erreichen.

Diesen Gefechtsmoment zum Angriff für geeignet haltend, schwenkte die Schwadron ein und ging zur Attacke gegen die sich zurückziehenden feindlichen Trupps vor. Schon als die Ulanen den Höhenrand gewonnen, hinter welchem sie bis dahin verborgen waren, und von den Franzosen bemerkt wurden, fingen diese an sich zu Gruppen und Karrees zusammen zu thun, und mehrere Salven prasselten in die anstürmenden Ulanen hinein.

Was halfen sie? Die einzelnen wurden umgeritten, die Haufen zersprengt, unter Hurrah ging es gegen die Karrees, auch diese wichen, und weiter stürmten die Ulanen.

Wer aber war einer der vordersten von denen, welche dahinstürmten in Kampf und Tod? Ein junger blonder Offizier auf seinem Schimmel, unser Felix.

Dahin ging die wilde Jagd, die Ecke des Waldes war erreicht, fertig, im Anschlage stand ein bis dahin intaktes Bataillon, welches der Wald bis dahin verdeckt hatte.

Auch gegen dieses ging der Todesritt. Die Salve krachte, hochauf bäumte sich der Schimmel, dicht vor dem Karree sank der jugendliche Reiter durch die Brust geschossen in den Schnee des Schlachtfeldes hinab.

Nun ließ der Rittmeister Appell blasen, zurück gingen die Ulanen und sammelten sich dort, von wo die Attacke ausgegangen war. Ein kleines, kaum zwei Züge starkes Häuflein war es, das sich hinter dem Schwadronschef zusammenfand, der dritte Mann ward vermißt, war geblieben. Verwundet drei Offiziere, gefallen von den Offizieren nur einer, unser Felix. Wie war es möglich gewesen?

Der Schwadronschef wollte zuerst gar nicht daran glauben, daß Felix mit dabei gewesen sei, da er ihn doch kurz vorher mit der Meldung abgeschickt hatte. Und doch — **es war ein Fatum,** er war dabei. Auf seinem Ritt zum Divisionskommandeur war er diesem bereits halbwegs begegnet und hatte seine Meldung abgegeben.

In diesem Moment sagte der tapfere Graf Groeben: Sehen Sie, Ihre Eskadron schwenkt ein — geht vor.

Ohne das entlassende Wort des Grafen abzuwarten, gab Felix seinem Schimmel die Sporen, und gefolgt von seinen Ulanen sprengte er dahin. Der Schimmel, ein edler preußischer, sehr schneller Wallach, zog, die Ulanen weit hinter sich lassend, in langen Sprüngen dahin, jetzt hat er die Schwadron erreicht,

jetzt ist Felix vor seinem Zuge, mit Hurrah geht es in den Feind, in den — Tod. —

* *
*

Der Feind war zurückgeschlagen, bis St. Quentin zurückgegangen, wo ihm am nächsten Tage in der Schlacht desselben Namens vollständig der Garaus gemacht wurde.

Es war die letzte Schlacht des Feldzuges, in der Felix gefallen war.

Als die Eskadron am 19. früh über das Schlachtfeld des vergangenen Tages zog, da lag der jugendliche Held noch da in derselben Stellung, wie er vom Pferde geschossen war. Die Kälte der Nacht hatte die Züge seines Gesichts unverändert gelassen, wie schlafend lag er da mit einem glücklichen Lächeln um seinen Mund, Maria mochte der letzte Gedanke seines jungen Lebens gewesen sein.

Als die teuere Leiche aber aufgehoben wurde, um sie zum Transport in die Heimat mitzunehmen, da fiel aus den Falten seines Mantels eine Kugel heraus, es war die Kugel, welche sein Herz durchbohrt hatte. (Ich habe mir diese Kugel zum treuen Gedanken an den lieben Menschen mitgenommen, wenn ich sie betrachte, so denke ich stets an Felix und sein so früh beendetes junges Liebesglück.)

* *
*

An demselben Tage, fast zu derselben Stunde, in welcher der Traum der beiden Alten in Osterburg in Erfüllung ging, die deutsche Kaiserkrone zu Versailles sich niedersenkte auf des greisen Königs Haupt und Alldeutschland seinem Kaiser zujauchzte, da fiel als eins der letzten Opfer des Krieges Felix von Bögendorf auf dem Felde der Ehre.

Ein junges Mädchenherz wurde gebrochen durch seinen Tod, die Hoffnung von vier Elternherzen dadurch vernichtet,



eine so schön ausgemalte Zukunft ging in Trümmer. Zwei Familien wurden in tiefste Trauer versetzt, denn auch Herrn von Ludolfs und der Marchesa Lebensfreude war dahin, ihre Maria konnte sich niemals von dem so schweren Verlust erholen.

Furchtbar war das Eintreffen der Todesnachricht. Obwohl selbst verwundet, hatte der Rittmeister noch am Abend des 18. Herrn von Bögendorf den Tod des Sohnes mitgeteilt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug die Nachricht in die Familie in Osterburg ein, die schon alle Gefahr beseitigt glaubte und den Krieg für beendet ansah.

Trotz aller Vorsicht bei der schließlichen Mitteilung an Maria fiel diese in eine schwere Krankheit, ein Nervenfieber fesselte sie wochenlang an das Krankenlager. Auch später blieb noch Monate ihr Geist umnachtet. Nach wie vor schrieb sie ihre zärtlichen Liebesbriefe an ihren Felix in dem fernen Kriege. Täglich kamen dieselben bei der Schwadron an, und traurig wurde durch sie die Erinnerung an den Gefallenen wieder neu belebt. Maria ist unvermählt geblieben. Still und bleich geht sie umher, sie teilt ihr Leben zwischen ihren Lieben, teils ist sie bei ihrer Mutter, der Marchesa, teils in Osterburg, wohin ihr Vater nach Aufgabe seiner Fabriken übergesiedelt.

Oft muß Frau von Bögendorf in den Stunden ihres Schmerzes an die Weissagung der Zigeunerin damals am Teufelsteich zurückdenken. In allen ihren Teilen ist sie in Erfüllung gegangen, und Felix' Gesicht in der Neujahrsnacht 1870 war eine Ahnung des kommenden Endes.

Ein
vierblätteriges Kleeblatt in Gold.

Erzählung:

Meines Freundes Graf Franz letzte Beichte.

Mit Abbildung.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Der Wahn ist kurz,
Die Reu ist lang.



Wer ist der flottste, schneidigste, hübscheste und beliebteste Ulanenoffizier in R.? Wenn man diese Frage aufwarf zur Zeit der 70er Jahre in unserer kleinen Garnison da oben im Norden, so erhielt man stets nur eine Antwort: Graf Franz K.

Und die vox populi, sie hatte recht. Franz war ein von der Natur mit ganz besonderen Körper- und Geistesgaben ausgestattetes Menschenkind. Wie war er beliebt bei allen Menschen! Seine glänzende, geistige und körperliche Begabung, seine Gewandtheit, sein Talent, liebenswürdig und geistreich zu plaudern, machten ihn so recht zu dem, was der Franzose „un charmeur“ nennt. Der Charme, der von ihm ausging, war ein angeborener.

Seine große Liebenswürdigkeit war mit in seinem Herzenstakt begründet, der auf zarteste Weise seine Nebenmenschen schonte und alles Unschickliche vermied.

Dabei besaß er eine Geistesgegenwart, eine Tollkühnheit und Entschlossenheit, der nichts widerstand, Gaben, die ihn so recht zum Reiteroffizier befähigten.

Wenn er so auf seinem schönen Rappen die Promenade dahergetänzelt kam, schlank und schön gewachsen, von mehr als Mittelgröße, wenn die dunkeln Augen so fröhlich blitzten und das ihm eigene liebenswürdige Lächeln seinen Mund mit dem kleinen, schwarzen Bärtchen darüber umspielte, dann war es kein Wunder, daß die Leute stehen blieben und so manches Mädchenherz höher aufschlug bei seinem Anblick.

Es giebt Menschen von einer gewissen angeborenen Reinlichkeit des Denkens, von einer Zartheit des Fühlens, und einer persönlichen Liebenswürdigkeit, denen alles Unlogische peinlich, alles Gemeine instinktiv widerwärtig ist. Sie bringen das so mit auf die Welt, was bei anderen nur das Resultat einer sorgfältigen Erziehung ist.

Ein solches von der Natur begnadigtes Menschenkind war unser Franz, aller Herzen flogen ihm entgegen und liebten ihn. Er aber nahm dieses als etwas ihm freundlich Beschertes entgegen. Was andere hätte eitel machen können, das nahm er hin wie das goldene Sonnenlicht, das am Morgen den Erwachenden begrüßt. Liebenswürdig und bescheiden, ohne jegliche Ueberhebung, war und blieb er immer.

Er war der letzte seines Stammes. Mit ihm starb, wenn er sich nicht verheiratete, die Linie dieses alten Grafengeschlechts aus, und das Gut da hinten im Schlesierlande ging an eine Seitenlinie über.

Das war Graf Franz, der in damaliger Zeit vor vier Jahren froh und munter mit uns dahinlebte, bis auf einmal alles anders kam.

Und nun — erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß mein geliebter Freund im Sterben liege.

Schon seit Monaten hatten die Nachrichten über seinen Zustand schlechter und schlechter gelautet, nun sollte es zum

Scheiden gehen, in den Jahren des besten Mannesalters sollte er dahingerafft werden, er, dem man in seiner Jugendzeit ein Methusalemsalter prophezeit hatte, er sollte auslöschen wie ein Licht, dem der Brennstoff entzogen wird.

Schon vor zwei Jahren hatte Franz den königlichen Dienst quittiert und den Säbel in die Ecke gestellt; der stolze, schwarzäugige, schneidige Reiteroffizier, der Sieger in ungezählten Jagdrennen, hatte den Sattel mit dem Lehnstuhl, diesen mit dem Krankenlager vertauscht, und o wie wehmütig hatte die Stelle seines einen Briefes gelautet: „Kein Offizier, kein Soldat, kein Reitersmann mehr!"

Einsam und zurückgezogen hatte er in dem kleinen Badeort am Rhein gelebt, er, dem in jungen Jahren so viele Mädchenherzen entgegen geschlagen, er lag nun allein da hinten im Reich auf seinem Krankenlager, und nur eine bezahlte Krankenwärterin hatte seine Pflege übernommen und — man weiß ja wie das geschieht. — Was ihm eigentlich fehlte, woran er gelitten, als er seinen Abschied genommen, das hatte kein Mensch so recht gewußt. Der sonst so lebenslustige, frohe und gesunde Mann war vor zwei Jahren immer ernster und stiller geworden, sein Aussehen hatte sich verändert, sein Körper war abgemagert, blaß und elend sollte er dahin geschlichen sein und nichts hätte ihm mehr Freude gemacht. Nun war ihm vor einem Jahr auch noch seine stille blasse Frau dahin gestorben, und seit der Zeit sollte es immer schlimmer und schlimmer mit ihm geworden sein. Mit seiner Ehe, das war auch solch eine eigentümliche Geschichte. Franz hatte damals in R., als er noch mit mir zusammen in Garnison stand, das junge Mädchen kennen gelernt und, wie er nun eben war, immer schnell dem ersten Impuls folgend, hatte er geglaubt, mit ihr sein Glück zu finden. Ohne einen Menschen um Rat zu fragen, war von ihm plötzlich der Antrag um die Hand des Mädchens gemacht worden, dem auch dann bald darauf die Hochzeit gefolgt war. Mir und allen näheren

Bekannten war das dauernde Glück dieser Verbindung gleich etwas problematisch vorgekommen. Franz, wie ich schon oben sagte, vom Glück verwöhnt, etwas sanguinischen Temperaments, ausgestattet mit glänzenden Körper- und Geisteseigenschaften, und diese junge Frau, zwar von vorteilhaftem Aeußern, aber sonst ihm durchaus unähnlich, etwas sensitiv und still, dem Gesellschaftsleben und seinem Trubel abhold, ein ernstes, sehr religiös denkendes Wesen, das in ganz anderen Richtungen sein Glück suchte als unser stolzer, bezaubernder Franz. Wie sollte das werden?

Die Hinfälligkeit des oft gebrauchten Satzes von „les extrêmes se touchent“ mußte sich von neuem wieder an diesem Paar zeigen. Wo sollte bei ihnen, nachdem der erste Liebesrausch verflossen, der gute Kitt in der Ehe herkommen, dies Einssein in den Ansichten, die gute Kameradschaft, welche allein im späteren Leben zwei mit einander so nah verbundene Menschen vereinigen kann? Wir waren in der Zeit damals nicht mehr lange mit dem jungen Paar zusammen, da Franz nach Jahresfrist in ein neues Regiment, in den fernen Westen versetzt wurde, aber schon in diesem einen Jahr waren doch Verhältnisse mir zu Ohren gekommen, welche das Glück der beiden zu bedrohen schienen.

Zwar hatte Franz weder zu mir oder einem anderen der ihm befreundeten Offiziere jemals über seine Ehe gesprochen, noch waren etwa Aeußerungen der jungen Frau darüber bekannt geworden, aber in einer kleinen Stadt hört und erfährt man doch so mancherlei, und so schien es mir, als ob doch schon hier und da Differenzen zwischen ihnen entstanden seien, die bedrohliche Klippen in dem Fahrwasser der jungen Ehe enthalten konnten. Franz war nach wenigen Monaten wieder viel in unseren Kreisen erschienen, hatte dort in alter Weise seine früheren Beziehungen wieder aufgenommen, war oft der Lauteste und Ueberlustigste, ganz wie früher, gewesen, und oft hatte ihn erst die

späte Nachtstunde in sein Heim zurückgeführt. Es schien, als ob er sich in geräuschvoller Lustigkeit über manches hinwegsetzen, ja hinwegtäuschen wollte, über manches, was ihm in seinem Hause empfindlich fehlen mochte.

Auch von der jungen Frau verlautete mancherlei. Sie schien durch ihre Ehe nicht befriedigt zu sein, ihre Häuslichkeit noch nicht als ihr wahres Heim betrachten gelernt zu haben, Tag für Tag solle sie ihr elterliches Haus aufsuchen und nach wie vor in dessen Interessenkreise leben. Ihr Freundinnenverkehr, den sie früher gehabt, ihre frommen Vereine und deren Bestrebungen sollten wie früher ihr Leben ausfüllen.

Es schien sich einmal wieder hier die Gefahr zu zeigen, welche in dem Umstande für eine junge Ehe liegt, wenn die Eltern der Frau sich nicht überwinden können, ihr Kind auf ihre *Pflicht als Gattin* aufmerksam zu machen und diesem klar zu legen, wie der Tochter Platz bei ihrem *Gatten*, nicht aber in solchem Maße bei den *Eltern* und in den früheren *Verhältnissen* ist.

Wie ich es aber schon oben erwähnte, waren alle diese Gerüchte eben nur Vermutungen, Bestimmtes hörten wir darüber nicht und Franz selbst pflegte stets auszuweichen, wenn einmal die Bemerkung eines ihm Näherstehenden ihn auf sein häufiges Außerdemhausesein aufmerksam machte. Nur einmal entsinne ich mich, als wir nach einem größeren Diner noch lange bei einander saßen, Franz immer wieder nach neuen Flaschen rief und das Aufhören der Musik zu verhindern wußte, da erwiderte er mir auf meine Aeußerung, für ihn wäre es doch nun auch wohl Zeit, zu seiner jungen Frau aufzubrechen: Ach was, die ist ja doch wieder, wie immer, bei ihren Eltern, die entbehrt mich nicht. Eine solche Aeußerung nach kaum achtmonatlicher Ehe, die barg eine große *Gefahr* für die beiden Menschen.

Doch was konnte ich, was konnte überhaupt ein Dritter dazu thun? Das waren Sachen, welche zwischen Eheleuten

selbst ausgemacht werden müssen; da kann kein anderer helfen, im Gegenteil vergrößert oft ein Einreden nur die Kluft, welche sich zu bilden beginnt. Ist da nicht die rechte Liebe, die innigste Zuneigung die Brücke, dann ist es besser, ein schneller Entschluß, lieber ein Ende des ehelichen Verhältnisses herbeizuführen, als ein Schrecken ohne Ende, der häufig daraus entsteht. Hier bei unseren Beiden schienen Charaktere, Temperamente, Geschmacksrichtungen, genug alles zu verschieden zu sein, um ein Glück für sie erhoffen zu dürfen.

Da kam nach einigen weiteren Monaten Franz' plötzliche Versetzung dahinten im Reich, weit an der westlichen Grenze. Ob diese Versetzung ganz ohne Franz' Zuthun gekommen war, ist uns unklar geblieben, vielleicht war es ein letzter Versuch, durch Herausreißen seiner Frau aus ihren Beziehungen sich das Glück in der Ehe zu schaffen. Wer konnte es wissen?

Gesprochen hat er damals zu keinem Menschen weiter darüber, im Gegenteil, er schien über seine Versetzung sehr überrascht und schimpfte furchtbar über das neue Offiziercorps, das in seiner Zusammensetzung ein durchaus anderes war als das unsrige, über die neue Garnison, die dortigen Verhältnisse rc.

Sehr ungern ließen wir unseren lieben, vergnügten Franz scheiden, der stets solch ein vorzüglicher Kamerad gewesen war. Guter Offizier, schneidiger Reiter und nie Spielverderber, das sind Eigenschaften, die bei den Zurückbleibenden immer eine große Lücke hinterlassen.

Ich, der es mit Franz aufrichtig gut meinte und ihm stets sehr befreundet war, empfand seinen Verlust am tiefsten, trotzdem aber sagte ich mir, kann überhaupt noch etwas ihm helfen, ihm nützen in seiner jungen Ehe, dann ist es diese Versetzung in die weite Ferne. Da mögen die beiden Herzen, die sich doch einmal zueinander geneigt, da mögen sie sich wieder zusammenfinden. Der Gedanke aber, daß sein junges Weib ihm in die Ferne folgt und dort nur auf ihn angewiesen ist, möge

für Franz eine Anregung bilden, es desto enger wieder an sich zu fesseln.

Lange hörte ich nichts von ihrem Ergehen, dachte aber, ihr Glück wird sich da hinten schon auswachsen. Als aber dann endlich nach langen Wochen ein Brief von dort an mich kam, da fand ich leider meine Hoffnungen in keiner Weise bestätigt. Franz schrieb von allem Möglichen, von Rennen und Jagden in der Umgegend, von dem ganz netten Verkehr dort, wenn auch nicht im Offiziercorps, so doch in der Stadt, in der noch ein Infanteriebataillon stände, von seiner Frau, seinem Haus, seinem Heim aber schrieb er fast nichts. Nur am Schluß schimpfte er über die bigotte Richtung einiger dortiger Kreise und besonders darüber, wie diese es verständen, Proselyten zu machen. So hätten sie auch seine Frau vollständig an sich zu ziehen gewußt, und deren Wirken ginge ausschließlich auf in innerer Mission, Bibel- und Betstunden, Heidenbekehrungsvereinen 2c.

Das war nun allerdings die wahre Trauernachricht für mich, ich kannte Franz' Ansichten hierüber, nun fürchtete ich, daß das Glück der Ehe für ihn und seine Frau wohl für immer vorüber sein möchte.

Abermals vergingen Monate, in denen ich nichts über sie und ihr Ergehen hörte; natürlich hatte ich ihm auf seinen Brief geantwortet, hatte in Worten, die aus dem Herzen kamen, ihm zugeredet, sich den Verhältnissen im Regiment zu accomodieren und hatte dann auch sein Eheleben berührt. Ich hatte ihm zugesprochen, mehr auf die Wünsche und Intentionen seiner Frau einzugehen und sie durch Liebe und Zärtlichkeit wieder zu sich herüberzuziehen, hatte aber, wie gesagt, keine Antwort hierauf erhalten. Endlich waren dann einige kurze Zeilen gekommen, aber nichts enthielten sie von dem, was mich seinetwegen beunruhigt hatte. Nur Klagen über das Offiziercorps dort und Unzufriedenheit mit den dienstlichen Verhältnissen standen darin. Von seiner Frau schrieb er so gut wie nichts; es wäre noch alles auf dem

alten Standpunkt, was hülfe es, darüber noch zu reden? Aber dann kam doch noch einiges in dem Briefe, er sprach von einem Glück, das er endlich, endlich im Leben gefunden. Dann schrieb er in exaltierter, aufgeregter Weise, wie das Leben doch prachtvolle Augenblicke haben könnte und dergleichen Sachen, von denen ich mir keine rechte Deutung machen konnte, und Ausdrücke der Wonne und des Entzückens standen in dem Briefe, wie ich sie aus Franz' Munde sonst gar nicht kannte. Ich bedauerte die Entfernung, welche zwischen uns lag, beschwor ihn, doch sich das Herz einmal frei zu machen durch eine Aussprache zu mir, dem alten Freunde, genug, ich schrieb, wie es mir mein Gefühl für ihn eingab. Ich fühlte, nun auch älter geworden, wie sehr mir Franz, der Freund meiner Jugend, ans Herz gewachsen wäre und grämte mich, nicht bei ihm sein, nicht ihn mit Rat und That unterstützen zu können; denn daß da etwas nicht richtig sei, daß etwas in Franz wogte und stürmte, das merkte ich aus seinen Worten heraus.

Aber keine Antwort wurde mir.

Da, nach mehr als Jahresfrist, kam ein Schreiben von ihm, datiert aus jener kleinen Stadt am Rhein, es zeigte mir in kurzen Worten an, er habe mit seinem Offiziercorps sich total brouilliert, habe seinen Abschied eingereicht und sei nach diesem kleinen Badeort verzogen. Er fügte hinzu, daß er diesen Ort gewählt habe, wegen einer schweren Erkrankung seiner Frau; es hätte sich, infolge einer Lungenentzündung bei ihr ein zehrendes Leiden herausgebildet, das der äußersten Schonung bedürfe. Auch ihm gehe es schlecht, er sei schwerkrank gewesen und so verbittert, daß ihm das Leben zuwider geworden sei, er trachte nach Erlösung, er habe das Schönste, das Himmlischste genossen und — verloren, nun bliebe ihm ja doch hier auf Erden nur noch die Erinnerung und sonst nichts.

Nach einigen Monaten stand das Dahinscheiden der jungen Frau an Herzschwäche in der Zeitung.

Erschüttert schrieb ich ihm, dem Verlassenen, einige Zeilen des Trostes, fragte nach seinen Plänen für die Zukunft und bot mich an, zu ihm zu kommen, um ihn mit fortzunehmen aus seiner Einsamkeit.

Wie leid that er mir, mein einst so fröhlicher Genosse, wenn ich mir ihn vorstellte, wie er dort in dem kleinen Orte so allein stehen müsse mit seinen grübelnden Gedanken, ohne Bekannte und Freunde, die zu ihm hielten.

Aber Monate um Monate zogen dahin, ein Jahr und noch ein halbes verging, keine Antwort kam. Da, vor einigen Tagen, erreichte mich, der ich inzwischen in eine andere Garnison im Osten unseres Königreichs versetzt war, nach tagelangem Herumirren ein Brief, von mir unbekannter, fremder Hand geschrieben. Der Poststempel machte mich besorgt, da er den Ort von Franz' Asyl trug, ich öffnete ihn und fand, von der Hand einer Pflegerin scheinbar, nur die Zeilen:

Graf K. schwer erkrankt, verlangt dringend, Sie zu sehen. Der Zustand ist hoffnungslos.

Darunter die schwer lesbaren, kritzeligen Zeilen: „Komm zu mir, ich muß Dich noch einmal sehen. Franz."

Die Jahre waren vergangen, die Zuneigung und Freundschaft für den Jugendfreund aber dieselben geblieben. Ich scheute nicht die Entfernung von der einen Grenze des Reiches fast bis zur anderen, nahm mir Urlaub und reiste ab. In der Angst, doch am Ende wegen des Herumwanderns des Briefes schon zu spät zu kommen, beeilte ich meine Reise so gut ich konnte, und am Abend des zweiten Tages kam ich auf dem Bahnhof von L., dem kleinen Badeort an den Ufern des Rheines, an.

Ich schickte mein Gepäck in einen Gasthof, den ich mir unterwegs erfragt, und eilte, ohne erst in diesem vorzugehen, der Wohnung meines armen, lieben Freundes zu, die ich von dem Portier der Eisenbahn erfahren.

Es dunkelte bereits, als ich das kleine Haus erreichte, welches mir die Adresse bezeichnete.

In Bäumen halb versteckt lag es in einem großen Garten am Fuße der Weinberge da.

Die roten Beeren der Trauben glühten in dem Weinlaub, der Gesang fröhlicher Winzerinnen erklang auf den Straßen, wie sie von der Weinlese zurückkehrten, der Spiegel des Rheins erglänzte im Mondeslicht, und der Mond selbst stand in leuchtendem Glanze über dieser herrlichen Gegend, Deutschlands Schmuckkasten. Dort oben aber, in dem kleinen Häuschen, dessen zwei Fenster nur im Dämmerschein des Nachtlichtes matt schimmerten, da war der — Tod.

Eine tiefe, traurige Wehmut kam über mich, zögernd nur stieg ich die Stufen vor dem Hause hinan. Hier draußen die prangende Natur, alles umher atmete Lebensluft und frohe Lebensfreude, er aber, dessen Bild mir noch in gleicher Lust am Leben, im sprühenden Jugendübermut so klar vor Augen stand, er konnte nicht mehr mitthun in dieser Lebenslust — er sollte sterben!

Und weshalb, weshalb mußte das sein?

Ich stand vor einem Rätsel.

Leise erklang die Schelle, Tritte auf den Stufen kamen die Treppen hinab, man öffnete mir die Hausthür und eine sanfte Stimme fragte nach meinem Begehr. Es war ein anderes Wesen, wie ich es mir vorgestellt, keine Krankenpflegerin mit gleichgültigen, von dem Anblick des täglichen Leidens abgestumpften Zügen, sondern eine barmherzige Schwester aus dem Orden zum Herzen Jesu mit sanftem, angenehmem, noch jugendlichem Gesicht fragte mich nach meinem Begehr. Als ich ihr meinen Namen genannt, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Also doch noch; so haben die Ahnungen des armen Kranken sich nicht getäuscht. O kommen Sie schnell, in den ganzen letztvergangenen Tagen hat er nach Ihnen verlangt. Nur noch wenige Stunden mögen ihm gegeben sein, ruhig und ergeben, mit Gott dem Herrn

ausgesöhnt, liegt er da. Aber er behauptet, nicht sterben zu können, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Die heiligen Sterbesakramente hat er bereits vor drei Tagen erhalten, der Arzt kann es kaum begreifen, daß der Graf noch lebt, er sagt, die Thätigkeit des Herzens wäre nur noch eine sehr geringe. Er liegt jetzt seit mehreren Stunden im leisen Schlummer, aber treten Sie nur ein, Ihr Anblick wird das Beste für ihn sein, das er noch von dem Leben erwartet."

Und leise folgte ich der Voranschreitenden die Stufen hinauf und betrat das stille, einsame Leidenszimmer.

Da lag er vor mir, mein Franz, mein Freund, mein Jugendgenosse bei so manchem frohen Ritt, der Teilnehmer an so vielem, das mir aus der Jugendzeit unvergessen vor Augen stand. Das, was meine Augen da erblickten, war das Einzige, das übriggeblieben war von dem einst so schönen, kräftigen Manne, der aller Augen auf sich zog.

Meine Augen füllten sich mit heißen Thränen, ich konnte nur niederknieen an dem Schmerzenslager und meine Stirne auf die wachsbleichen Hände legen, die auf der Decke des Bettes da gefaltet waren. Wie schmal und eingefallen waren die lieben Züge geworden, tiefe Schatten lagen über dem Gesicht, ein tief-eingegrabener Schmerzenszug umgab den schönen Mund, das dichte Haupthaar war gelichtet, und der Schnurrbart, der einst sein Stolz war, hing lang ausgezogen über den Mund herab.

Bei der Berührung meiner Lippen, welche die seinigen streiften, öffneten sich die lieben Augen und ein halbes Erwachen zeigte sich in denselben. Da öffneten sie sich ganz, ein freudiges Erkennen, das in seiner Schwäche etwas unendlich Rührendes hatte, drückte sich in ihnen aus und leise flüsterten die Lippen: „Mein lieber Moritz, endlich bist Du da. Ich habe auf Dich gewartet so lange schon und konnte nicht sterben, ehe ich Dich noch einmal gesehen." In Pausen nur, unterbrochen von mehreren heftigen Hustenanfällen und einem pfeifenden Geräusch,

das aus der angegriffenen Lunge herauszudringen schien, hatte er diese Worte gesprochen. Dann fügte er leise hinzu: „Bitte, Schwester Mercedes, lassen Sie mich mit meinem alten Freunde allein.“ Die Schwester verließ uns, und wir waren allein.

Und nun begann er wieder mit seinen leisgeflüsterten Worten zu sprechen. Seine lieben Hände umschlossen fest die meinen, an ihnen hatte er mich zu sich herangezogen, daß mein Kopf dicht neben dem seinen lag. Dabei drang das schreckliche Arbeiten seiner gequälten Lungen an mein Ohr und die ganze Wehmut dieser wohl letzten Worte meines unglücklichen Freundes überwältigte mich so, daß ich nur stumm seine Hände drücken und ihm in die Augen sehen konnte.

„Mein lieber Moritz,“ begann er, erst leise und scheinbar mit Schmerzen, doch im Laufe seiner Worte röteten sich seine blassen Wangen und noch einmal erschien ein lichter Glanz in den schon halb erloschenen Augen. „Ich habe Dich zu mir gerufen in meiner letzten Stunde hier auf Erden, um noch einmal Dich zu sehen, Dich, der Du mir seit unserer frohen Jugendzeit stets ein treuer Freund gewesen bist. Ich habe Dich noch einmal sehen wollen, um Dir ein Vermächtnis zu übergeben, ein Vermächtnis, das ich aufgeschrieben habe für Dich in bangen, schweren Leidensstunden. Das, was ich hier geschrieben habe, soll Dir sagen, welches der Grund meines unglücklichen, verfehlten Lebens war. Es soll Dir sagen, woran ich zu Grunde ging. Und doch, wenn ich auch hier in meinem jungen Lebensalter jetzt sterben muß, wenn auch mein Leben dahingeht an einer Liebe, welche mein ganzes Dasein der letzten Jahre ausfüllte, wenn auch die letzten Jahre infolge des Entsagens eine Fülle des Elends, des Kummers mit sich brachten und meine Krankheit, mein früher Tod eine Folge dieser zehrenden Sehnsucht ist, ich möchte doch lieber alles entbehren, nur nicht den Gedanken an das eine Glück, welches diese selig unselige Liebe mir gegeben hat. Mag mein Leben jetzt dahingehen, ich habe



nicht vergebens es gelebt. Wem einmal eine solche Liebe wurde, der ist reicher und glücklicher daran als tausend andere, die nie gewußt haben, was wahre Liebe ist. Wenn Du aber sie, welche Du aus diesen Zeilen kennen lernen wirst, meinen Abgott, mein Idol, einst im Leben finden solltest, wenn Du sie erkennen wirst aus meinen Worten, sie, deren Vornamen ich Dir nur sagen kann, dann bringe ihr meine letzten Grüße, sage ihr, daß der Name Edith das letzte Wort auf meinen Lippen war, sage ihr, daß mit ihm ich eingehen werde in die Pforten der Ewigkeit, und daß ich fest glaube an ein dereinstiges Wiedersehen; denn eine Liebe wie die unsrige, die ist für eine Welt zu groß. Dieses kleine Andenken von ihr, das ich stets auf dem Herzen getragen habe, das nimm als Andenken für Dich, mein Freund, laß es Dir eine Erinnerung sein an Deinen Franz und an diese eine Liebe, die ihm zwar sein äußeres Leben verdarb, die ihn aber trotzdem so reich, so unendlich reich an Glück gemacht hat, daß er nie bereut hat, was er gethan." Damit übergab er mir ein goldenes Kleeblatt und ein viele Bogen seiner Schrift enthaltendes Heft und fügte hinzu: „Du findest hier es aufgezeichnet wie alles kam, Du wirst darüber schweigen, bis auch sie einst ihren Lebenslauf geendet hat und dann hoffentlich zu mir gegangen ist. Möge der gütige Gott, der die Liebe ist, es mir vergeben, daß ich wider sein Gebot gehandelt habe und begehrt habe meines Nächsten Weib, aber ich baue auf seine Verheißung: Wer da viel geliebt, dem wird auch dereinst viel vergeben werden. Lebe wohl!"

Leiser und leiser waren seine letzten Worte geworden, fast nur wie ein kaum hörbares Flüstern klang das Lebewohl, dann sanken die Augenlider langsam herab und ein Schlummer, wie ein Schleier der Ohnmacht, kam über ihn.

Meine Hände blieben in den seinen, kälter und kälter wurden sie. Franz ist aus seinem Schlummer nicht wieder erwacht.

Zwar dauerte es noch einige Stunden, in denen ich so

saß, die erstarrenden Hände in den meinen, ehe der Todesengel seine Stirn küßte. Unmerklich fast löste das Schweigen des Todes die stiller und stiller werdenden müden letzten Atemzüge ab.

Was ich empfand in diesen letzten Stunden, die ich bei meinem Franz verbrachte, wie kann ich es beschreiben? Immer von neuem mußte ich Vergleiche anstellen zwischen dem Einst und diesem traurig schrecklichen Jetzt und mir sagen: Wie genügt in diesem Menschenleben oft eine kurze Spanne Zeit, ein Augenblick nur, um ein ganzes Schicksal zu verändern, ein ganzes Leben aus seinen Fugen zu heben. O du mein Gott, o du allmächtiger Leiter, hast du dir so des Menschen Loos gedacht?

Wie glänzend fing dieses Leben einst an, das hier vor meinen thränenden Augen zu Ende ging, und wie ist sein Verlauf, sein Schluß geworden!

War dieses von Franz genannte kurze berauschende Glück wirklich es wert, daß darüber sein stolzes Lebensschiff in Trümmer ging?

Sanft drückte ich meinem geliebten Freunde die schwarzen Augen zu, aus denen einst so viel Lust und Lebensfreude strahlte, und küßte seine weiße, hohe Stirn, hinter welcher aller Kummer und alles Leid nun schlafen gegangen war.

Nach drei Tagen haben wir ihn dann auf dem stillen Friedhof, hoch oben auf dem Rheinesufer, begraben. Ein stilles, prunkloses Leichenbegängnis war es. Wie Franz allein im Leben gestanden, seine Eltern waren längst gestorben und Geschwister hatte er nie gehabt, so folgte ihm außer mir auch nur die treue Pflegerin in ihrem Klostergewande und der Geistliche seiner Kirche zur letzten Ruhestätte.

Am Tage seiner Beerdigung aber kam, aus der Hauptstadt gesandt, eine Kiste an, in welcher ein prachtvoller Kranz enthalten war, und auf der weißen Schleife desselben da standen die Worte: „Bis in den Tod getreu, ich folge Dir nach.“

Auf einer dabei liegenden Karte ohne Unterschrift war, scheinbar von Damenhand, geschrieben: „Bitte dem Grafen Franz K. diesen Kranz auf das Grab zu legen.“

Ob er von „ihr“ war?

Ich aber ordnete den Nachlaß meines Freundes, übergab das Verzeichnis seiner Wertgegenstände einem Rechtsanwalt zur Aushändigung des Vermögens an den Erben, einem entfernten Vetter, nahm mir zur Erinnerung nur Franz' Säbel und Czapka mit und reiste nach meine Garnison zurück.

Auf meiner Brust aber ruhte sein Vermächtnis an mich, der Roman seines Lebens, seine letzte Beichte.

Mein Freund war tot, sein Andenken bleibt mir, so lange ich lebe.

Jahrelang ist die Schrift mein Geheimnis geblieben; wohl hatte ich aus den Worten seines Schreibens später geahnt, wer seine Liebe war, aber in anbetracht der Verhältnisse hatte ich mich der Dame nie genähert und ihr deshalb auch nie Franz' letzte Grüße bestellen können. Ich wußte ja nicht genau, ob meine Ahnung die rechte sei.

Vor einigen Wochen las ich in der Zeitung die Anzeige von dem Tode der Dame.

Hier ist meines Franz' Geschichte, möge sie manchem der Leser zur Lehre dienen.

* * *

Meines Lebens Beichte.

Wenn diese Zeilen, mein Freund, Dir vor Augen kommen, dann bin ich längst dahin gegangen, von wo kein Wiederkommen ist, in jenes Land, wo Menschenglück und Menschenweh nach anderem Maß gemessen wird als hier auf Erden. Ob es ein solches Land giebt? Ich glaube fest daran. Mögen wir

hier uns dasselbe vorstellen wie wir wollen, die einen als den Himmel, die anderen als Aufenthalt der geläuterteren Seelen auf einem jener Sterne, die am Abendhimmel uns als Verheißung strahlen, als auf einer zweiten Seelenstation, auf der wir von neuem einen Läuterungsprozeß durchzumachen haben, wieder andere als ein Elysium oder eine Walhalla. Ich kann nicht glauben, daß das geheimnisvolle agens, das wir „Seele“ nennen, welches die Körpermaschine hier auf Erden zum Funktionieren treibt, mit dieser verlöscht, wenn deren einzelne Teile verbraucht sind. Wie und wo das Fortleben dieser Seele sein wird, wer kann es wissen? Aber daß es sein wird, das ist mein fester Glaube, denn des Allmächtigen Güte, die sich uns täglich zeigt in dem Wirken der Natur, in tausendfältigen Beweisen, die muß auch einen Ausgleich verfügt haben in so vielem, was hier auf Erden nicht zum Abschluß gelangt ist. Deshalb glaube ich auch an ein Wiedersehen an einem späteren Orte und an ein Wiedersehen mit Dir. Wenn wir uns aber einst wiedersehen, dann wirst Du auch milder beurteilen, was ich Dir von mir und dem erzählen will, was mich hier zu einem so frühen Ende geführt hat.

Ich will Dir zu schildern versuchen, wie mein Leben verlief seit ich damals von euch ging; die wenigen Briefe, welche Du von mir erhieltest in dem Zeitraum seitdem, sie haben Dir nur ein falsches Bild von mir und meinem Leben geben können, sie mußten Dir den Eindruck machen, als ob ich mit mir selbst zerfallen und halb unzurechnungsfähig sei. Nun höre:

Das Unglück meines Lebens war meine damals unüberlegte, und ohne mich hinlänglich geprüft zu haben, eingegangene Ehe. Wie oft habe ich es bereut, in jener Zeit nicht Dein Freundesurteil über meine Absicht, mich zu verloben, eingeholt zu haben. Vieles wäre vielleicht anders geworden. Aber Du weißt ja, wie ich damals war. Fast noch zu jung, um einen Schritt, wie ihn eine Verheiratung bedingt, recht zu begreifen, verwöhnt

durch ein mir gezeigtes Entgegenkommen, hatte ich mich damals in Beziehungen zu meiner späteren Frau eingelassen, die mir halb entgegengebracht wurden. Nicht ich war der Werbende, sondern eher der Geworbene in diesem ganzen Verhältnis.

Marianne gefiel mir, sie hatte scheinbar so etwas Mildes und freundlich Nachgiebiges in ihrem Wesen, ich glaubte damals, daß auf dieser milden Freundlichkeit sich das Glück einer Ehe aufbauen lassen müsse. Dazu kam, daß ich im Leben eigentlich immer ziemlich allein gestanden hatte, Geschwister hatte ich nie gehabt, meine Eltern waren, wie Du weißt, früh gestorben, da kommen Einem denn manchmal im Leben in stillen Stunden Gefühle des Sichanschließenmüssens an irgend jemand. Solche Zeit war es, als ich mit Marianne bekannt wurde. Unsere Gärten grenzten aneinander, da hatte ich sie manchmal abends am Gartenzaun gesprochen, aus diesen Gesprächen waren Verabredungen zu einem Zusammenkommen am dritten Ort entstanden, genug, wir waren näher miteinander bekannt geworden.

An eine ernstliche Werbung dachte ich eigentlich nicht, ich gab mich mehr dem Zauber des gewissermaßen Geheimnisses unseres Verkehrs hin, ohne mir viel Weiteres dabei zu denken. Da erhielt ich von einer Verwandten Mariannes eines Tages einen Brief, in welchem diese mir schrieb, unsere Zusammenkünfte an der Gartenhecke seien von Nachbaren gesehen worden, es hätten sich in der Stadt Gerüchte über unsere Beziehungen verbreitet, die Ehre ihrer Nichte sei dadurch berührt, was ich zu thun gedächte 2c., genug, wie denn ein solcher Brief nun einmal geschrieben zu werden pflegt.

Erst hierdurch war ich über meine Gefühle klar geworden und fühlte, wie mir das Mädchen eigentlich doch an das Herz gewachsen war, meine Einsamkeit (ihr waret damals fast alle auf Urlaub), die Redensarten über den angegriffenen Ruf Mariannes kamen hinzu, genug kurz entschlossen, ohne mit irgend jemand

vorher darüber zu sprechen, ging ich am anderen Tage zu den Eltern und hielt um Mariannes Hand an.

Was mir schon damals zu denken Gelegenheit hätte geben können war, daß eine gewisse Genugthuung bei meiner Werbung sich in den Mienen der Eltern, ja auch in denen Mariannes, aussprach. Wie man aber in solcher Lage eines vermeintlichen jungen Liebesglücks zu sein pflegt, ich dachte nicht weiter darüber nach, sondern war glücklich in dem Gedanken, nun ein Heim, Verwandte ꝛc. gefunden zu haben.

Die Veröffentlichung meiner Verlobung machte viel Aufsehen in dem kleinen Ort, kein Mensch hatte etwas von meinen Beziehungen zu dem Hause geahnt, getäuschte Hoffnungen und Erwartungen in anderen mit Töchtern versehenen Familien kamen auch hinzu, genug, es wurde in jener Zeit viel über mich und meine Verlobung geredet. Auch anonyme Briefe erhielt ich damals genug, die mich hätten aufmerksam machen können, aber was denkt sich ein Verliebter viel dabei? Ich meinte, es sei der Neid, der sich in den Briefen ausspräche, ließ die Leute reden und war voll Vertrauen und Zufriedenheit in meinem jungen Brautstande.

Das ging denn auch so eine Weile in dieser Weise weiter, ab und zu zwar kamen mir Bedenken, als ich merkte, daß die Sanftmut meiner Braut doch nicht eine bleibende sei. Sie hatte hier und da bei ihren Behauptungen und Ansichten eine gewisse Schärfe, die ich kaum durch Liebkosungen zu überwinden vermochte, namentlich aber zeigte sie einen besonderen Hang, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen, der manchmal an Eigensinn streifte. Ich dachte jedoch, das wird sich alles schon geben, wenn sie erst dein Weib ist und du sie dem Einflusse der Eltern und Verwandten entzogen hast.

Deshalb zögerte ich auch nicht lange, den Hochzeitstag zu bestimmen, und als die wenigen Monate verstrichen waren, führte ich sie zu dem Altar und gab meine ganze Zukunft dadurch in ihre Hand.

Die ersten Monate der Ehe gingen dahin. Selbst in ihnen hatte ich schon Gelegenheit zu finden, daß meine Wahl ein Irrtum war. Deutlicher und klarer wurde es mir, daß wir beiden Menschen zu verschieden von einander waren. Unsere Ansichten über die kleinsten Dinge gingen stets auseinander und das schlimmste war, daß ihre Eltern anfingen, in unser gegenseitiges Verhältnis sich einzumischen und, wie es so ihre Art war, immer die Partei der wohl überhaupt von Jugend auf verzogenen Tochter zu nehmen. Wollte ich z. B. ausgehen und mit meiner Frau die Familie eines Bekannten besuchen, so schützte sie irgend einen Grund vor, um im Kreise ihrer Eltern das und das vorzunehmen, das in ihrem alten Beziehungskreise lag. Blieb ich im Hause, so begann bald zwischen uns sich oft über den geringsten Gegenstand eine Meinungsverschiedenheit zu entwickeln, die manchmal zu förmlichen Disputationen, oft aber bereits zu Streit und Zank führte. In der ersten Zeit trat ja danach bald eine Versöhnung ein, bald aber zeigte Marianne danach ein sogenanntes Maulen und Mucken, das mir unerträglich war. Wie alle nervösen und etwas aufgeregten Menschen konnte ich ja bei solch einem Streit wohl heftig werden und dann in dieser Heftigkeit auch einmal ein unüberlegtes Wort sagen. War die heftige Stimmung aber vorüber, dann that es mir bald leid, und ich versuchte es in meiner Gutmütigkeit durch größere Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen. Da kam ich aber bei Marianne stets schlecht an, ihres Temperamentes Weise war das „Nachtragen“, und so vergingen schon halbe Tage, in denen sie mit mir zürnte und kein Wort sprach. In dieser Stimmung pflegte sie denn ihr Elternhaus aufzusuchen, ich ging dann gleichfalls in eueren lieben, alten Kreis, und wenn ich zurückkam, dann wurde ich mit Vorwürfen empfangen, in denen Redensarten wie „meine Mutter sagt auch“ natürlich nur die Stimmung verschärften und mich oft wahrhaft zur Wut reizten.

Damals schon begann ich auf das bitterste meinen Mißgriff zu bereuen. Und nun, keinen Menschen zu haben gegen den ich mich aussprechen, keinen, dem ich mein Leid klagen konnte, ich war oft der Verzweiflung nah. Die Liebe war fast dahin, nur die Ehe war geblieben.

Doch so konnte und konnte es nicht weiter gehen. Meine Ehe nach so kurzer Zeit wieder zu lösen, widersprach zu sehr meinem Gefühl, es hieße ja, dadurch jedermann meinen unüberlegten Schritt öffentlich bekennen. Deshalb duldete und litt ich weiter.

Einen Ausweg wollte ich aber versuchen, von dem ich mir vielleicht noch Heil versprach, ich wollte mich in eine ferne Garnison versetzen lassen und dadurch meine Ehe und Marianne selbst allen anderen Einflüssen entziehen.

Ohne euch allen davon zu sprechen that ich durch einen dem Militärkabinett nahestehenden Freund meines verstorbenen Vaters dazu Schritte in Berlin und richtig, nach Verlauf eines Monats kam meine Versetzung zu dem Dragonerregiment in L., dort hinten im Westen, heraus. Als ich diese Marianne mitteilte, machte sie mir eine große Scene, sprach von Zurückbleiben, ihre Eltern nicht verlassen können und was der liebenswürdigen Redensarten mehr waren. Bei meiner Vorstellung, daß ihrem Verhalten nur die Einleitung einer Scheidung folgen könne, mochten sich ihr wohl die Konsequenzen einer solchen vor Augen stellen, und wurde mir zu meinem Schmerz hierbei es klar, daß doch wohl nur mein Name und Stand damals sie zu dem Eingehen ihres Verhältnisses zu mir bewogen, nicht aber ihre Neigung und Liebe, wie sie mir oft genug versichert hatte.

Die anonymen Briefe hatten also doch recht gehabt, ich war übereilt und unüberlegt dem Verhängnis anheim gefallen.

Infolge der Ueberlegung willigte Marianne also ein und beschloß, mir nach L. zu folgen.

Du kannst Dir, mein Freund, nun aber wohl meine Stimmung damals erklären, bei dem Gedanken, daß ich das

liebe alte Regiment, den mir so bekannten Freundeskreis, vor allem Dich, aufgeben sollte, und wofür das Alles, wofür?

Jetzt wird Dir mein Benehmen damals selbst Dir gegenüber klar genug werden; konnte ich es denn in der Zeit selbst Dir sagen, wie sehr ich mich geirrt, wie ich mein Lebensglück verschleudert hatte?

* * *

Was aber hatte ich eingetauscht bei dem neuen Regiment, in der neuen Garnison gegen das, was ich bei euch aufgab? Du weißt, daß schon bei dem Eintreffen meiner Versetzung gerade in dieses Regiment, ihr mir alle euer Bedauern aussprachet, daß gerade dahin mich meine Bestimmung hätte führen müssen. Leider bestätigte sich, was wir auch in H. auf dem Reitinstitut über das Offizierkorps hörten, in vollstem Maße. Aber so schlimm, wie es nun wirklich war, hatte ich es mir eigentlich doch nicht gedacht. An der Spitze des Regiments ein Mann, den Gottes Zorn an diese Stelle gesetzt haben mußte, schwerfällig, dick, ohne das geringste Verständnis der Eigenschaften, die einem Kavalleristen notwendig sind, wäre er nach dem altpreußischen Geist wohl nie in diese Stellung gekommen; politische Verhältnisse hatten aber bei seiner Ernennung mitgesprochen, und so war er denn ein Reiterführer par excellence geworden, wie ihr ihn euch gar nicht vorstellen könnt. Wenn ihr ihn einmal hättet sehen können, wie er so vor dem Regiment einherjagte (nämlich nach seinem Glauben), die dicke Figur schwankend im Sattel und, wenn es ging, sich mit der Hand hinten am Sattel festhaltend, ihr würdet es nicht für möglich gehalten haben. Aber es war effektiv so. In allen kavalleristischen Dienstverhältnissen unerfahren, war er schlau genug, nie etwas in Bezug auf Reiterei selbständig zu befehlen, sondern er hatte sich dazu ein Faktotum im Offizierkorps ausgesucht, einen der

Rittmeister, der zwar selbst von der Infanterie einst in das Regiment versetzt, doch sich Routine und Verständnis genügend angeeignet hatte, um die Stellung des Regimentsberaters ausfüllen zu können. Es läßt sich erklären, zu welchen Konsequenzen diese Unterordnung unter die Ansicht des einzelnen im Offizierkorps führen mußte.

Das Offizierkorps selbst zum Teil aus Elementen bestehend, wie sie mir bis dahin nach ihrem origine, ihrer Erziehung und Manieren bei unserer Waffe vollständig unbekannt waren. Apothekersöhne und solche von Kaufleuten 2c. 2c. mögen ja an sich sehr anständige, nette Leute sein, mir aber war ein solcher Ersatz bis dahin noch nicht vorgekommen. Dazu waren viele, aus Mangel an anderen Avantageuren vielleicht, sogar nicht einmal aus einer kavalleristischen Kinderstube hervorgegangen, sondern von irgend einem anderen Truppenteil, von der Infanterie und auch vom Train als Offiziere hinein versetzt. Daß dieses Verhältnis eine für ein Kavallerieregiment ganz absonderliche Musterkarte abgeben mußte, kannst Du Dir denken, und wurde das von mir und dem Teil der Offiziere, welcher unseres Genres war, schwer genug empfunden. Es mochte ja der abgelegenen Garnison schwer sein, sich einen anderen Ersatz zu verschaffen, das änderte aber nichts in dem Mißbehagen für mich, in diesem mir ganz fremden Kreise zu leben.

Was aber als das Eigentümlichste, das Ueberraschendste erschien, das war der Umstand, daß dieses Offizierkorps gerade sich besonders auf seinen kavalleristischen Standpunkt aufspielte und den einzelnen, teilweise sehr netten Herren des dortigen Infanteriebataillons gegenüber eine reservierte Haltung zeigte. Es war zum Lachen. Genug es waren Verhältnisse, wie sie wohl nur so hart an der Grenze, in solch einem entfernten Erdenwinkel möglich sind.

Auch die Garnison als solche gefiel mir in keiner Weise. Für ein Kavallerieregiment bot sich nichts, keine Sandwege, nur

harte Chausseen und eben solche Landstraßen, keine Heide, keine besondere Reitpassion, genug nichts, was das Herz eines Reitersmannes erfreuen konnte. Anstatt dessen aber war eine Neigung da, die alles übrige absorbierte, das war eine wahrhaft großartige Passion für die Jagd. Danach richtete sich alles, und der Mensch, der in der Gesellschaft lebte, wurde geradezu nach dem Jäger beurteilt. Da ich für meine Person infolge meiner bisherigen Garnisonen wenig Passion in dieser Richtung hatte, so war ich schon aus diesem Grunde nicht nach der meisten Sinn und war mein Leben in dieser Kameradschaft deshalb von Anfang an ein wenig genußreiches.

Die kleine Stadt selbst war das reine Judennest, in alle Gesellschaften war diese Nation eingedrungen, sie hatten die besten Wohnungen in der Stadt, bewohnten überall den ersten Stock, der Offizier konnte im zweiten unterkommen.

Aus diesem Grunde war auch die Wohnung, die ich als die einzig freistehende beziehen mußte, durchaus nicht nach meinem Geschmack und ich, der ich, wie Du weißt, viel auf ein hübsches, elegantes Heim gebe, fand auch hierin nicht die geringste Befriedigung.

Während ich mich selbst in diesem Orte also in jeder Beziehung deplaciert und ungemütlich fühlte, hatte Marianne dagegen von Anfang an in einem Kreise sich heimisch gemacht, der mir beinah noch unangenehmer als die Juden war. Es existierte und besteht dort wohl noch heute eine Gesellschaft von bigotten Leuten, wie sie wohl selten an einem anderen Ort sich finden möchte. Diese sogenannten Gläubigen, die, des Lebens Lust und Freude verdammend, dieses Leben auf unserer Erde hier nur als ein Leben der Buße, als ein Jammerthal betrachten, welche glauben, das dereinstige Eden nur durch ein Verzichten auf jegliche Freude hier erreichen zu können. Diejenigen von ihnen, welche es aufrichtig damit meinen, vernachlässigen in diesem ihrem Streben oft die Pflichten,

welche sie gegen sich und ihre hiesigen Angehörigen haben, sie leben in einem gewissen frommen Egoismus, nur für ihr eigenes zukünftiges himmlisches Wohl bedacht, denken sie oft nicht des Wohles ihrer nächsten Angehörigen. Wie viele habe ich kennen gelernt, welche mit rührender Sorgfalt handeln und leben für das Wohl der Schwarzen in den Missionen, und ihre Kinder indes dürsten lassen nach Liebesbeweisen und Zärtlichkeit.

Unleidlich jedoch sind diejenigen von ihnen, welche nicht wirkliche, sondern nur scheinbare Gläubige sind, nicht den guten Kern der Frömmigkeit im Herzen tragen, sondern nur die Formen nachahmen; sie sind oft die bigottesten, herzenskältesten und engherzigsten, vor ihnen hat man sich zu hüten.

Gerade dieser Kreis aber war es, in dem Marianne Eingang gefunden, der sie mit offenen Armen aufgenommen hatte. All mein Bitten, alle Vorstellungen, sich doch mir wieder zu widmen, waren und blieben vergebens. Was in N. ihr Elternhaus, ihr früherer Kreis gewesen, das war hier in noch verstärkter Weise die sogenannte Frömmigkeit, war mir ersteres lästig und unangenehm, so machte dieses mir die angetraute Frau geradezu zuwider.

* * *

So hatte sich denn in kurzer Zeit unser Leben in L. zu einem für mich wahrhaft trostlosen gestaltet. Ich wußte, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr aus noch ein. Die Geselligkeit mit den meisten Kameraden im Regiment, ihre Ansichten, ihr ganzes Auftreten wo und wie sie sich zeigten, war mir im höchsten Grade antipathisch, zu Haus aber war die Oede. Entweder war ich allein, oder es herrschte Unfrieden und Streit, das war gar nicht mehr zu ertragen. Ich hatte mir angewöhnt, wenn ich vom Dienst frei war, meilenweit in die Umgegend

hinauszureiten; scheute man die $1\frac{1}{2}$ Meilen harter Chaussee nicht, so entschädigten einem weitausgedehnte Waldungen, in deren Schatten es sich prachtvoll dahinritt. Ich war etwas zum Träumer geworden, da mutete mich diese tiefe Waldesstille eigenartig an, die Ruhe wurde da durch nichts gestört, nur die Vögel sangen in den Wipfeln der alten Eichen ihr Abendlied, und oft blickte ein Reh mit scheuen Augen aus dem Dickicht hinaus, um, wenn es mich erblickte, in mächtigen Sprüngen die andere Seite des einsamen Waldweges zu gewinnen.

Kam ich dann gegen Abend von meinen Ritten zurück, so hatte ich angefangen das Theater zu besuchen, auf dem für die Verhältnisse der kleinen Stadt unverhältnismäßig gut gespielt wurde.

So war ich dann auch an dem einen Abend wieder einmal dahin gegangen, der Tag ist mir unvergeßlich geblieben, es war der Abend des 25. Januar und wurde eine Operette „Der kleine Herzog“ von Halévy gegeben. Das Theater war sehr gefüllt und viele Damen der Gesellschaft darin. Im Zwischenakt sah ich mir gegenüber in einer Loge eine ältere Dame sitzen, die mir auf meine Frage als eine Landgerichtsrätin H. genannt wurde. Bei ihrem Namen fiel mir ein, daß mir die Justizrätin N. aus R., die Dir ja auch bekannt ist, an eben diese Frau Grüße aufgetragen hatte. Ich benutzte diese Gelegenheit, meinen Auftrag auszurichten, ging zu ihr herüber und ließ mich vorstellen. Sie saß in einem Kreise von mehreren jungen Damen, wie mir schien, denen ich auch bekannt gemacht wurde. Während meiner Unterhaltung mit der Rätin fiel mir ein liebliches Gesicht in ihrer Gesellschaft auf, dessen Inhaberin mir zu meinem Erstaunen als eine Frau, die Frau eines Amtsrichters L., genannt wurde. Nach ihrem ganzen Aeußeren hätte ich dieselbe für ein Mädchen gehalten, so jung und naiv sah sie aus. Von nicht großer zierlicher Figur, konnte ich während unseres Gesprächs nur das kleine, liebliche Köpfchen mit seinem hellaschblonden

Haar, das sich über der Stirn kräuselte und die kleinen Oehrchen kaum halb bedeckte, erkennen. Sie hielt die Augen von uns abgewendet, beteiligte sich nicht an unserer Unterhaltung und machte nur ein etwas moquant schnippisches Gesicht, als ich von der Provinz sprach und sagte, daß ich mir hier manches anders gedacht hätte. Die Rätin hatte die Verteidigung der Stadt, Gesellschaft ꝛc. übernommen und wandte sich in ihrem Lob der Gegend an Frau L. mit den Worten: Finden Sie nicht auch, Frau Edith? Da beugte diese den kleinen Kopf vor und sah mich an.

Was waren das für Augen, die mich da anblickten. Es war ein ganz eigentümlicher Eindruck, den dieselben in mir hervorriefen, als ihr Blick mich traf.

Wie oft hatte ich in Romanen schon gelesen von einer Liebe auf den ersten Blick. Aber ähnlich war das Gefühl, das ich in diesem Augenblick für die Frau empfand. Es war nicht das Gefühl des Kennenlernens, nein ein solches des Wiederfindens, das da plötzlich über mich kam. Eine mir wunderbare, unbegreifliche Sympathie empfand ich, so, als wenn wir uns längst gekannt, als ob ich diese feinen, lieblichen Züge längst schon einmal irgendwo gesehen und der Frau schon einmal nahe gestanden hätte. Ich mußte an die alte indische Mythe denken, wonach sich Seelen bisweilen auf der Erde wiederfinden, die in einem früherem Leben schon beieinander gewesen sind, und ein Traum in Erfüllung geht, den man einmal geträumt. Was sie sagte, ich weiß es nicht, hatte auch damals es kaum verstanden, der Blick hatte mich so verwirrt gemacht, daß ich wohl eine ganz verdrehte Antwort gab, wenigstens fragte die Rätin ganz erstaunt: „Wie meinen Sie?“ Doch der Vorhang ging auf, ich mußte mich empfehlen und ging zurück in meine Loge. Den ganzen Abend aber ließ ich das süße Gesicht nicht mehr aus meinen Augen, immer wieder mußte ich mit dem Glas herübersehen, mußte diese Augen suchen, die mich so mächtig

berührt hatten. Als ich aber nach Schluß der Vorstellung in mein Haus zurückkehrte, da war ich noch immer halb wie entrückt aus dem Treiben dort. Dieser Abend war die Wende meines Lebens, ich hatte mein „Schicksal" gesehen.

Der andere Morgen hatte mir zwar infolge des Nachdenkens in der Nacht andere Gedanken gebracht. Ich hatte über mich selbst beinah lachen müssen. So jung war ich doch am Ende auch nicht mehr, daß zwei Augen, so liebreizend sie auch sein mochten, eine solche Gewalt auf mich ausüben konnten. Ich stellte mir vor, wohin es denn führen würde, wenn ich dieser mir unerklärlichen, plötzlichen Neigung, dieser Anziehungskraft nachgäbe. Ich wußte ja nichts von dieser jungen Frau, wahrscheinlich war sie glücklich verheiratet, und was machte sie sich aus mir? Aber haben wohl jemals schon solche Gedanken, solche Einwendungen und Vorsätze ernstlich genützt? Trotzdem ich mir sagte: Du mußt sie vergessen, denn sie ist das Weib eines anderen, und du selbst bist verheiratet, immer blieb diese zehrende Sehnsucht in mir, die Augen wiederzusehen, ich konnte sie nicht vergessen. Wer hätte je das Vergessen gelernt, wenn er es auch gewünscht? Wenn wir den Tod herbeisehnen, so kommt er nimmer, wenn wir ringen nach dem Vergessen, so ist es vergebens. Je mehr wir zu vergessen suchen, desto fester sammeln sich alle Gedanken um den einen Punkt, und um diesen Punkt kreisen sie zuerst langsam, dann immer rascher bis endlich die Vernunft aufhört und nur ein Begehren bleibt, das heißt Wiedersehen.

So ging es auch mir. Trotzdem suchte ich das Vergessen, sagte mir, daß mein ganzes Empfinden ja ein Unsinn sei, ich hätte ja den Namen der jungen Frau noch nie bis dahin gehört, wußte nichts von ihr und ihren Eigenschaften, aber nichts half, die Sehnsucht blieb.

Und wieder vergingen Tage, ja mehrere Wochen, daß ich Frau Edith nicht sah. Inzwischen hatte ich es im Gespräch

mit den Kameraden auf den Amtsrichter L., den ich noch nicht gesehen, zu bringen gewußt und hatte dann gehört, derselbe sei ein ziemlich langweiliger Geselle, hätte wenig Männliches, ein eigentümlicher Kauz, der nur eine Passion hätte, die sei das Sammeln von allerlei Kräutern. Tagelang könne er unter Vernachlässigung seiner Dienstgeschäfte in den großen Wäldern der Umgegend herumirren und Pflanzen, besonders Moose sammeln und beabsichtige nächstens ein Buch über die Kryptogamen der Provinz herauszugeben. In der Gesellschaft erscheine er wenig, es sei denn, daß er die junge, allerdings reizende Frau einmal auf einen größeren Ball oder einen offiziellen Rout begleite, sonst ließe er sie meistens allein ausgehen und stecke dann zu Hause in seinen Herbarien und Moosen. Was die beiden so verschiedenen Menschen zu einer Ehe zusammengeführt, das hätte kein Mensch bisher begreifen können; das einzige, was für die Eltern Frau Ediths wohl ein Motiv gebildet hätte, das sei das bedeutende Vermögen des Amtsrichters. Das sei aber auch alles. Was man gerade unglücklich nennen könnte, das schiene das Verhältnis beider Eheleute nicht zu sein, ein jeder ginge von ihnen seinen eigenen Weg. Die junge Frau, welche die Rätin sehr an sich zu ziehen gewußt hätte, lebte gewissermaßen ihr Mädchenleben weiter, tanze viel, besuche mit der älteren Freundin die Gesellschaften und schiene sich dabei köstlich zu amüsieren, während er in seinen Sammlungen Genüge zu finden wisse.

Das war so ungefähr das, was ich über den Amtsrichter und sein junges Weib zu hören bekam; es schien einmal wieder die alte Geschichte zu sein. Die Eltern hatten aus materiellen Gründen die Sache eingerührt, nun sieh zu, liebe Tochter, wie du mit dem Geldsack fertig wirst. Daß an denselben jetzt zufällig ein Menschenherz gekettet war, nun, das ließ sich einmal nicht ändern.

* * *

Wieder nach ungefähr einer Woche, es mochte schon Ende März sein, erhielten wir eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft bei dem Kommandeur, einer solchen Riesenabfütterung, „Steh thee“ genannt, zu der die ganze Gesellschaft der Stadt eingeladen war. Mir war solche Art von Festen mit ihrem offiziellen Schematismus sonst eigentlich ein Greuel, diesem Abend ging ich aber doch mit großer Spannung entgegen, bot er doch eine Möglichkeit, „sie“ endlich wiederzusehen.

Als wir ankamen, war schon eine sehr zahlreiche Gesellschaft versammelt, die Familien von dem Regiment, dem Bataillon, von dem Gericht, einige Gutsbesitzer aus der Nähe und viele Lieutenants, aber nach der ich aussah, die war nicht da.

Meine Frau hatte sich bald in ihren Kreis gefunden, da waren die Frau Konsistorialrätin Schwarz und die Frau eines Gerichtsrats Diedrich, die Leiterinnen der frommen Gesellschaft, und einige noch jüngere Seelenbräute, zu denen sich denn auch meine Frau gesellte. Es war so der richtige Gesellschaftsabend, wie ihn kleine Provinzialstädte mit sich bringen, da wurde umhergestanden, während Thee gereicht ward, und ein Geplauder ging durch die anwesenden Menschen, so nichtssagend und hohl, wie es denn so geführt wird und bei dem ich immer den Gedanken hatte: Wie wenige Menschen giebt es doch in der Welt, die wirklich einmal etwas sagen.

Dann wurde musiziert, ein blondes Mädchen nahm Platz am Klavier und sang: Hätt' ich nur deine Liebe.

Andächtig hörte alles zu. Als der Liebeswunsch vorüber war, da wurde von neuem die Thür geöffnet, und der Amtsrichter L. erschien mit „ihr“, mit der Frau Edith. Mit dem Eintritt Ediths kam wieder das eigentümliche Gefühl über mich, das dem Schrecken halb verwandt war, das Gefühl aber, das mich unwiderstehlich zu ihr zog.

Als das Paar seine Entschuldigungen des Zuspätkommens, (er war einmal wieder, wie immer, nicht fertig geworden) den

Wirten ausgesprochen, verschwand der Amtsrichter in einem der Nebenzimmer. Nun konnte auch ich Frau Edith begrüßen.

Sie war umgeben von einer Anzahl von jungen Herren. Als sie mich kommen sah, verließ sie diesen Kreis, kam mir entgegen und reichte mir die Hand. So standen wir denn nun vor einander und sahen uns an. Wieder befand ich mich unter dem Banne dieser Augen und wieder kam deren wunderbare Gewalt über mich. Unsere Augen grüßten sich, wie nur längst bekannte sich zu grüßen pflegen. Was wir miteinander plauderten? Ich weiß es nicht mehr. Weiß auch nicht, wie lange wir so standen, nur das ist mir in der Erinnerung geblieben, daß wir miteinander redeten, wie zwei alte Freunde es zu thun pflegen. Ich glaube wir besprachen die Gesellschaft und ihre Verhältnisse, das tägliche Leben und seinen Verlauf. Und wunderbar war es mir, was ich sonst keinem vertraut, mein inneres Leben, meine Ansichten über andere Menschen, alles floß mir von den Lippen, schon bei diesem ersten Miteinandersprechen, es war, als redete ich zu meiner Seele Schwester, so rückhaltlos konnte ich ihr alles sagen, alles, was mich betraf.

Auch sie teilte mir manches mit, wie sie im ganzen so wenig gern hier sei, sie hätte bisher immer auf dem Lande gewohnt, das sie so liebe, nun wäre sie nach der Stadt gekommen, wo sie so vieles abstieße. Freundinnen hätte sie auch nicht viele, nur die alte Frau Rätin sehe sie oft, sonst wäre sie viel allein und manchmal hätte sie Sehnsucht nach ihrem stillen Vaterhaus mit dem schönen Walde dabei. Dann erzählte sie mir, wie es ihr angenehmster Zeitvertreib wäre, mit der Rätin abends in ein Gesellschaftslokal in der Nähe der Stadt zu gehen und dort manchmal zu Abend zu essen, bisweilen käme auch ihr Mann dahin, es wäre dort sehr angenehm, ob wir auch den Garten schon hätten kennen gelernt, und was der Plaudereien mehr zu sein pflegen. Es mußte wohl eine ganze Weile so über unserm Gespräch vergangen sein, wir hatten es nicht gemerkt,

aber jetzt sah ich, wie aus den benachbarten Gruppen uns Blicke streiften und wohl Bemerkungen über unser langes Gespräch fallen mochten, und da kam denn auch schon das Schicksal daher, uns für den Augenblick zu trennen. Es nahte in der Person unseres Wirtes, des Herrn „Kommandeurs“, und mit seiner moquanten Art, die häufig etwas Malitiöses haben konnte, fragte er: Nun, mein Herr Graf, es sind auch noch andere Leute heute Abend hier außer der Frau L., die Herrschaften kennen sich wohl schon von früher? Es klang so malitiös, daß ich ihn erstaunt ob dieser Aeußerung ansah. Er gehörte zu den Leuten, die sich ihrer eigenen Persönlichkeit so wenig bewußt sind, einer Persönlichkeit, welche so ausgiebigen Stoff zur Moquerie bot, daß sie es trotzdem wagen, gegen andere moquante Stichelreden zu führen. Nun, er war der Wirt, ich verbeugte mich vor meiner holden Partnerin und trat zurück. Auch Frau Edith wandte sich zu den anderen jungen Damen, und wenn ich für den Augenblick auch nicht weiter mit ihr reden konnte, so nahm ich doch die Gelegenheit wahr, mir die mir schon so lieb gewordene kleine Frau anzusehen. Es war derselbe Eindruck, den ich von ihr erhielt, wie neulich im Theater, nur daß sie heute in Gesellschaftstoilette war und infolge dessen noch jugendlicher, mädchenhafter aussah. Sie hatte so etwas Unberührtes, Frisches in ihrem Wesen, das man sonst selten bei jungen Frauen findet. Die hellblauen, beinah ins Graue schimmernden großen Augen waren der Hauptreiz des lieben Gesichtes, eine zierliche Nase und ein liebreizender kleiner Mund gehörten dazu, und kleine rosige Ohren, die kleinsten, die ich fast je gesehen, wurden von dem hellblonden Haar halb bedeckt. Ueber ihrer ganzen zierlichen Figur lag der Reiz der Anmut und lieblich war jede Bewegung.

Später wurde an kleinen Tischen soupiert; ich hatte in der frohen Hoffnung des Zusammenfindens die Frau Rätin mir engagiert und richtig, ihre erste Bitte war, suchen Sie es ein=

zurichten, daß wir mit Frau Edith an einen Tisch zu sitzen kommen. Wie frohlockte mein Herz, als es mir gelang, einen kleinen Tisch zu vier zu erobern, ein Wink der Rätin hatte genügt, Frau L. ließ sich von ihrem Herrn, einem Referendarius, zu unserem Tische führen.

Nun hatte ich sie wieder neben mir, und als ob gar keine Pause in unserem Gespräche eingetreten sei, so setzten wir dasselbe fort. Dasselbe Vertrauen, dieselbe Uebereinstimmung in unseren Gedanken und Gefühlen ging in uns weiter. Wenn aber einmal Edith sich an dem Gespräch mit den andern beteiligte, so war es immer mit großer Anmut, und was sie auch sagte in unserem so reizenden, wohl eine Stunde dauernden Beisammensein, das war alles so liebenswürdig und taktvoll, daß man sie lieb haben mußte. Dieser Takt, wie selten findet man ihn doch, und doch welch Gottesgeschenk ist er. Er führt den Menschen besser durch des Lebens Schwierigkeiten, als Talent oder Wissen. Das Talent ist M a c h t, der Takt ist K u n s t. Das Talent weiß, w a s zu thun ist, der Takt weiß, w i e es zu thun ist. Das Talent ist W o r t, der Takt ist b a r e M ü n z e. Und diesen Takt zeigte Edith auch bei jeder Gelegenheit. Wie sie die taktlosen Reden des Referendarius über ihren Mann und sein Wesen ablehnte, wie sie gar nicht über ihn sprechen ließ und in anderen Fällen des Gesprächs, immer trat er zu tage.

Es war eine entzückende Stunde. Bei der Rätin verstand ich die Gelegenheit auszunutzen und mich liebenswürdig zu machen. Ich sprach von dem Zusammensein in jenem Gesellschaftslokal, und freundlich forderte sie mich auf, uns doch auch oft dort einzufinden, sie wolle es auch meiner Frau sagen. Bei dieser Aufforderung fing ich einen Blick Frau Ediths auf, aus dem ein helles Licht aufzuleuchten schien und unsere Augen begannen dabei eine Sprache zu reden, die mich wahrhaft beseligte. Von diesem Moment an b e g a n n d a s G l ü c k, das fühlte ich in mir. Ein eigentümlich beziehungsweises Gespräch

fing an sich zwischen uns zu entwickeln, ein Eingehen in die Gedanken des anderen und eine merkwürdige Wechselwirkung zeigte sich dabei zwischen uns. Sagte sie mir ein Wort, das mich innig berührte, so erklang in meinem Herzen der Vers:

Wie berührt mich wunderbar
Oft ein Wort von dir,
Das von deinen Lippen kam
Und von Herzen mir

und sprach ich irgend etwas, das mir aus dem Herzen kam, dann röteten sich vor Freude ihre Wangen und in ihren Augen stand es zu lesen, das empfinde und fühle ich gleich dir.

Nach Tisch ließ ich mich denn auch dem Herrn Amtsrichter, Ediths Gatten, vorstellen. Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Gefühlen das schon damals geschah. War er nicht der Mann, d. h. nach dem Gesetz hier auf Erden, der Besitzer von dem, was ich in meinem Herzen, in meiner Seele als mein geistiges Eigentum zu betrachten begonnen hatte? Du weißt, mein Freund, wie immer meine Ansichten über Ehre und Recht gewesen sind, nach welcher Richtschnur ich bis dahin gelebt hatte. Kannst Du Dir vorstellen, in welchen Zwiespalt mich daher die Vorstellung dieses Mannes versetzte, und doch auch wieder der Gedanke, wie wird der Mann beschaffen sein, den du vielleicht seines Besten zu berauben vor hast? Wie ich ihn nun aber fand, wie danach ich mir einredete im Recht zu sein, als ich diesen eigentümlichen Menschen kennen lernte, der nach meiner Ueberzeugung überhaupt kein Mann war, da zog ein gewisser Jubel in meinem Herzen ein, und ich sagte mir, vielleicht utopistischer Weise, deine Liebe soll dieser Frau ein Glück geben, das sie sonst an der Seite dieses Mannes in ihrem ganzen Leben nie kennen lernen wird. Wenn es ein Unrecht war, dieses Gefühl in ihr zu erregen, so möge Gott mir helfen. War es aber schon da, besaß ich bereits ihre Liebe, dann würde ich mit ihr in der Zukunft allem Trotz bieten.

Doch wie alles in der Welt, so ging auch dieser Abend zu Ende. Als ich bei dem Scheiden Edith zum gute Nacht die Hand bot, da fühlten wir wohl beide, wie nah wir uns gekommen waren. Ob wir damals auch bereits fühlten, wie wohl das Ende sein würde?

* * *

Nach einer Nacht, deren Traum nur Edith gewesen war, mußte ich stets an die lieblichen Augen, die mich angestrahlt, und die kleinen Hände denken, die mich zufällig berührt, und nun begann ein neuer Tag. Kann man jene leisen Worte, jene schüchternen Blicke, die zitternden Berührungen, mittelst deren zwei Menschenseelen allmählich sich nähern, wie zwei Regentropfen, die sich am Fenster hinunterschlängeln, ehe sie ineinander fließen, kann man sie wohl jemals vergessen? Es sind die ersten Grundsteine der Liebe, der Beherrscherin des Welltalls. Ich aber kam zu der Ueberzeugung, daß ich in meinem ganzen Leben bis dahin noch nie gewußt, was wahre Liebe sei.

Immer mußte ich denken, wie ist das Leben so gar verschieden für den Menschen. Ich dachte der Jahre, die inhaltslos, bleischwer in der Zeit an mir vorüber gegangen waren, die nichts in mir berührt, nichts getroffen hatten. Und nun die wenigen Stunden, die mir ein neues, helles Leben brachten, neuen Mut, neue Lust; alles in mir bewegten, anspannten und es nicht zuließen, daß ich zurückgestoßen würde in das alte einförmige Grau. Ja ich mußte es mir sagen: Ich liebe diese Edith mit meiner ganzen Lebenskraft, es war, als ob diese Liebe nur deshalb seit Jahren geschlummert hätte, um jetzt desto gewaltiger hervorzubrechen.

Lange war ich am vergangenen Abend noch in meinem Zimmer auf und ab gegangen (Marianne teilte schon seit Monaten nicht mehr das meinige, da unser Streit manchmal bis in die Nacht hinein gewährt) und meine Gedanken hafteten an den Bildern

der vergangenen Stunden und ließen sie nochmals in allen ihren Einzelheiten vor dem Auge meiner Seele vorüberziehen. Hierauf waren dann die Träume, diese gewandten, eigenmächtigen Gaukler gefolgt und hatten meinen, nur geahnten, Wünschen die Erfüllung gezaubert.

Und nun war dieser neue Morgen da, der Anfang und Verheißer eines neuen glücklichen Tages. Denn hatte ich nicht unsere Verabredung des Wiedersehens und mit ihr die beruhigende Gewißheit, daß er so sein würde, wie der vorige, etwas anders vielleicht in den Einzelheiten, aber doch gleich in dem Ganzen, und das war in unserer Sympathie, unserem seelischen Einsgewordensein, diesem Einssein, das wir beide empfunden hatten?

Wie selig ist am Morgen das Erwachen,
Wenn man am Abend sterblich sich verliebt,
Man hört sein eignes Herz im Leibe lachen
Und weiß doch nicht, was es zu lachen giebt.

Dann plötzlich kommt die Erkenntnis, die Erinnerung an das Geschehene und mit ihr ein Glück, wie es ein Gott nur seinen begnadigten Menschenkindern in das Herz gelegt hat. So war mein Morgen an jenem Tage, ich fühlte mich wie neu geboren, wie erleichtert von einer schweren Last, die Monate auf mir geruht, und es gab nur einen Jubelruf in meinem Herzen, der hieß „Edith“.

Ein wundervoller Frühlingstag, wie sie uns bisweilen der März schon als Ahnung des kommenden Sommers beschеert, war zur Rüste gegangen, als ich mich mit Marianne in das Gartenlokal begab, das mir Edith gerühmt hatte. Meine Frau hatte, wie fast immer bei meinen Wünschen, erst nicht mitgehen wollen, als ich ihr aber sagte, daß manchmal eine alte Oberstin, die zwar, wie gesagt wurde, aus prinzlichem Geblüt abstamme, im übrigen aber eine mir gräßliche alte Klatschschwester war, auch oft dorthin kommen solle, willigte sie ein, mich zu begleiten.

Diese Frau, sonst ein wahrhaft boshaftes Menschenkind, gehörte nämlich auch zu dem Verein der Frommen im Lande, und da mußte sie ja natürlich nach Mariannes Ansicht auch für den Verkehr angenehm sein.

Der Abend war so schön, daß die Menschen in dem Garten teils noch im Freien, teils unter den bedeckten großen Veranden saßen, und war es mir erklärlich, daß die Rätin mit ihrer Gesellschaft gern an diesem Orte weilte, der mit seinen schattigen Bäumen an Sommerabenden entzückend kühl sein mußte. Auch an dem Abend befand sie sich schon dort und saß mit ihrer Handarbeit an einem der langen Tische unter der Veranda, den sie für die noch zu erwartenden Bekannten, wie immer, belegt hatte. An ihrer Seite aber saß — Edith.

Meine Frau war eigentlich mit dieser noch nicht so recht zusammen gekommen, sie hatte sie zwar in der Gesellschaft neulich kennen gelernt, aber, wie ich glaube, noch gar nicht mit ihr gesprochen, wohl aber gemerkt, wie ich an dem Abend mich ihr gewidmet hatte. Da bot denn diese Begegnung ihr Gelegenheit zu spitzen Bemerkungen genug, welche noch dadurch vermehrt wurden, daß noch nichts von ihrer vielgeliebten Oberstin zu sehen war.

Nachdem wir die Damen begrüßt, nahmen wir bei ihnen Platz, wobei ich vermied, mich neben Edith zu setzen. War es aus dem Grunde der mir schon ahnenden drohenden Gefahr, die in der Klatschsucht der Menschen beruht, oder wollte ich ihr liebes Gesichtchen mir gegenüber haben? Ich weiß es nicht mehr. Vielleicht aus beiden Gründen. Jedenfalls hatte ich richtig gewählt, denn, wenn ich auch nicht gleich mit ihr allein sprechen konnte, so konnte ich sie doch den ganzen Abend sehen und mich an ihrem Liebreiz erfreuen.

Nach einiger Weile kamen denn auch noch mehrere Familien zu uns heran, darunter zwei von dem Infanteriebataillon, unter denen zwei liebenswürdige junge Frauen waren, mehrere mir

sympathische Offiziere von unserem Regiment, und endlich erschien denn auch die liebe oben besprochene Oberstin. Die Gesellschaft war so zahlreich geworden, daß das allgemeine Gespräch aufhörte und Einzelunterhaltungen begannen. Da erst wurde es gemütlich, und wir an unserer Ecke plauderten in anregendster Weise über das, was uns gerade in den Sinn kam. Die Rätin war eine für ihr Alter geistig und körperlich außerordentlich gut konservierte Persönlichkeit, sie war bewandert in Literatur und Poesie, und bald wandte sich ihr Gespräch diesen beiden zu. Wie reizend plauderte darüber meines Gegenüber kleiner Mund. Edith hatte noch wenig gelesen, da konnte ich ihr denn helfend zur Seite stehen und verabredete mit ihr, daß ich ihr einige Bücher leihen und diese selbst überbringen wollte. Das war also eine neue Hoffnung für mich, eine neue Brücke von ihr zu mir. So verging der Abend in einer für uns ganz reizenden Weise und neue Fäden begannen sich zwischen Edith und mir zu knüpfen. Lange saßen wir so, und als es dann beinahe Nacht geworden war, da traten wir miteinander unseren Heimgang an. Der Weg für uns, die Rätin und auch für Edith war ein gemeinschaftlicher, so fügte es sich denn bald, daß ich mit dieser zusammen ging, wobei der Abstand von den anderen sich bald vergrößerte. So waren wir denn, eigentlich zum ersten Mal, miteinander allein. Wie es denn so zu gehen pflegt, regte dieses Alleinsein aber nicht etwa zu vermehrtem Sprechen auf, sondern machte uns beide fast stumm; diese Stille, dieses Sich=-ganz-eins-miteinander-fühlen redete aber seine eigene Sprache, mehr, als die beredtesten Worte es thun können, und in unserem Herzen, das fühlten wir beide wohl damals schon, da redete die Liebe. O du selige, wonnige, wunderbar schöne Zeit, wenn das Gefühl dieser entstehenden Liebe in dem eigenen Innern zum Durchbruch kommt. Schüchtern und blöde zeigt sie sich im Anfang, wunschlos freut sie sich nur des Augenblicks. Erst später, wenn das erste leidenschaftliche Bekenntnis

von den geliebten Lippen vernommen wird, kommen jene Augenblicke tiefster Sehnsucht, ungeduldigsten Verlangens, und mit dem ersten Kuß zieht dann jene unermeßliche Ungenügsamkeit in die Herzen ein, für die der Sonnenschein nicht mehr hell, der Himmel nicht mehr blau, die Erde nicht mehr weit genug ist.

So weit waren wir damals noch nicht, wir empfanden nur die Seligkeit des Beieinander-, Nebeneinanderseins, und wie ein elektrisches Fluidum, so flutete die Liebe zwischen uns beiden hin und her.

Dann kam die Straßenecke, die uns trennte, ein Gute Nacht, gnädige Frau, gute Nacht, Herr Graf, ein Händedruck, und dann war es vorbei, die Oede war von neuem da.

* * *

Die nächsten Tage vergingen mir wieder langsam genug, die Beschäftigung des Dienstes nahm mich viel in Anspruch; es war die Zeit der Frühjahrsbesichtigung, da blieben nicht viel Stunden am Tage mir frei. An dem einen Tage wollte ich, meinem Versprechen gemäß, Edith die Bücher selbst überbringen, das Glück war mir leider nicht hold, ich traf sie nicht zu Hause. Nach den Besichtigungstagen machten wir noch einige Visiten, die uns übrig geblieben waren und fuhren denn auch bei Edith vor. Es war mir schwer geworden, meine Frau hierzu zu überreden, und war es mir nur durch das Versprechen gelungen, dann auch gleichfalls Besuch bei der Oberstin L. zu machen. Will man das Eine, so muß man das Andere, ich willigte ein.

So fuhren wir denn bei Edith vor und wurden auch angenommen.

Da war ich denn zum erstenmal in ihrem Heim, in dem Zimmer, in dem sie den Tag verbrachte. Doch auch er, der Herr Amtsrichter, war da. Zum erstenmal lernte ich es kennen, was es heißt, die Frau eines anderen zu lieben. Es waren Augenblicke, wie sie Dantes Hölle nicht schrecklicher bieten kann.

Welche Qualen verursachte es mir, wenn er die oft nur gewohnheitsmäßig gebrauchte Anrede „mein Herzchen“ anwandte, wenn er seine magere, unangenehme Hand im Gespräch auf ihre Schulter legte, oder gar sie um die Taille faßte, wie er that, als wir aufbrachen und beide uns zur Thür geleiteten. Ich wußte ja, daß das alles nur Form war, daß keine nähere Beziehung zwischen ihnen existiere, daß sie nicht miteinander, sondern nur nebeneinander dahinlebten, aber trotz alledem, trotz meines Anklammerns an diesen Gedanken, ich empfand dabei ein Weh in meinem Herzen, wie ich es kaum beschreiben kann. Ich hätte den Menschen zu Boden schlagen können, der da mein Kleinod zu berühren wagte und mußte dazu die Grimasse der Höflichkeit machen, es war nicht zu ertragen. Als er mir aber gar diese Hand zum Abschied bot, da machte ich mir mit meinem Helm zu thun und gab sie ihm nicht, verbeugte mich und ging. Jetzt kam der revers de la médaille, die Qual und Pein, die solche Liebe mit sich bringt. Zwar sahen mich Ediths liebliche Augen tröstend an, zwar flehten diese lieben Augen: „O vergieb, ich leide wie du, ich kann ja nichts dafür.“ Aber trotz alledem sagte ich mir: So kann es nicht weitergehen; in dieses Mannes Gesellschaft kann ich das Weib meiner Liebe nicht wiedersehen, ich muß versuchen, diese Leidenschaft zu unterdrücken, ich muß mein Herz niederzuringen trachten und muß — entsagen.

Und das Schicksal schien mir die Hand bieten, noch einmal versuchen zu wollen, ob ich nicht zu retten sei.

Als ich am nächsten Tage gegen mittag zu Edith ging, in der Stunde, wo ich wußte, daß sie allein sei, um ihr andere Bücher zu bringen, da wurde mir von ihrem Mädchen gesagt, die gnädige Frau sei früh am Morgen nach Hause zu ihren Eltern gereist, die Mutter sei lebensgefährlich erkrankt, das Telegramm wäre in der Nacht gekommen.

Das war eine Nachricht, die mich doppelt schwer traf, im Mitgefühl für sie und ihre Sorgen wegen des Zustandes der

Mutter und die dortige ganze Leidenszeit, dann aber für mich. Was sollte nun mit mir werden ohne sie?

Wenn ich sie jetzt einige Tage nur nicht sah, hatte ich ein Gefühl der Beklommenheit, den Drang nach einer Vervollständigung, den unwillkürlichen Trieb zu ihr zu eilen und bei ihr zu sein. Was sollte nun werden, wenn sie Wochen, ja vielleicht Monate ausblieb? Ein dunkler Schleier der Verzweiflung legte sich über mich. Die Tage erschienen mir so gegenstandslos, und wenn ich am Morgen nach kurzem Schlaf erwachte, dann fragte ich mich: Wozu beginnst du den Tag, wozu?

Auch dienstlich hatte ich in jener Zeit vielerlei Unannehmlichkeiten. Eines Tages hatte sich bei dem Kommandeur wieder solch ein Avantageur angemeldet, ich weiß nicht mehr, ob er Meier oder Schröder hieß, der Sohn eines reichen Kaufmanns, der seinen Sohn gern Kavallerieoffizier werden lassen wollte. Ich begegnete auf der Straße dem Kommandeur und der teilte mir es mit und fragte mich, wie das Offizierkorps wohl über eine eventuelle Annahme denken würde. Das kam mir denn sehr à propos und ich sagte ihm: Nach meiner Ansicht beständen in dem Offizierkorps zwei ganz verschiedene Parteien, der leider größeren würde die Annahme gewiß sehr erwünscht sein, der kleineren, zu der ich mich rechnete, würde jedoch ein erneuter Zuwachs dieser Kreise nicht passen, der junge Mensch hätte nach meiner Ueberzeugung zu viel Geld und zu wenig Namen für unser schon sehr zersetztes Offizierkorps. Darob denn große Entrüstung meines Herrn Vorgesetzten und eine in das Heftige ausartende Standrede über ganz falsche Ansichten, Verkennung der Verhältnisse, lächerlichen Adelsstolz ꝛc. Die ganze Affaire passierte auf offener Straße, und war ich sehr entrüstet über diese mir gewordene Zurechtsetzung, da ich außerdem doch von ihm zu meiner Aeußerung aufgefordert war. Am nächsten Tage begab ich mich zu unserem etatsmäßigen Stabsoffizier, um mich über die mir gewordene Behandlung zu beschweren.

Derselbe nahm die Beschwerde auch an und wurde sie dahin erledigt, daß der Herr Kommandeur seine Ausdrücke, die er mir gegenüber gebraucht hatte, zurücknahm.

Nun kam aber das Charakteristische seiner Persönlichkeit und das Merkwürdige der Auffassung seiner Stellung als Führer des Offizierkorps. Anstatt über die ganze Angelegenheit ein weises Stillschweigen zu bewahren, teilte er seinem Faktotum und noch mehreren anderen Herren dieser Klique meine Aeußerungen über die Angelegenheit mit, was natürlich meine schon an und für sich nicht sehr angenehme Stellung den Herren gegenüber noch verschlechterte. Ich habe die Sache leider erst später erfahren, als man den betreffenden Kommandeur schon längst zu dem alten Eisen geworfen hatte, hätte ich es damals gewußt, würde ich sofort dagegen eingeschritten sein. Ein weiterer Grund, weshalb ich mit dem größeren Teil der Offiziere dort auf schlechtem Fuße stand, war „das Spielen". Du weißt, wie ich immer über diese Sache gedacht habe.

Nach meiner Ansicht verdirbt das Spiel die Kameradschaft und führt mehr oder weniger zum Untergang der betreffenden Offiziere, nicht nur zu dem der Verlierer, sondern auch in weit höherem Maße zu dem der Gewinner. Letztere verlieren alle Berechnung von Geld und Geldeswert, fangen an über ihre Verhältnisse zu leben, fallen dann in die Hände der Wucherer — der Untergang ist da. Bei uns dort in der Garnison wurde nun sehr viel gespielt; von oben herunter waren zwar auch Schritte dagegen gethan, wie das aber in der ganzen Leitung lag, lange nicht durchgreifend genug. Es wurde ruhig weiter gespielt.

Da war ich denn eines Abends in das Kasino gekommen und hatte dort eine ganze Gesellschaft zusammen gefunden, unter der sogar Fähnriche und Einjährige waren, die schon stundenlang tempelten, wobei es sich um recht bedeutende Summen handelte. Der Verkehrston der teilweise etwas stark animierten Herren

war auch ein solcher, wie er mir wenigstens durchaus ungewohnt war, genug, ich hatte die Herren gebeten, das Spiel zu beenden, ich hätte als älterer Offizier die Berechtigung dafür zu sorgen, daß der Befehl des Kommandeurs befolgt würde und im Kasino kein Spiel stattfände. Meinem Wunsche, dem noch zwei ältere anwesende Offiziere sich anschlossen, wurde zwar Rechnung getragen, das Spiel hörte an dem Abend dort auf, meine Stellung verschlechterte sich vielen der Herren gegenüber durch mein Auftreten gegen ihre Lieblingsleidenschaft von neuem, und es bildete sich ein solcher Riß zwischen uns heraus, daß mir schon damals ein längeres Verbleiben in diesem Regiment für die Zukunft unmöglich erschien.

Wie recht ich aber hatte in meiner Ansicht über das Spiel dort im Regiment, das zeigte sich nach Jahren, als ich schon meinen Abschied genommen hatte, indem mehrere Offiziere von dort plötzlich niederbrachen und einer von ihnen sogar später in eine berüchtigte Spieleraffaire in Baden=Baden verwickelt wurde.

So gingen mir die Tage in diesem schönen Frühlingsmonat dahin, zerfahren mit mir selber infolge der häuslichen Unzufriedenheit und der Stimmung mit Marianne, die sich von Tag zu Tage verschärfte, auf der einen Seite, und dann die dienstlich und kameradschaftlich mir täglich fast unangenehmer werdende Situation.

Ich befand mich in einer permanenten Gereiztheit und Aufregung. Müde und bleich war ich, es trieb mich ruhelos hin und her, manchmal suchte ich mir irgendwo die tollste Gesellschaft auf und hielt es doch nicht eine Stunde in ihrem Kreise aus, dann verschloß ich mich stundenlang in mein Zimmer und entwarf Briefe an das geliebte Weib, die mir genommen war, zerriß dieselben aber immer wieder in dem Gedanken, daß sie in unrichtige Hände gelangen könnten. Oft in der Nacht aber, wenn andere Menschen der Ruhe pflegten, setzte ich mich zu Pferde und ritt Gott weiß wohin.

In dieser Zerfahrenheit mit mir selbst erhielt ich plötzlich den Befehl, auf vier Wochen nach N. zu der dort befindlichen detachierten Eskadron zu gehen, um für den erkrankten Rittmeister die Führung der Schwadron zu übernehmen.

Erleichtert atmete ich auf, nur heraus aus diesen Verhältnissen, das war mir schon genug.

Wie ich vermutet hatte, beschloß Marianne, als ich ihr meine Kommandierung mitteilte, nicht mit mir zu gehen in das ihr langweilige unbekannte Nest, wie sie sich ausdrückte, sie wollt in L. zurückbleiben, ihre Vereine bedürften ihrer Anwesenheit, sie müsse den Haushalt weiter führen, genug Gründe fanden sich, und — ich war frei.

* * *

Wie der Gefangene, der nach jahrelanger Haft zum erstenmal hinausgeführt wird in die freie Natur, so kam ich mir vor, als ich mit meinen Pferden nach einem Marsch von sechs Meilen in N. ankam. Wie der Ort, wie die Leute dort waren, darauf achtete ich nicht, das war mir vorläufig ganz gleichgiltig. Der Gedanke, für mich allein zu sein mit meinen Empfindungen und Träumen, war mir hinreichend. Mit wonnigem Behagen sog ich die würzige Luft der Wälder ein, durch welche mich mein Weg führte, als ich an einem der nächsten Tage nach meiner Ankunft in die Umgegend hinausritt.

Das Städtchen lag, umgeben von einem Kranz weiter Wälder, friedlich da, die Garnisonverhältnisse waren angenehm, die Schwadron in guter Ordnung, auch die Offiziere der Eskadron ziemlich umgängliche Leute, da hoffte ich denn viel von den bevorstehenden Wochen, vor allem aber ein geistiges Ausruhen, ein Stillwerden in mir nach all den Stürmen, die ich in der letzten Zeit hatte durchleben müssen. Und ich täuschte mich nicht, die friedliche Ruhe des Ortes wirkte günstig auf mich ein, ich konnte wieder ruhiger über mich nachdenken. Wenn

nur nicht die zehrende Sehnsucht nach Edith, nach irgend einer Nachricht von ihr gewesen wäre, aber so mußte ich immer der Stunden gedenken, die wir zusammen verlebt, der Augen und ihres Liebesblicks, der mich so innig angeschaut. Giebt es doch solche Augenblicke im Leben, die man im Andenken behält, während ganze Monate und Jahre vergessen werden und nie wieder zum Vorschein kommen.

Zuweilen erweckt ein Hauch, ein Duft, ein Wort in uns diese selige Erinnerung. Sie steht vor uns wie ein Bettelkind mit sehnsüchtig verlangenden Augen mitten im Lärm des Lebens, dann müssen wir still stehen und ihr etwas schenken, und das ist unsere ganze Gegenwart mit ihrem treusten Gedenken. Auf diese Weise verließ mich die Sehnsucht nie.

Da war ich denn eines Nachmittags, ungefähr acht Tage nach meiner Ankunft, auch wieder fortgeritten, weit hinaus in die Wälder hinein hatte mich mein Rappe getragen, ich hatte nicht weiter des Weges geachtet und befand mich glötzlich in einer Gegend, in der ich mich nicht mehr zurecht finden konnte. Ich ließ meinem Pferde die Zügel in der Hoffnung, daß es mich schon wieder in belebtere Gegend tragen würde. Nach einiger Zeit, nachdem ich auf einsamen Waldwegen dahingeritten war und mich dabei des schönen Waldes erfreut, kam ich denn auch auf eine Chaussee und Peitschenknall ließ sich hören. Ich ritt demselben nach und stieß denn auch auf zwei Wagen, welche auf dem Wege dahinfuhren. Sie waren mit Kohlen beladen und auf der Tafel an denselben stand Dominium A. Ich erkundigte mich bei dem Knecht nach dem Wege nach N. Da hörte ich denn, daß ich ungefähr zwei Meilen von dort entfernt wäre und die Chaussee nur zurück zu reiten brauchte, dann würde ich schon finden. Auf meine Frage, wem denn das Dominium gehöre, für das sie die Kohlen geholt, antwortete mir der Knecht, dem Amtsrat G. Wie eine Erkenntnis kam es da plötzlich über mich, das mußte ja Ediths Vater sein. Zwar hatte ich keine

Ahnung davon gehabt, daß derselbe hier so in der Nähe wohnen könne, da wir zufällig nie davon gesprochen hatten, wo ihre Heimat war. Um mich aufzuklären, fragte ich den Knecht, ob das der Amtsrat wäre, dessen Frau jetzt krank sei, und ob er etwa eine Tochter in L. habe; er bestätigte das und fügte hinzu, die Herrin sei schon wieder etwas besser, sei außer Gefahr und die Tochter sei jetzt zur Pflege da draußen. Mein Gott, meine Edith war mir verhältsmäßig so nah und ich, ich hatte nichts davon gewußt. Auf meine weitere Frage, wie weit es denn bis A. sei, hörte ich noch, daß wir uns ungefähr halbwegs desselben befänden, so vier Meilen könnte es wohl von N. im ganzen sein. O diese Wonne, dann war sie ja erreichbar für mich, dann mußte ich am nächsten Tage dahin und sie wiedersehen.

Mit welchen Gefühlen ich dem Mann für seine Auskunft dankte, läßt sich denken. Darauf machte ich Kehrt und nun, wie flog mein Rappe dahin! Es war das Glück, das mich dahintrieb, und der laute Jubel erfüllte mein Herz: „Morgen geht es zu ihr."

Wie die Nacht, wie der nächste Vormittag verging, nicht weiß ich es mehr, es war wie ein Traum, in dem mir die Stunden dahingingen, und ich konnte kaum den Jubelruf unterdrücken, der in mir jauchzte: Zu ihr, zu ihr, so geht es ach, voll Sehnsucht mir den ganzen Tag.

Um zwölf brach ich von N. auf, und nun hieß es mein Herz bezwingen. Am liebsten hätte ich im langen Galopp die Ferne überwunden, die vor mir, zwischen ihr und mir lag, aber es waren doch immer vier Meilen; die Maisonne strahlte auch heiß genug auf mich herab, da mußte denn die Sehnsucht am Zügel genommen und ein vernünftiges Tempo eingeschlagen werden. Trotzdem waren nur etwa zwei Stunden verflossen, als der Kirchtum von A., einer königlichen Domäne, wie ich in N. erfahren, vor meinen Augen lag. Meines Rappen Flanken dampften, als er das Pflaster des Dorfes betrat, ich klopfte ihm

den schlanken Hals, hatte er doch seine Sache gut gemacht. In mir aber war eine selige Ruhe, ich war ja nun bei ihr. Dort das rote Dach des Gutshauses barg mein Glück. Ein weiter Oekonomiehof nahm mich auf, ich ritt vor die Thür des langgestreckten Hauses, schellte und ließ mich bei dem öffnenden Mädchen als Bekannter der Tochter anmelden, der gekommen sei, sich nach dem Befinden der Frau Amtsrätin zu erkundigen.

Nach kurzer Zeit erklangen denn auch Schritte auf der Treppe und beide Hände mir entgegenstreckend stand da mein Glück, mein Lieb, meine Edith. Hätte ich es noch bis dahin nicht gewußt, was ich ihr war, so wären jetzt die leuchtenden Augen, der lächelnde Mund Zeuge davon gewesen. Wo kommen Sie her? Wie freue ich mich Sie wiederzusehen. Das waren ihre lieben Worte, mit denen sie mich begrüßte. Nun eilte denn auch Ediths Vater, vom Hofe kommend, herbei, zu mir, der ich noch immer auf dem Rappen saß, ich wurde ihm als alter Bekannter vorgestellt, und als ich sagte, ich wolle mich nach dem Befinden seiner Frau erkundigen, ich wäre deshalb von N., wo ich auf einige Wochen kommandiert sei, herüber gekommen, da bat er mich, doch abzusteigen, N. das sei ja ein Riesenende, da müsse ich bis zum Abend bleiben. Wie gern folgte ich dieser Einladung!

Es war ein liebenswürdiger Mann der Amtsrat, ein gut konservierter Herr in den fünfziger Jahren, was mir aber gleich so besonders an ihm gefiel, war, er hatte Ediths Augen, sie waren es, die mir aus seinem Gesicht entgegenschauten. Er selbst besorgte die Unterbringung meines Rappen, zu dessen Fortführen er einen Stalljungen herbeigerufen, Edith aber führte mich in das Haus hinein und dann in ein kleines, freundliches Gemach; ihr Zimmer, das sie als Mädchen bewohnt.

Wie heimelte mich der Raum an, da waren die Bücher, die Erinnerungen an ihre Kinderzeit, das kleine Sofa, auf dem sie als Kind gesessen, der Spiegel, der ihr liebes Bild Jahrelang

zurückgestrahlt, ein trautes Heimgefühl kam in dem Raume über mich. Und nun gab sie mir noch einmal beide Hände. Wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind, ich habe in den Wochen so oft an Sie gedacht, woher kommt es, daß ich gar nicht geahnt habe, wie nahe Sie mir jetzt sind?

Wenn ich meinem Gefühl hätte folgen können, ich hätte die liebreizende Gestalt mit meinen Armen umfangen, an mein Herz ziehen und den kleinen Mund mit tausend Küssen verschließen mögen. Meine Augen mochten es deutlich genug aussprechen, was da in meinem Herzen für Wünsche enthalten waren, ihre lieben Augen senkten sich und eine dunkele Röte stieg in Ediths Wangen auf.

Doch da öffnete sich die Thür und der Vater kam herein. Er freute sich, mich zu sehen und konnte mir auf meine Frage nach dem Befinden seiner Frau nur das Beste sagen, der Zustand sei jetzt außer aller Gefahr, und die Kranke könne bereits am nächsten Mittag etwas aufstehen. Natürlich müsse ich jetzt müde sein nach dem heißen langen Ritt, er würde gleich für etwas zu trinken sorgen. Gut wäre es, daß sie an dem Tage später äßen, da könnten wir denn ein gemütliches Mittagessen haben, das erste einmal wieder nach langer Zeit. Es wäre ein Prachtgedanke, herüber gekommen zu sein. Den Besuch möchte ich nur oft wiederholen in der Zeit, in der ich noch in N. wäre. Als meine Augen bei diesen Worten Edith trafen, da wußten wir beide wohl, wie oft das sein würde. Und nun waren wir beide denn wieder allein. Was soll ich Dir sagen von diesen Momenten, wo unsere Herzen anfingen in sich aufzugehen. Es war so namenlos selig, sich diesem Gefühl unbeschränkten Vertrauens hinzugeben, das wir beide in unseren Herzen empfanden! Es giebt solche Tage des Südens, wo unsere Gefühle mit wunderbarer Schnelle reifen, sie sind wie der goldenen Sonne Strahl, der die Knospe der Neigung zur Blume der innigsten Liebe sich entwickeln läßt. Lebt das Herz doch doppelt und

dreifach in solch seliger Zeit, denn es sagt sich, sie ist zu schön für die Erde hier.

Was hatte ich mir bei dem Herritt alles vorgenommen ihr zu sagen und sie zu fragen, und nun sagte ich doch nichts davon in dieser entzückenden Einsamkeit zu zweien. Nur ansehen konnte ich sie und mich ihres lieben Bildes erfreuen.

War doch die Liebe über uns, sie sprach aus einem jeden Blicke unserer Augen, in jedem Wort war sie enthalten, das unsere Lippen verließ, unausgesprochen noch, aber doch vorhanden. Und so schoß Blatt um Blatt empor an dem Baum unserer Liebe, Lust und Zärtlichkeit klangen in jedem Zweig, und das Frühjahr ging in uns auf, das einzige Frühjahr, das das ganze Leben ausfüllen muß, wenn es das richtige Frühjahr und die richtige Liebe ist, wie unser Fritz Reuter sagt.

Die Minuten vergingen im Fluge, die Zeit des Mittagessens war da, nun hieß es sich zusammennehmen, seine Augen in der Gewalt haben, es hieß zum Tagesleben wieder erwachen, damit nicht andere Augen errieten, was für ein Glück in unseren Herzen wäre.

Es war ein nettes, kleines Diner, das wir zusammen einnahmen, der Amtsrat, Edith, eine Gesellschafterin von deren Mutter und ich. Ich saß zwischen Vater und Tochter und mußte nun erzählen, weshalb ich nicht schon längst gekommen, von N. und seinen Verhältnissen, wohin der Amtsrat nur selten käme, von meinem Leben dort in dem kleinen Ort und was der Fragen mehr waren. Als ich nun davon sprach, wie ich meine Zeit zwischen dem Dienst und meilenweiten Ritten in die Wälder der Umgegend geteilt hätte, wie ich dort den erwachenden Frühling gefeiert, mich oft meinen Träumereien hingegeben und nicht geahnt, wie nah wir uns seien, da sah mich Edith an, unter dem Tisch aber fühlte ich leise und schüchtern die Berührung eines kleinen Fußes. Mitten im Sprechen stockte ich, so empfand ich diese Berührung, und konnte kaum den

Faden des Gespräches wiederfinden. Edith hatte es verstanden, wem meine Träumereien gegolten hatten.

In angenehmster Weise verlief das Diner. Giebt es etwas Schöneres, als im Einverständnis mit dem Gegenstand seiner Liebe zu sein? Wie viele Gelegenheiten bietet das allgemeine Gespräch, um die Liebe anzudeuten, wieviel Redewendungen stehen uns zu Gebote, um unsere Zärtlichkeit dem anderen zu offenbaren. Und der Rapport unter dem Tisch dazu, mein Fuß verließ nicht seine Stelle neben ihrem kleinen Füßchen, eine leise Bewegung mit demselben und sie sah mich an. O welche kindischen Streiche spielt die Liebe, und wie himmlisch schön ist sie!

Am Nachmittag fuhr uns der Amtsrat mit zwei schönen Füchsen in seinen Wald und zeigte uns seinen Rehstand, wie wunderbar schön war diese Fahrt zu zweien, dicht aneinander geschmiegt, auf dem Hintersitz des kleinen Wagens, wie tauschten wir unsere Träume aus über Waldesdunkel und Waldeinsamkeit, über Frühling und das Erwachen der Natur. Ein jedes Wort, das Edith sprach, war ein Gedicht und sie selbst die verkörperte Poesie.

So gingen die Stunden im Fluge dahin. Das Abendbrot vereinigte uns noch bei Tisch, dann aber hieß es für mich an den Aufbruch denken, der Amtsrat meinte, ich müsse um neun Uhr reiten, um noch den Mondschein nachher in dem großen Walde zu haben, er ginge um zehn Uhr auf, ich würde mich sonst schwer durch den Wald hindurchfinden.

Zu der bestimmten Zeit wurde denn auch mein Rappe vorgeführt. Nun hieß es denn scheiden mitten aus dem Glück heraus. Aber Edith schlug dem Vater vor, sie wollten mich bis zu dem Wegweiser an der Chaussee begleiten. So brachen wir denn auf, während ein Junge meinen Rappen hinter uns her führte.

Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, dunkel lag es über den Feldern, die Sterne waren alle am Himmelszelt

erwacht, und die Venus, dieser treue Begleiter des Mondes, kündete schon dessen baldiges Erscheinen an. Während wir nun so nebeneinander dahinschritten, ich zwischen Vater und Tochter, da sprachen wir unter anderem auch über den besonderen Glanz dieses schönen Sternbildes. Während der Vater über seine Größe redete, da beugte ich mich zu Edith hinüber und fragte sie leise: „Soll sie unser Stern sein?" Und die Antwort kam, — kleine Finger schlichen sich leise in meine niederhängende Hand, die schon mehrfach die ihre gestreift hatte, mit festem Druck umfaßten sie dieselbe, und dieser Druck sagte mir: „Ich bin dein für immer." Die geliebten Lippen aber flüsterten: „Ja". Ich aber ließ mein geliebtes Händchen nicht mehr los, ich behielt es fest in meiner Hand, und so schritten wir dahin bis zu dem Lebewohl an der Wegesstelle, die uns für den Tag schied.

Ein langer Händedruck mit Edith, ein freundliches Leben Sie wohl und: Auf recht baldiges Wiedersehen des Vaters, und ich ritt dahin. — O Welt wie bist du so wunderschön, so jauchzte mein Herz, als ich im langen Galopp dahinflog. Es war ein Glücksgefühl, ein Siegesjubel in mir, der sich nicht ausdrücken läßt. Das Glück ist die Liebe, die Liebe das Glück, das waren die Worte, die ich jauchzend vor mich hin sang und „meine Edith, meine geliebte Edith" der Jubelruf, den ich in den schlafenden Wald hineinrief.

* * *

Dieser Tag war der Anfang seliger, entzückender Wochen. Am liebsten wäre ich gleich am nächsten Morgen wieder nach A. geritten, aber die Furcht, daß es Aufsehen erregen würde, wenn ich sobald schon wieder käme, ließ mich zwei Tage, bis zum nächsten Sonntag, mit meinem Ritt warten.

Aber welchen Kultus trieb ich in den Tagen mit meiner Edith und meiner Liebe! Welche zärtlichen Briefe schrieb ich

ihr, welche Verse machte ich auf sie, ihre Lieblichkeit und auf unsere Liebe! Ein förmliches Tagebuch oder Stundenbuch legte ich für sie an, in welches ich die Gedanken einer jeden Minute eintrug, und jedes Glücksgefühl, das über mich kam, war darin enthalten.

Wenn ich am Morgen die Eskadron auf dem Platze exerzierte, dann hatte ich eine Pappel an dem Wege, der nach A. führte, mir als Direktionspunkt ausersehen, und wenn ich sie der Schwadron hierzu angab, dann jauchzte mein Herz: „da geht es zu ihr, zu ihr, meiner Edith." So kindisch ist die Liebe und doch so reich an innerem Glück. Dreißig Jahr war ich alt geworden, aber noch nie hatte ich ein Gefühl empfunden, das sich mit dem für Edith vergleichen ließ.

Die Sehnsucht in den zwei Trennungstagen war groß, aber auch die Verheißung der Erfüllung nah, eine jede Minute brachte mich ja ihr näher.

Und da war denn endlich der ersehnte Tag wieder da; ein prachtvollerer Morgen war nicht zu denken, und früh um 9 Uhr schon brach ich auf. Dieses Mal ritt ich Expectation, eine schlanke, englische Fuchsstute, die mir als Tourenpferd bequemer war und die, älter als der Rappe, die doch immer mit hin und her acht Meilen betragende Entfernung besser ertragen konnte. Aber was war mir Hecuba? Die Entfernung war ja nichts für meine Sehnsucht; waren doch meine Gedanken schon ganz bei ihr, zu der mich mein Pferd trug. Der Weg kam mir schon ganz heimisch vor, ich hatte gelernt ihn besser einzuteilen, und die Glocke des kleinen Kirchturmes schlug elf Uhr, als ich mich A. näherte. Da — in einem Gehölz am Wegesrand sah ich schon von weitem ein blaues Kleid schimmern. Ein Galopp hin zu demselben, es war meine Edith, die mir entgegen gekommen war.

Welch eine Freude, welche Wonne war das! Giebt es Ahnungen in der Welt? Wirklich scheint es bisweilen der Fall

zu sein. Wenn sich die Gedanken so ganz mit einem geliebten Gegenstande beschäftigen, so leben sie sich in den anderen ein, daß sie ahnen, was der andere denkt, was er zu unternehmen beabsichtigt. Das habe ich nicht nur in diesem Falle gefunden; Edith behauptete, ganz bestimmt gewußt zu haben, daß ich um diese Stunde kommen würde; das habe ich noch oft genug in dieser Glücksperiode meines Lebens ausprobiert. Wie häufig, wenn ich im Innern meines Zimmers später an meinem Schreibtisch saß, hatte ich plötzlich das Gefühl, jetzt geht Edith am Hause unten vorüber, schnell sprang ich auf, eilte an das Fenster und richtig, das erste, das meine Augen erblickten, war mein süßes Lieb, das da drüben auf dem Trottoir einherging. Das war schließlich so weit gekommen, daß wir häufig sagten, wir brauchten uns gar nicht etwas zu verabreden, wir ahnten es ja und wußten bestimmt, wo wir sein würden. So war es denn auch an diesem Sonntagmorgen gewesen, Edith hatte gewußt, daß ich kam.

Schnell sprang ich vom Pferde und küßte die kleinen Hände, die sich mir entgegenstreckten. Dann nahm ich die Zügel der Stute herab, hing sie mir über den Arm, und so gingen wir zusammen durch den Wald dem Hause zu. Wir wählten nicht den nächsten Weg, ein schmaler Waldsteg nahm uns auf, hatten wir uns doch so viel zu sagen. Waren es nicht zwei Tage, die wir uns nicht gesehen, da gab es so viel zu berichten. Ich sagte ihr, wie ich in der ganzen Zeit nur an sie gedacht hätte, als Beweis gab ich ihr die Briefe und die Gedichte, die ich in den Trennungsstunden für sie geschrieben hätte, sie möge die Verse am Abend lesen, sie wisse es ja längst, was sie enthielten, meine grenzenlose, ewige, unsterbliche Liebe. Ihre liebe Hand hatte ich nicht losgelassen bei unserem Zusammengehen, wir befanden uns in grünem Schattendunkel, auf einer kleinen, rings von Bäumen umgebenen Lichtung, auf einigen mit Moos überwachsenen Steinen, die dort lagen, nahmen wir Platz; mein

Pferd hatte ich an einen Baum in der Nähe gebunden, kein Mensch ringsum war zu sehen. Da wandte sie die lieben Augen mir zu, ein Strahl der innigsten Liebe blickte mir aus ihnen entgegen, ich schlang den Arm um sie und küßte sie.

Sie aber hob die lieben Arme, legte sie um meinen Hals und sagte: Mein Franz, ich bin dein für immerdar.

O über das Glück dieses Augenblicks! Die reinste, wärmste, süßeste Wonne ihres Kusses auf meinen Lippen wurde empfunden, der warme Druck ihrer lieben Arme von mir gefühlt, als wir so saßen und die Arme fest umeinander geschlungen hatten. Es war zuerst kein Laut, — dann ein Stammeln — ein leises Seufzen: „Meine Wonne, mein Leben du.“ Herz an Herz, Mund an Mund fest gepreßt, als sollten sie nie mehr von einander lassen. In diesem Augenblick fühlte ich, daß ich bisher noch nicht gelebt. Meine Augen schlossen sich, wie um die äußerlichen Bilder um so unauslöschlicher in die Tafel meines Herzens einzugraben, dann bog ich meines Lieblings Antlitz zu mir empor und sah in die Augen, die in Thränen lächelnd sich den meinen entgegenneigten. Vor mir war die Wunderfülle der zum Frühling erwachenden Schöpfung, an meiner Brust mein ganzes Erdenglück, und in Ediths geliebten Zügen der Wiederschein meiner eigenen Empfindung; mein Herz klopfte in fast beklemmender Seligkeit und unbewußt stiegen auch Thränen in meinen Augen auf. Leise nur sprach ich zu ihr: Längst habe ich aufgehört, in dir nur die Freundin zu sehen, die ich anfangs in dir zu finden glaubte, ein Gedanke, der mich damals schon so beglückte, du bist meine Liebe, meine Sehnsucht, mein Kleinod, um welches ich mit der ganzen Welt kämpfen möchte. O Dank dem Himmel, der dein Herz mir gab.

Ich bin dein, seit ich dir nah bin, so flüsterte sie weich und innig. Du warst mein Glück, mein Stolz, das Licht und die Wonne meines Daseins, noch ehe du mich in dein Herz sehen ließest. Bis zu dieser Stunde war ich reich und selig in

meinem Gefühl für dich, es war mein süßes, heiliges Geheimnis, kaum mir selbst eingestanden; ich hätte leben und altern können und hätte nie begehrt, was mir zu unerreichbar schien, um es zu denken. Und nun — mein Franz — o Franz, ich segne deine Liebe, die mir die Macht giebt, den Wiederschein des Himmels auch in deine Seele fallen zu lassen. Ich weiß, daß ich es kann. Und so will ich denn dieses Geschenk des Himmels, deine Liebe, demütig auf mich nehmen; was auch die Welt dazu sagen möge, welche Schmerzen und welches Elend unsere Liebe auch über mich, über uns noch bringen wird, geduldig will ich alles tragen, eine Zeit wie wir sie jetzt durchleben, die wiegt alles, alles auf. Mit ihr können wir sagen: Laure, mein Schicksal, laure.

Mir aber war es, wie es in den alten Legenden geschrieben steht, man sieht plötzlich den ganzen Himmel offen vor dem trunkenen Blick, es ist nur ein Augenblick im Verhältnis zu dem langen Erdenleid und doch genug, um das ganze Leben davon durchleuchtet zu sehen.

* * *

Wie lange wir in dem tiefen Waldesdunkel in unserem Glück so beieinander waren, ich weiß es nicht. Ein ferner Glockenschlag erweckte uns aus unserer namenlosen Seligkeit und ließ uns der Außenwelt und ihrer Forderungen gedenken. Die Uhr zeigte auf zwei, was war uns der Lauf der Zeit gewesen? Nun trat die Welt mit ihren Ansprüchen wieder an uns heran. Doch wie den Taumel der Seligkeit von uns abschütteln? Noch einmal nahm ich mein Lieb in meine Arme, ein langer, langer Kuß besiegelte unseres Glückes Bund, dann riß sich Edith von mir los und sagte, sie wolle allein vorangehen, ich möchte in einer halben Stunde auf der Chaussee dann angeritten kommen.

Und die flinken Füßchen trugen sie fort von mir. Ehe sie die Biegung des Weges meinen Augen entzog, blickte sie

noch einmal zurück und sandte mir noch einen Liebesgruß, dann war sie verschwunden.

* * *

Ich aber setzte mich wieder nieder auf den Stein, auf dem bisher sie neben mir gesessen, wo mir meiner Sehnsucht Erfüllung geworden war, und ließ noch einmal die Bilder der vergangenen Stunden an mir vorüberziehen.

War es denn zu fassen, dieses Glück? Aber in die Seligkeit meines wonnigen Traumes, da zog nun der beängstigende Gedanke ein: „Was nun?“ Erringen mußte ich mir mein holdes Weib oder zu Grunde gehen. Aber wie? Und beängstigend mußte ich dabei einer Aeußerung Mariannes gedenken, als ich einmal bei einem Streit von Scheidung sprach, da hatte sie geantwortet: „Den Gedanken gieb nur auf, ich lasse mich niemals von dir scheiden, das ist gegen Gottes Gebot. Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ O du grausige Ironie des Schicksals, diese Zusammenfügung, die nun unzerreißbar sein sollte! In meines Glückes höchster Liebesseligkeit gab es dann für mich, wenn Marianne unerbittlich blieb, nur eine Aussicht: Zu entsagen oder zu — sterben. Das Erstere war undenkbar, dann blieb also nur das Sterben.

Solche schmerzlichen Gedanken erfüllten mein Herz bereits in den ersten Stunden des Alleinseins nach meiner Glückserfüllung. Aber die Gegenwart mit ihrer namenlosen Wonne verwischte bald diese Gedanken. Noch war die Hoffnung da, es konnte ja noch alles, alles gut werden. Deshalb nun auf zu Pferde und hin zu ihr.

Bei meinem Ankommen schaute schon der Amtsrat von der Rampe des Hauses mir entgegen. Er sagte, daß er mich schon lange erwartet hätte; es wäre ein freudiger Tag für ihn, seine Frau sei bereits so wohl, daß sie sich habe heruntertragen lassen,

sie wolle mich kennen lernen, Edith aber kleide sich um, sie sei vor kurzer Zeit erst von einem langen Spaziergang zurückgekehrt. Darauf führte er mich denn in das Wohnzimmer, und dort auf einer Chaise longue lag denn, den Kopf und Rücken noch der Schwäche wegen auf ein Kopfkissen gestützt, Frau Amtsrätin G., Ediths Mutter. Es waren eigentümliche Gedanken, die bei dem Anblick der blassen Frau dort über mich kamen. War sie es doch gewesen, die die Heirat der Tochter damals mit dem Amtsrichter zu stande gebracht, sie, die in kalter Berechnung günstiger materieller Vorteile mein Glück, meine Edith, an diesen Menschen verschachert hatte.

Ich mußte meine Gesichtszüge in der Gewalt haben, daß sie nicht die Abneigung ausdrückten, welche ich nach dem Vorangegangenen für diese Frau empfand. Aber was sie auch an Ediths Lebensglück und dadurch an dem meinen gesündigt haben mochte, sie war doch Ediths Mutter. Und da mußte ich denn des alten Verses gedenken:

Kein Edeler wird die Rose schmähen,
Aus der für ihn die Knospe sproß.

Als ich mich über die wachsbleichen Hände der Amtsrätin neigte, um sie zu küssen, da sagte ich mir, es ist meiner Edith Mutter, diese Hände sind es, welche mein Kleinod zum erstenmal im Leben berührt, sie sind es, die Edith in der Kindheit behütet. Wenn die Frau auch geirrt hat in dem, was sie für ihres einzigen Kindes Wohl zu thun für gut befand, es muß doch eine Regung der Liebe in ihr für ihr Kind gewesen sein. Ob sie den falschen Weg bereut hat seitdem, wer kann es wissen?

Ich richtete mich von ihrer Hand auf und schaute sie voll Mitleid an. Und was ich da sah, das konnte mich nur in diesem Gefühl bestärken. Die feinen Züge mußten einst von großer Schönheit gewesen sein, trotz der Blässe ihrer Wangen waren sie es eigentlich noch jetzt. Da war Ediths feines

Näschen, die Form ihres Kopfes, die gleiche Farbe des Haares, nur die Augen und der Mund waren anders, die hatte Edith vom Vater. In diesen Zügen lag bei der Mutter ein Ausdruck der Kälte, es sprach sich deutlich in den Augen aus, wie diese Frau ihren Willen zur Geltung bringen konnte, und ein bestimmter Zug um den Mund verschärfte noch diesen Ausdruck. Jetzt war er durch die Leidenszeit ja gemildert, aber trotzdem schien es mir, als ob in den Augen die Frage lag: Was willst du hier, du fremder Mann, und in welcher Weise droht mir eine Gefahr von dir?

Da hieß es denn, sich desto mehr in der Gewalt haben, vor allen Dingen aber mußte ich mit Edith über die Mutter und ihre Art sprechen; wer wußte, wie sie uns sonst noch schaden konnte? Unsere Liebe hatte ja unsere Herzen so ganz erfüllt, daß es bisher nur zu flüchtigen Andeutungen über ihre Eltern und ihre Art und Weise gekommen war. Ueber die Mutter hatte sie fast nie gesprochen, dem Vater aber war sie mit schwärmerischer Liebe zugethan. Daß diesem sein einziges Kind alles war, hatte ich gleich bei dem ersten Zusammensein deutlich erkannt. Es ist ja bei einzigen Töchtern so häufig der Fall, daß sie dem Vater näher stehen wie der Mutter.

Ich mußte nun ein ordentliches Verhör bestehen und muß sagen, die Fragen waren mir teilweise von einer unangenehmen Gründlichkeit. So erkundigte sich die Amtsrätin, weshalb denn Marianne nicht mit nach N. gegangen wäre, das sei doch wunderbar. Ob ich auch mit ihrem Schwiegersohn so befreundet wäre, wie ich es mit der Tochter schiene, genug noch mancherlei, das mir lästig war. Du kannst Dir denken, wie ich mein Mienenspiel bei diesen Fragen beherrschen mußte. Ich sah aber deutlich, hier sei eine Gefahr für Edith und mich und hatte mich so in der Gewalt, daß ich selbst die letztere Frage bejahen konnte.

Darauf hüllte ich die Frau denn selbst in eine Flut von Fragen ein, nach ihrem Befinden, ihrer Besserung, sprach von

ihrem so reizvollen Aufenthalt hier und versuchte mich so liebenswürdig zu machen als ich nur konnte, nur um sie von weiteren Forschungen abzuhalten. Es schien mir ja auch zu gelingen; wie alle Frauen, wenn man sie nach ihrer Gesundheit fragt, konnte sie nicht aufhören, mir viel Detail darüber mitzuteilen, ich aber hörte andächtig zu.

Da öffnete sich die Thür und in einem hellrosa Kleid, das sie entzückend kleidete, stand meine Edith auf der Schwelle. Ich richtete mich auf, sodaß ich hinter die Mutter zu stehen kam und hob warnend den Finger; aber ich hatte meines Lieblings Geistesgegenwart unterschätzt. „Sieh da, Herr Graf, Sie schon hier?“ mit diesen Worten kam sie mir entgegen, „ich ahnte es nicht.“ Nur die etwas geröteten lieblichen Wangen und der krampfhaft feste Händedruck, mit dem sie meine Finger umschloß, waren mir Zeugnis ihrer leicht erklärlichen Aufregung. Später sagte sie mir, mit welcher Spannung sie diesem ersten Begegnen mit ihrer Mutter entgegen gesehen hätte, es wäre aber glücklicherweise gut abgelaufen, und sie schiene nichts gemerkt zu haben.

Bald darauf gingen wir zu Tisch; an der Mahlzeit konnte die Mutter noch nicht teilnehmen, da waren wir denn in etwas von der Beobachtung befreit, obwohl mir die Augen des Fräuleins Marie, der Gesellschafterin, auch nicht ganz ungefährlich zu sein schienen. Aber das selige Wonnegefühl, das unser Einverständnis in sich trug, das konnten sie uns ja doch nicht nehmen, und unter dem Tisch war meines Lieblings Füßchen ja wieder unter meinem Fuß und beide redeten ihre Sprache für sich.

Nach Tisch zog sich der Amtsrat zu seinem Nachmittagsschläfchen zurück, auch die Mutter mußte ruhen; endlich, endlich wurden wir frei und Edith sagte mir, sie wolle mir einmal den hübschen Park und Garten zeigen. Was waren das von neuem für Stunden des Glücks, die wir da zusammen verlebten! Auf der Umgrenzungsmauer des Parks befand sich eine kleine Veranda im Schatten der hohen Bäume, deren Lage eine jede

Ueberraschung verhinderte. Vor uns war der schöne Tag im Nachmittagssonnenschein, mein Lieb aber lag an meiner Brust von meinen Armen umschlungen. Da wurden denn wieder unsere Liebesschwüre erneuert, Küsse um Küsse getauscht und eine Seligkeit erfüllte unsere Herzen, die unbeschreiblich, grenzenlos war. Und dann gedachten wir auch der Zukunft. Als ich von dieser sprechen wollte und was die fernere Zeit uns bringen würde, da legte meine Edith ihre liebe Hand auf meine Lippen und sagte: Sei still davon, mein Geliebter, wir leben hier jetzt auf einer Insel des Glücks, vierzehn Tage haben wir noch vor uns für unseren Himmel. Du, sagst du, würdest diese Zeit noch in N. sein, ich aber, ich gehe nicht fort von hier, solange du dort bist. Laß uns noch nicht an jene Zeit denken, die da jenseits dieser Grenze liegt, wir werden in diesen Wochen noch Gelegenheit genug finden, uns mit unserer späteren Zukunft zu beschäftigen. Wie sie aber auch sein wird, eins wissen wir ja bestimmt, voneinander lassen *können* wir nicht mehr, nie im Leben noch im Tode. Du bist mein, ich bin dein, ganz dein für alle Ewigkeit. O mein Weib, mein geliebtes teueres Weib, meine einzige Geliebte, was sollte ich ihr noch weiter sagen, sie sprach es ja aus mit ihren lieben Worten, was mein Herz, meine Seele auch für sie empfand. Ja wir waren eins, blieben und bleiben eins für alle Ewigkeit.

Was soll ich Dir, mein Moritz, noch weiter unser Glück schildern? Wer so etwas nicht selbst erlebt, wer nicht selbst die unbeschreibliche Seligkeit einer solchen verschwiegenen, nach den Gesetzen der Menschen nicht gestatteten, aber um so tieferen Liebe hat kennen lernen, dem ist sie nicht zu beschreiben. Solltest Du selbst einmal einem geliebten Weibe Dein ganzes Herz schenken, dann erst wirst Du mich verstehen, dann denke dereinst auch Deines armen, aber so unendlich glücklichen Franz und seiner Edith, dann erst wirst Du in etwas verstehen lernen, was *Liebe* heißt und *Glücklichsein*.

Um ihren weißen Hals trug Edith eine feine goldene Erbskette, an dieser zog sie nun ein Medaillon hervor, auf dessen Deckel ein goldenes vierblätteriges Kleeblatt befestigt war. Beides nahm sie ab, hing es mir um und sagte: Mein Lieb, hierin war bisher das Bild meines teueren Vaters, ich habe vorhin das meinige hineingethan und eine Locke meines Haares hinzugefügt, das gebe ich dir. Ich weiß, es wird dir heilig sein und ein Andenken für immer an die Stunde, in der sich unsere Herzen fanden. Danke mir nicht, was mein ist, das ist auch dein, aber laß mir ein gleiches Medaillon anfertigen, das ich dann mit deinem Bilde und deinem Haar tragen werde, es wird mich nie verlassen. Das Medaillon, noch warm von ihrem Herzschlag, ich küßte es und die holde Geberin tausendmal und barg es dann an meiner Brust.

Das Medaillon soll mit mir gehen, es soll an meinem Herzen bleiben auch an dem Orte, an dem ich der Auferstehung und dem Wiedersehen mit meiner Edith entgegenschlafe. Das Kleeblatt aber habe ich davon ablösen lassen für Dich, mein Moritz. Möge es Dir eine Erinnerung sein an Deinen Franz und seine ewige Liebe.

Uns aber, auf unserer Veranda dort oben an des Gartens Rand, uns flog die Zeit wie im Fluge dahin. Wir verabredeten noch, daß ich in der nächsten Zeit so oft ich könnte herüberkommen solle. Damit es aber nicht den Hausgenossen und besonders ihrer Mutter auffiele, solle ich mein Pferd jedesmal an einem anderen Orte in der Nähe einstellen und dann zu Fuß an jenen Punkt kommen, wo wir an dem Morgen zusammen waren. Edith würde mich jeden Tag um vier Uhr dort erwarten. O mein süßes, kluges Lieb, wie vorsorglich hatte dein lieber, kleiner Kopf an alles gedacht. Wie dachten wir nicht mehr der Zukunft mit ihrem Grauen, nicht der bevorstehenden Trennung, wir dachten nur der Gegenwart und waren beseligt in dem Gedanken der Tage des Glücks, die noch vor uns lagen.

Die tieferstehende Sonne erinnerte uns endlich daran, daß auch unsere selige Stunde sich ihrem Ende nahen und wir uns in das Haus zu den Eltern begeben müßten. Als wir so dahin schritten, besprachen wir es, daß wir abends vor dem Schlafengehen an jedem Tage uns einen langen Brief schreiben wollten für die Zeit in den 24 Stunden, die wir nicht zusammen verlebten. Da wollten wir uns denn auch alles mitteilen, was in unserer Vergangenheit liege. Wir würden auf diese Weise uns ganz kennen lernen und keine Kleinigkeit, kein Gefühl aus unserem vergangenen Leben solle dem anderen verborgen bleiben. Wie war dieses gegenseitige Vertrauen so unbeschreiblich köstlich, es waren in Wahrheit zwei Seelen und ein Gedanke, und das Gefühl, sich gegenseitig alles sagen zu können, ist doch das Schönste einer wahren Liebe.

Der Nachmittag verging denn in der Weise des letzten, nur daß die Gegenwart der Mutter uns mehr Zwang auflegte. Eine geistreiche kluge Frau war dieselbe übrigens jedenfalls und waren ihre Schilderungen der vielen Reisen z. B., welche sie im Leben gemacht, interessant genug. Man mußte sie eben nur zum Sprechen bringen. Wir aber lauschten ihren Erzählungen und schwärmten mit ihr, als sie uns von ihrem Aufenthalt in dem sonnigen Italien erzählte. Unsere Blicke aber tauchten dabei ineinander, und sie sprachen es aus: Wenn wir doch einmal das zusammen sehen könnten, wenn da vor uns läge die Wunderfülle der Schöpfung, an der Seite eines jeden von uns aber sein ganzes Erdenglück! Wie köstlich würde es sein, in den geliebten Zügen des anderen dann den Wiederschein seiner eigenen Empfindung zu lesen und dadurch alles doppelt zu genießen. Doch auch dieser Tag neigte sich bald seinem Ende zu. Gleich dem vorigen Mal begleiteten mich der Vater und Edith wieder abends bis zu der Chaussee. Wieder war ihre liebe Hand fest von der meinen umschlossen, und doch wie anders war das Gefühl, damals das Hoffen, heute die selige Erfüllung,

das jauchzende Bewußtsein des Besitzes. Und nun der förmliche Abschied darauf, er war uns eine wahre Pein. Die Arme streckten sich nacheinander aus, die Lippen lechzten nach dem Abschiedskuß, und doch durften sie sich nur öffnen zu dem förmlichen Leben Sie wohl, gnädige Frau, adieu Herr Graf. Aber mein Lieb flüsterte doch dabei: „Auf morgen", und die Hoffnung ließ ja alles ertragen. So schieden wir.

Ich aber konnte noch nicht den Rückweg einschlagen, ich lenkte meinen Fuchs nach dem einsamen Waldwege und suchte mir den Ort meiner Seligkeit am Morgen auf. Dort saß ich ab und durchträumte noch einmal die Augenblicke des Glücks, die ich an demselben verlebt hatte.

* * *

Was soll ich Dir, lieber Moritz, sagen von den nun folgenden Tagen? Nur eins, mein Leben und sein Glück standen in dieser Zeit im Zenith, es waren Tage, so himmlisch schön, daß ich die ganzen Schmerzen, die ganze Qual der späteren Zeit noch einmal durchleben möchte, wenn ich dagegen nur einen Tag, nur eine Stunde aus jener Wonnezeit eintauschen könnte. Ich bin von den uns verbleibenden vierzehn Tagen noch zwölfmal nach A. geritten, unter diesen waren zwei Tage, welche ich bei Ediths Eltern zubrachte, die anderen waren allein unserem Zusammensein gewidmet. Das Wetter blieb uns hold, es war ja der Juni in dem Jahre einer der schönsten, die ich je erlebt, nur an zwei Tagen konnte ich nicht reiten, da ein strömender Regen herniedergoß. So nahte denn der letzte Tag heran, mein Kommando war am nächsten beendet. Schon einige Tage vorher hatte ich mich nicht besonders wohl gefühlt, es mochte sein, daß ich mich überanstrengt hatte. Morgens hatte ich immer meinen Dienst gethan, dann war ich Tag für Tag zu meinem Lieb geritten, jeden Nachmittag also doch acht Meilen, zwischen denen nur die zwei bis drei wonnigen Stunden bei ihr

lagen mit ihrem Glück, aber auch mit ihrer himmlischen Erregung. Nach meiner Zurückkunft hatte ich dann immer noch stundenlang an meine Edith geschrieben. Genug, es mochte mir etwas zuviel geworden sein. Als ich daher am Morgen des letzten Tages erwachte, fühlte ich einen stechenden Schmerz in der Brust, ein heftiger Hustenanfall linderte zwar denselben, mein vorgehaltenes Taschentuch zeigte aber sich von Blut gerötet.

Wer aber hat wohl je an sich gedacht, wenn ihm die Liebe winkt? Wie konnte ich meines leidenden Zustandes gedenken, wo das letzte ungestörte Zusammensein mit meiner Edith mir bevorstand? So ritt ich denn zu früher Stunde den mir so lieben, längst bekannten Waldweg entlang. Nach unserer Verabredung hatten wir des längeren Beisammenseins wegen den Vormittag gewählt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich mein Pferd bestieg. Ueber die Wipfel der regungslos dastehenden alten, mit Moos bewachsenen Eichen drang schon ein goldenes Morgenlicht. Es zitterte durch die Spalten der Riesenbäume, einzelne Vogelstimmen ließen sich schüchtern vernehmen, lautlose Stille sonst ringsum, nur in der Nähe rauschte ein Wildbach. Als ich aus dem Walde auf die Ebene hinauskam, da glühte die Sonne hinter einer Wolke im Osten auf, die Erde war erwacht; immer lichter wurde das Bild, die Tierstimmen wurden lauter, und in der Ferne hörte ich den Ruf der Trompete, welche meine Reiter zum Stalldienst rief. Als ich meinen Rappen, der mich so oft zu meinem Lieb getragen, nun in den Trab setzte, da kam mir von neuem der Schmerz, den ich am Morgen in der Brust empfunden, und abermals wurde mein Tuch bei dem folgenden Husten von Blut gerötet. Bei dem Galoppieren war der Schmerz weniger empfindlich, und so wählte ich denn diese Gangart, um mich meinem Ziele entgegentragen zu lassen. Es war aber in mir doch etwas nicht in Ordnung, denn als ich

ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, da überkam mich ein Gefühl der Schwäche, das mich zwang, abzusitzen und etwas zu rasten. Der Gedanke aber „Edith wartet“, genügte, um mich bald wieder vorwärts zu treiben.

Ganz so schnell wie gewöhnlich erreichte ich mein Ziel aber nicht, trotzdem ich bis zu unserem lieben Eden ritt; ich fürchtete, daß ich das längere Gehen der letzten Zeit, wegen der oft fernen Einstellung des Pferdes, an dem Tage nicht aushalten möchte. So kam ich denn etwas später an, als wir verabredet hatten, und mein Liebling schaute schon ängstlich bangend mir entgegen, als ich in unserem grünen Idyll endlich eintraf.

Natürlich sagte ich ihr nichts von meinem Schlechtbefinden, aber die lieben Augen sahen mich forschend an, ich mochte doch wohl leidend genug aussehen.

Wie konnten wir aber auf diese Nebenumstände achten in diesen Stunden, welche die letzten sein mußten vor einer ungewissen Zukunft? Da galt es an andere Sachen zu denken, und noch einmal gaben wir uns unserer grenzenlosen Zärtlichkeit hin.

* * *

Und nun war die Stunde da, in der wir über unsere Zukunft reden mußten; der Frühling unserer Liebe war verflossen, nun trat grau in grau die Wirklichkeit an uns heran. Von einander lassen konnten wir nicht, was nun? Ich teilte Edith Mariannes Aeußerung mit und das, was sie über eine Scheidung gesagt; nun war die Frage, wie eine solche doch herbeizuführen wäre. Edith sagte mir, sie hätte schon längst über eine Trennung von ihrem Manne nachgedacht; schon ehe sie mich und meine Liebe kennen gelernt, wäre sie dazu entschlossen gewesen. Auch ihre alte Freundin, die Rätin, habe ihr dazu geraten, denn das sei keine Ehe, die ich mit meinem Manne führe, damit wäre es unmöglich ein langes Leben auszufüllen, wir wären eigentlich nur vor den Augen der Welt

verheiratet, in Wirklichkeit lebe ein jeder von uns für sich. Auch ihrem lieben Vater hätte Edith schon ihr Leid geklagt und der habe ihr zugestimmt, er fürchte nur noch die Mutter, die von einer Scheidung nichts wissen wolle und verlange, daß Edith unter allen Umständen jetzt zu ihrem Gatten zurückkehre. Was bliebe ihr zu thun, wenn das Elternhaus sie ausstieße? Es bliebe daher nichts übrig, wir müßten unser Joch auf uns nehmen und der Zukunft fest vertrauen. Was ich empfinde, mein Franz, sagte sie, mit meiner Liebe zu dir jetzt in das Haus dieses Mannes zurückzukehren, das weißt du. Wir sind darin in derselben Lage, gleiches Leid verknüpft uns, wie uns die gleiche Liebe verbindet.

O du mein geliebtes, teueres Weib, wie tapfer nahmst du die Last auf dich, war es da möglich zu klagen über das, was mir bevorstand? Und doch dieser Schmerz! Noch lag sie in meinen Armen, noch hatte ich sie an meinem Herzen, ihre süßen Augen schauten mich an, und unsere Küsse flossen zusammen wie zwei Flammen! Und das sollte ich nun alles aufgeben auf unbestimmte Zeit, die Stunden, welche jetzt zur süßen Gewohnheit unseres Daseins geworden waren. Sie sollten in dieser Weise aufhören und nur dem glücklichen Zufall eines ungestörten Augenblicks überlassen bleiben, wo uns in N. so viele neugierige Späheraugen beobachten würden? Es war furchtbar, nicht auszudenken. Und doch, und doch, es gab keinen anderen Ausweg, wir fühlten schon damals die schwarzen Schwingen des Schicksals über uns. Unter tausend nun letzten Küssen, unter der immer wiederholten Beteuerung unserer ewigen Liebe schieden wir.

* * *

Welche Nacht ich nach unserem Abschied durchlebte, ich will Dir die Qualen derselben nicht schildern. Auch körperlich befand ich mich schlecht genug. Die heftigsten Brustbeklemmungen

verließen mich keinen Augenblick, und von Zeit zu Zeit stellte sich der Bluthusten des vorigen Tages wieder ein.

Ein heftiges Gewitter war den schönen Tagen gefolgt, dichte Regenschauer stürzten vom Himmel herab und ein orkanartiger Wind warf den Regen gegen die Scheiben, grau in grau erschien mir das Morgenlicht, das dem Gewitter folgte, ganz wie meine Stimmung.

Unter diesen Umständen konnte von einer Zurücklegung des Weges nach N. zu Pferde für mich keine Rede sein, ich ließ meine Tiere durch Ordonnanzen dorthin bringen, nahm mir einen Lohnwagen und kam klappernd vor Frost, vollständig im Fieber, nachmittags in der Garnison in meiner Wohnung an.

Marianne war bei meiner Ankunft nicht zu Hause, erschien erst gegen Abend, als sie aber kam, da fing sofort eine schreckliche Scene an. Ohne auf meinen leidenden Zustand Rücksicht zu nehmen, begann sie mir vorzuhalten, was sie über mich von der Frau Oberstin in dem Kaffee gehört hätte. In dieser Weise fasse ich also die Ehe auf, daß ich meine Trennungszeit dazu benutze, anderen Frauen die Kur zu machen. Es wären genug Gerüchte über mich nach N. gedrungen, täglich wäre ich von A. stundenlang abwesend gewesen, die Kameraden hätten mich fast nie gesehen, ich müsse dort in der Nähe ein Verhältnis gehabt haben, sie würde es auch schon heraus bekommen, wer der Gegenstand desselben gewesen sei 2c. 2c. Das waren so ihre Reden. Du kannst Dir meinen Zustand vorstellen. Elend bis zur Verzweiflung warf ich ihr vor, daß sie mir seit Jahresfrist unsere Ehe zur Hölle gemacht hätte, daß sie nur dem Namen nach meine Frau sei, daß ich eine weitere Dauer der Ehe unter keinen Umständen mehr aushalten und daß nur eine Scheidung dieses entsetzliche Verhältnis beenden könne. — So war denn gleich in der ersten Stunde wieder das entscheidende Wort gefallen. Leider aber war es von demselben Resultat wie früher, sie wurde zwar still in ihren Vorwürfen,

erklärte aber eben so bestimmt, daß sie nie in eine Scheidung willigen werde, ich möchte thun was ich wolle, sie gäbe mich nicht frei, das solle die Strafe sein für meinen Unglauben, ohne ihre Einwilligung sei unsere Ehe unlösbar.

Wie verwünschte ich meine Heftigkeit. wie zürnte ich mir, gleich heute diese Entscheidung herbeigeführt zu haben! Hatte ich mir doch in den vergangenen Wochen vorgenommen, ihr in Ruhe es auseinander zu setzen, wieviel besser es für uns beide sei, in Frieden auseinander zu gehen, sie müsse sich doch überzeugt haben, daß wir durchaus nicht zueinander paßten, daß das schrecklichste Elend nur aus unserem längeren Zusammenleben entstehen würde. Ich hatte ihr sagen wollen, daß ihr Leben doch, wenn sie zu ihren Eltern zurückkehre, in jeder Beziehung ein glücklicheres und angenehmeres sein würde als mit mir, dem sie sich so vollständig entfremdet habe, wollte ihr die glänzendste Versorgung in Aussicht stellen, um sie vorläufig nur zu einer Trennung zu veranlassen, aus der dann, wie ich hoffte, die gänzliche Scheidung hervorgehen würde. Nun war gleich in der ersten Stunde dieser Plan gescheitert, alle diese Vorsätze durch ihre bestimmte Weigerung eitel geworden. Was nun thun?

Der Antwort überhob mich vorläufig mein körperlicher Zustand, ich wurde schwerkrank, ein Nervenfieber warf mich nieder, drei Wochenlang lag ich wohl meistens in heftigen Delirien auf meinem Krankenlager, und die Aerzte hatten, wie ich später hörte, an meiner Genesung lange gezweifelt. Aber noch einmal gelang es ihrer Kunst mich zu retten, nach wochenlangem, meist besinnungslosem Daliegen erwachte ich eines Tages aus langem Schlaf und wurde zuerst wieder meiner Lage bewußt. Wenn aber in anderen Fällen das Schönste nach einer so langen Krankheit die allmähliche Genesung ist, so war das bei mir nicht der Fall.

Wie ein Traum kam mir alles vor, was meiner Krankheit vorangegangen war. Als meinen erwachenden Gedanken zuerst

wieder der Name meiner teueren Edith erschien, da jubelte zwar mein Herz auf in alter Liebesseligkeit, aber es lag wie ein schwarzer Schatten die Zeit zwischen dem Damals und diesem Erwachen auf mir. Ich wußte ja nichts von ihr, hatte doch die tiefste Ohnmacht meine Gedanken verschleiert, und erschreckt fuhr ich von meinem Lager auf, als die Wärterin mir auf meine Frage das Datum des Tages nannte. Ueber drei Wochen waren vergangen, seitdem ich Edith zuletzt gesehen, was konnte da vorgegangen sein, wie konnte mein geliebtes Weib mein Schweigen ertragen haben?

Waren diese Gedanken an sich schon schrecklich genug, das Schlimmste stand mir noch bevor. Nach abermals einer Woche war ich so weit wieder hergestellt, daß ich in einem Lehnstuhl am offenen Fenster sitzen konnte. Marianne hatte ich in der Zeit wenig genug zu sehen bekommen, nur manchmal hatte sie mein Krankenzimmer betreten, eine kurze Frage nach meinem Befinden war kalt von ihr ausgesprochen, dann hatte sie mich wieder allein und nur der Wärterin überlassen.

Als ich so eines Morgens am Fenster saß, da trat sie zu mir herein und triumphierend begann sie: So, nun ist ja alles herausgekommen, in deinen Phantasieen hast du fortwährend den Namen E d i t h ausgerufen und denselben unter den höchsten Liebesbeteuerungen wieder und wieder genannt. Das ist also der Gegenstand deiner Zärtlichkeit. Ich habe auch gehört, daß du mehrfach auf dem Gute des Vaters in der Nähe von N. gewesen bist, wer weiß, wie oft ihr da beieinander gewesen seid. Aber ich werde schon noch alles herausbekommen, dann werde ich es dem Amtsrichter sagen, der mag dann mit seinem ungetreuen Weibe abrechnen!

Das waren ihre Worte, die sie mir in mein schon so großes Elend hineinwarf. Mit dieser neuen Sorge sollte ich nun genesen? Marianne fügte noch hinzu, daß Frau L. fast täglich geschickt hätte, um sich nach meinem Befinden erkundigen

zu lassen, und einmal, glaube sie, habe sie sogar versucht, in ihrer (Mariannes) Abwesenheit vom Hause, bis zu mir zu dringen. Das habe sie aber durch Instruktion der Wärterin zu verhindern gewußt.

Jetzt sehe ich, wohin mein Unglaube führe, sie habe aber jetzt ein Mittel mich zu bekehren, wenn ich mich nicht ändere und noch einmal versuche mit Frau L. anzuknüpfen, dann verfielen wir beide dem Unheil, dann würde sie sprechen und dann wehe uns.

So hatte meine Liebe sich denn in meinen Phantasieen selbst verraten. Das Blut stieg mir bei den Gedanken, die Mariannes Worte in mir erregt, so zu Kopfe, daß ich bei meiner Schwäche von neuem ohnmächtig wurde, ich bekam einen Rückfall in meine Krankheit, und abermals lag ich vierzehn Tage besinnungslos da und heftige Fieberstürme brachten mich dem Tode nah.

Aber nochmals genas ich, nach abermals vierzehn Tagen rang sich meine ursprünglich gute Natur durch, und ich konnte bald darauf wieder aufstehen. Die Aerzte hatten Marianne wohl vor einer Wiederholung jeglicher Erregung meiner Nerven gewarnt, sie vermied es daher auf ihre Vorwürfe zurückzukommen, in der früheren Kälte lebten wir nebeneinander dahin.

Endlich hatte ich mich denn auch wieder gesund melden können und fing auch wieder an meinen Dienst zu thun. O was war das für ein Leben jetzt!

Ich konnte den Gedanken nicht los werden, was mein Leben hätte sein können und was es nun war.

Ich fühlte mich wie ein Gefangener, wie das Tier, das an einen Pfahl gebunden auf der Weide geht und nicht hinaus kann aus seinem Kreis. Ich mußte mich in Gegenwart Mariannes immer streng in der Hand haben, um mich nicht zu Aeußerungen der Heftigkeit hinreißen zu lassen, die mir nachher unwürdig vorgekommen wären.

Nun konnte ich aber doch wieder hinaus. Nun mußte ich, koste es was es wolle, meine Edith wiedersehen. Wenn ich mich ganz sicher und unbeobachtet glauben konnte, hatte ich eine jede Minute dazu benutzt, mein Stundenbuch nach meiner Genesung wieder anzufangen und fortzuführen. Es war ein starkes Convolut geworden, ich benutzte meinen ersten Ausgang dazu, ihr dieses Packet zu schicken. Dabei schrieb ich ihr, ich könne wieder ausgehen, würde an dem nächsten Tage zu ihr kommen, sie möge um die und die Stunde am Fenster sein und als Zeichen, daß sie allein wäre, ein weißes Tuch in der Hand halten.

Mit welcher schmerzlichen Wonne sah ich der Stunde entgegen. Und das Glück war mir günstig, ich traf sie allein. Kann ich es Dir beschreiben, wie groß unsere Seligkeit war, als wir uns endlich, endlich nach den langen Wochen nun wieder hatten und uns in die Arme sanken? Es war ein kurzer Trost, wenn die Seelen nach gänzlicher Vereinigung streben, was nützen da die wenigen Glücksminuten, sie sind wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Mein Liebling sagte mir, wie sie gelitten habe meinetwegen, und das Gefühl nicht zu mir zu können, wo sie mich so krank gewußt, wäre nicht zu ertragen gewesen. — Dabei hätte auch sie schreckliche Tage durchzumachen gehabt, auch ihr Mann sei durch anonyme Briefe aufmerksam gemacht worden, auch er hätte ihr furchtbare Auftritte gemacht, wäre gar nicht wieder zu erkennen in seiner Wut und seiner ihr gezeigten Heftigkeit.

Mein Liebling sah blaß und elend aus, die lieben Augen hatten einen Leidensblick bekommen, und mein Weh darüber war grenzenlos. Der Gedanke nicht helfen, nichts thun zu können für unser Glück, er war nicht auszudenken.

Wohl konnte ich ihr die lieben Augen küssen und ihr Mut zusprechen und Hoffnung, die ich selbst nicht mehr hatte. Wir kämpften ja beide mit unseren verlangenden Herzen Tag um Tag, Stunde auf Stunde.

Und sie, das schwache Weib, wie noch schlimmer war fast ihr Zustand. Wie besser ist der Mann daran, und wie trostlos war es, wenn sie sagte, wie die Gegenwart des Gatten allein ihr furchtbar sei, wie sie sich fürchte vor dem ersten Morgengruß und dem schrecklichen Kuß zur guten Nacht, denn ich muß mir dabei eingestehen, es ist eine doppelte Sünde darin, ein Betrug an dem angetrauten Gatten und ein Raub an dir, mein einzig Geliebter.

Was soll werden aus mir, aus uns, mein Franz? Haben die Gedanken erst jenen Kreislauf angetreten, daß sie jeden Eindruck, jedes Gefühl des Tages nur mit dem Geliebten verbinden, dann ist keine Rettung mehr, ich habe nur einen Gedanken Tag und Nacht, das ist der, mein Haupt an deine Brust zu legen und dann zu sterben.

Bei diesen schmerzlichen und nur von ihrer Liebe erfüllten Worten, was konnte ich thun, als sie immer wieder in meine Arme nehmen und ihr Trost einsprechen, einen Trost, an welchen ich selbst nicht mehr glaubte.

Und nun bei unserem Zusammenkommen dieses schreckliche Gefühl der Unsicherheit, immer den Gedanken zu haben, was mögen sie jetzt thun, um uns zu überraschen? Kann nicht jeden Augenblick das Unglück in die Thür treten in irgend welcher Form und dein heimliches Glück hervorzerren aus dem Verborgenen und es hinwerfen vor die Zähne dieser Meute der Oeffentlichkeit, die es dann zerfleischen wird?

Aber entsagen? Nein, dieser Gedanke kam uns in keiner Minute, kämpfen wollten wir für unsere Liebe bis zuletzt, und wenn uns nichts mehr hülfe, dann mit ihr untergehen.

Einmal wöchentlich müßten wir uns sehen, das machten wir aus, zu derselben Stunde solle ich oft vorübergehen, wenn sie allein wäre, würde sie mir das Zeichen geben.

In dieser Weise lebten wir denn wieder einige Wochen dahin. Wenn ich so in diesen kurzen Glücksstunden mit meiner

Edith zusammen war, welche Pläne, welche Gedanken und Hoffnungen gingen da durch unser Hirn! Wie sprachen wir darüber, ob wir alle Rücksichten beiseite setzen wollten und zusammen fliehen in ein südliches schönes Land, um dort zu leben beieinander in Wonne und Seligkeit? Aber unsere Träume in dieser Richtung erwiesen sich doch als unausführbar. Edith vermochte es nicht, ihren alten Vater so zu betrüben, und wenn trotz unserer Flucht eine Scheidung sich nicht durchführen ließ, was dann?

So mußten wir denn unser Joch versuchen weiter zu tragen. Das zu erstrebende Entsagenmüssen, der Kampf in unserem Innern war da, wo aber war das Glück geblieben? Ist es nicht das Furchtbarste auf der Welt sich sagen zu müssen, das zu thun ist deine Pflicht und doch dieser Pflicht nicht nachkommen zu können?

Und nun mit diesen Gedanken, mit diesen auch nicht einen Augenblick aufhörenden Grübeleien und Kämpfen das tägliche Leben mit seinen Anforderungen tragen zu müssen, ist es nicht eine Unmöglichkeit? Woran sich noch anklammern, wo den Halt in sich finden, wenn das Gefühl der moralischen Sicherheit an und in sich verloren ist?

Und dann sich in die Formen der Geselligkeit hineinfinden zu sollen, sich unter gleichgiltige Menschen zu begeben, zu reden und reden zu hören, das war auch die größte Qual, immer sprach die eine Frage in unserm Innern: Weshalb sind wir hier und nicht beieinander, wo doch allein unsre Stelle und Heimat ist?

* * *

So gingen die Tage und Wochen dahin. Das Manöver kam heran, in dem wir auf längere Zeit unsere Garnison verließen. Auch Edith war in diesen Wochen wieder, des ewigen Kampfes müde, zu ihren Eltern nach Haus gegangen, da fanden sich denn noch einmal die letzten Glücksstunden auch für uns.

Heimlich trafen wir uns am dritten Orte und empfanden noch einmal das volle Glück unserer Liebe. Bei einem jeden Scheiden aber sagten wir uns, wird sich dieses Glück auch noch einmal wiederholen, wird es nicht das letzte Mal sein, daß wir uns in den Armen halten? Und diese Ahnung täuschte uns nicht.

Oft irrte ich einsam nachts zu Pferde auf den Feldern in der Nähe meines Kantonnements umher und versuchte den Schmerz zu verreiten. So denn auch an einem der letzten Manövertage; am nächsten sollten wir den Rückmarsch in die Garnison antreten.

Ich hatte abends mein Pferd bestiegen und jagte auf den Feldern umher, der Gedanke an das mir unbekannte Terrain, an die Gefahr des Querfeldeinreitens bei Nacht und Nebel war mir geschwunden. Es ist ja gleichgültig was aus dir wird, das war der einzige Gedanke, der meine Seele erfüllte. Da stutzte mein Rappe, ein tiefeingeschnittener Waldbach lag vor mir. Ich versuchte gegen denselben anzureiten, aber immer wieder scheute der Rappe vor dem Strahl des aus den Wolken hervorgetretenen Mondes, dessen Schein auf dem Wasser glitzerte. Ich hob die Peitsche, ritt in Karriere gegen den Bach, ein Riesensprung, die Vorderhufe berührten schon den jenseitigen Rand, da bröckelte das Ufer ab von dem nachgreifenden Hinterhuf, wir überschlugen uns rückwärts in den Bach hinein, und das Pferd kam auf mich zu liegen. Zwar raffte der Rappe sich schnell wieder auf, zerriß den Zügel und entlief, ich selbst aber fühlte einen furchtbaren Schmerz in der Brust, konnte zwar noch mühsam mich kriechend aus dem Wasser bis auf das Ufer hinaufziehen, dort aber blieb ich in den nassen Kleidern liegen und eine tiefe Ohnmacht umfing mich.

So soll ich am anderen Morgen von meinen Leuten gefunden sein, die, durch das Ankommen des reiterlosen Rappen geängstigt, mich die Nacht über gesucht hatten.

* * *

Wochenlang lag ich im Lazarett der benachbarten Garnison, als ich aber dann schließlich aus meinen Fieberzuständen zum Bewußtsein erwachte, da bedurfte es nicht erst der Worte des Arztes, ich fühlte es selbst in meinem Innern, mit meiner Reiterkarriere war es aus, meine Gesundheit war rettungslos dahin, die Zeit meines Lebens war noch höchstens auf wenige kurze Jahre berechnet. Als ich etwas erstarkt war, wurde mir ein starkes Briefpacket übergeben. Es war von Edith, ein langer, schmerzerfüllter, todestrauriger Abschiedsbrief. Was aber das Furchtbarste war, ihr Mann war nach einer kleinen Grenzstadt in der Provinz Posen versetzt worden. Als ich nach meinen langen Leidenswochen zum Bewußtsein erwacht war und den Brief lesen konnte, da hatte meine Edith bereits in den neuen Bestimmungsort abreisen müssen.

Was soll ich Dir, mein Moritz, nun noch sagen von meinem Schmerz? Eine lange Krankheitsschilderung will ich Dir nicht entwerfen.

Das erste nach meinem Scheiden aus dem Lazarett war, mein Abschiedsgesuch einzureichen. Daß es mir nicht schwer wurde, aus dem Offizierkorps zu scheiden, kannst Du Dir wohl vorstellen, aber der Gedanke, nun kein Reitersmann mehr zu sein, regte mich doch furchtbar auf, und als ich zuerst den blauen Waffenrock ablegte, um den schwarzen Zivilrock anzuziehen, da war es doch noch einmal ein tiefes Schmerzgefühl, das durch meine Seele ging.

Marianne mochte wohl bei meinem Anblick zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß mein Leben ein gebrochenes, aussichtsloses sei, sie kam auf ihre Vorwürfe nicht wieder zurück. Sie ist mit mir dann erst nach Kairo, später nach Meran, und als auch dort mein Zustand derselbe blieb, auf den Rat der Aerzte in dieses kleine Städtchen am Rhein hierher gezogen. Freudlos ist mein Leben in den Monaten hier dahingegangen,

meine Tage waren der Erinnerung an Edith geweiht, die ich nie vergessen konnte; ich habe sie nicht wiedergesehen.

Bei einer Fahrt auf dem Rhein, welche Marianne nach einem nahen Wallfahrtsort unternommen, hatte sie sich eine Lungenentzündung zugezogen, deren Folge die Schwindsucht war. Ihr ist sie nach Jahresfrist erlegen.

Zu einem Einverständnis, ja zu einer Aussprache zwischen uns ist es nicht mehr gekommen. Ihr Krankheitszustand hatte sie wohl milder gemacht und hatte die Härten ihres Charakters in etwas gelindert. Als es aber mit ihr zum Sterben ging, da waren ihre letzten Worte: Es wäre besser für uns beide gewesen, wir hätten uns nie kennen gelernt.

Was sie an mir gefehlt, ich habe es ihr längst verziehen, möge mir ein gütiger Gott verzeihen, was ich gesündigt habe. Du aber, meines Lebens einziges Glück, meine unvergeßliche teuere Edith, dich erwarte ich dereinst an den Grenzen der Ewigkeit! Du wirst mich nicht warten lassen, denn es heißt im Liede:

Die Lippen, die sich so geküßt
Sind rettungslos gefangen — —
Früh oder spät, sie müssen sich
Doch tödlich heim verlangen. — —

Lebe wohl, mein Moritz, und denke in Wehmut Deines Franz.

*   *
*

Mein armer, unglücklicher Franz. So also ist dein stolzes Lebensschiff in Trümmer gegangen.

Thränen der Rührung und der Erinnerung an ihn traten bei dem Lesen seines nun letzten Schreibens an mich in meine Augen. Wohl hatte ich geahnt, daß eine Frau der Grund seines Endes war, aber in dieser Weise hatte ich es mir doch nicht gedacht. Wie viele Menschen leben den ihnen hier auf Erden bestimmten Zeitabschnitt dahin, ohne auch nur eine Ahnung

der Liebe zu haben, die meines Franz Herz beseelte. Soll man sie glücklich preisen, oder soll man meinen Franz beglückwünschen ob dieser kurzen, selig unseligen Liebeszeit?

Wie, mußte ich mir sagen, wenn doch diese beiden so gleich gearteten liebenswürdigen Menschen sich auf Erden begegnet wären zur rechten Zeit. Ob sie wohl jetzt vereinigt sind in ihrer ewigen Liebe auf jenem Stern „der Venus", wie sie sich es immer geträumt? Eine Lehre aber mag für jeden Leser, für jedes junge Menschenherz in meines armen Franz letzter Beichte liegen, die ist erstens! „Prüfe dich und das Mädchen deiner Wahl, ehe du den für das ganze Leben so viel bedeutenden Schritt thust, dich für immer an dasselbe zu binden", und zweitens achte das Gebot Gottes: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib." — Wenn die Versuchung auch noch so groß, wenn das Glück einer solchen geheimen Verbindung auch noch so selig erscheint, meide die Gefahr, sie führt früher oder später zur Vernichtung, und das Leben ist nicht da zur Auskostung einiger kurzer, wenn auch noch so schöner Glückesstunden auf Kosten des Rechts.

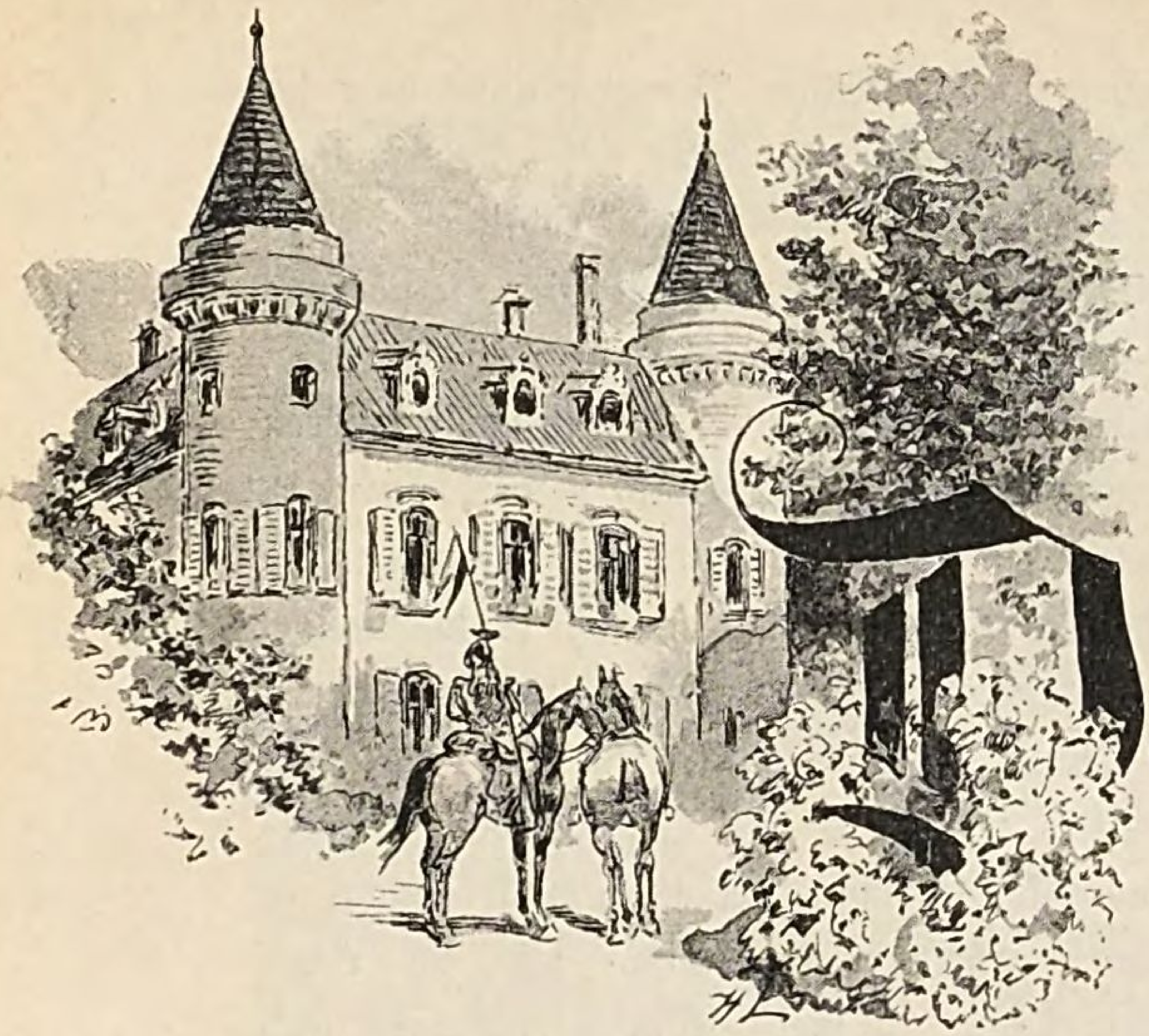
Mir aber wird mein lieber, unglücklicher Franz immer unvergeßlich sein, und wehmütig schaue ich oft das Kleeblatt an, das einst den Schrein seines kurzen Erdenglückes zierte.

Ein
Ring mit einer Marguerite.

Erzählung:

Ein Idyll mitten im Kriege.

Mit Abbildung.



Dors bien ma fille!

Vous aussi papa!

Das waren die Worte, welche ich, gelehnt in die Ecke eines Koupees des Schnellzuges der rechten Rheinuferbahn, am Abend eines schönen Junitages im Jahre 1874 auf der Strecke zwischen Rüdesheim und Bonn vernahm.

Ich kam von Wiesbaden, wo ich vierzehn Tage meiner herrlichen, vom schönsten Wetter begünstigten Urlaubszeit durchlebt hatte. Angenehme Reisegesellschaft, eine Unzahl von Bekannten, welche ich lange nicht gesehen, gute Laune und Frohsinn hatten mir die Tage wie im Fluge vergehen lassen, und so hatte der letzte Tag die ganze Gesellschaft meiner Bekannten noch einmal zusammengeführt, und ich war von ihnen allen nach dem Bahnhof begleitet worden.

Die letzten Händedrücke, „laß dir's gut gehen,“ „vergiß uns nicht,“ ein Blick in liebe, treue Augen, dann war der Schaffner dazwischen gekommen, ein letztes Winken aus dem Fenster hinaus und vorwärts ging es.

Die Poesie des Urlaubs war vorüber und die Pflicht rief mich in meine kleine Garnison mitten im Heidelande zurück.

Mein letzter Urlaubstag war von mir in Wiesbaden noch

gründlich ausgenützt worden. In früher Morgenstunde war ich schon nach der „Platte“ gewandert und hatte von allen schönen Punkten Abschied genommen, welche ich in den fröhlichen Tagen besucht; dann hatte ich von dem Säulentempel des Neroberges mir den letzten Scheideblick gewährt und in der dortigen Restauration in funkelndem Rheinwein einen Humpen auf unseren deutschen Rheingau getrunken. Zum frohen Mahl waren darauf in meinem Gasthof die Freunde mit mir zum letztenmal zusammen gewesen. So schön der Tag, so strapaziös war er auch, ich war müde.

Der Eisenbahntrain skandierte mir in einschläferndem Einerlei sein Metrum in die Ohren — bald schlief ich tief und fest. Erst in Rüdesheim wurde ich durch das Oeffnen der Koupeethür geweckt. Halb noch im Traum, der mich noch einmal in den Kreis der Freunde zurückversetzt hatte, sah ich einen älteren Herrn mit einer Dame in mein Koupee einsteigen und am Eingang Platz nehmen. Die Lampe hatte ich durch den blauen Ueberzug verschleiert, die traumumfangene Müdigkeit einerseits, andererseits aber dieses bläuliche Dämmerlicht ließ mich nicht die Züge meiner Mitreisenden erkennen.

Ich setzte mich nach der kurzen Störung in meiner bequemen Ecke wieder zurecht und hörte nur noch halb im Schlaf die Worte, die ich meiner kleinen Erzählung voran gesetzt: „vous aussi chér papa!“

Bei dem lieblichen Ton dieser Stimme erschien mir ein zartes Mädchenangesicht, das mich lächelnd und grüßend umgaukelte und meinen Traum zu einem sehr angenehmen machte.

II.

„Station Bonn. Fünfzehn Minuten Aufenthalt.“ Der Ruf weckte mich aus meinem Schlaf. Ich öffnete die Augen und vor meinen entzückten Blicken lag das schöne Rheinthal. Die

Sonne vergoldete gerade die Zinnen von Godesberg und beleuchtete den alten Kirchturm von Oberkassel. Es waren Blicke des Entzückens und zugleich der Wehmut, welche ich auf die unvergeßlichen Punkte des schönen Rheins warf, wann würde ich sie wiedersehen? Und wie beneidete ich die Husaren in Bonn, denen diese Herrlichkeit etwas Alltägliches war.

„O comme c'est beau!“

Dieser Ausruf des Entzückens ließ meine Blicke von dem goldenen Bild da draußen in das Innere meines Koupees wandern, dessen ich ganz vergessen hatte.

Den Schleier zurückgeschlagen, ein paar große weitgeöffnete halb traumumfangene blaue Augen, ein noch vom Schlaf gerötetes, liebliches Antlitz, umgeben von blondem Haar, das war der Anblick, den ich hatte. Dem schönen Mädchen gegenüber, tief in seine Ecke gedrückt, saß ein älterer Herr mit scharf markierten Zügen, die Mütze weit in den Nacken gezogen, noch im tiefen Schlaf.

Als ob die lieblichen Mädchenzüge eine Antwort erwarteten, oder wie wenn der Anblick des schönen Landschaftsbildes die Lust zur Aussprache darüber erweckte, so wendete die Dame jetzt die leuchtenden Augen mir zu, und ich, dieser stummen Ansprache Folge leistend, konnte nicht anders, als mich verbeugend und den Hut ziehend meine vollste Sympathie für ihren Ausruf auszudrücken und ihr zu versichern, daß ich gleichfalls entzückt sei von all dem Schönen, das sich meinem Auge bot.

Während wir nun mit leiser Stimme ein kleines Gespräch über den Reiz der Gegend führten, konnte ich die Augen nicht abwenden von dem süßen Gesicht, und ein leises Erinnern, daß ich es schon einmal gesehen haben müsse, zog durch mein Gemüt.

Aber wo? Ich zermarterte mein Gedächtnis, denn ich sagte mir, wer einmal in diese Augen geblickt, wer einmal dieses Lächeln um den kleinen Mund in Wirklichkeit geschaut, der muß sich ihrer erinnern sein Leben lang.

Ich konnte sie also noch nicht kennen gelernt haben und doch und doch — ich mußte sie immer wieder ansehen, bis sie endlich, ob meines Anstarrens erstaunt, die Augen senkte.

Da erwachte der alte Herr ihr gegenüber, er wandte den Kopf zur Seite, sah sein Gegenüber lächelnd an und sagte: „bon jour Marguerite.“ Dieser Name, von den Lippen des Vaters zärtlich gesprochen, war der Zauberschlüssel zu meinem Gedächtnis, der dunkle Vorhang einiger Jahre schob sich zur Seite, ich wußte, wo ich diese märchenhaften Nixenaugen schon gesehen, wo ich zuerst den Reiz dieses rosigen Gesichts geschaut hatte, wenn auch nur im Bilde.

Es war ein Bild, das mich angelächelt hatte mitten im Graus des Krieges in einem Idyll während der Belagerung von Metz. Und die Besitzerin des Gesichts mußte ich hier nach Jahren finden, nachdem ich sie gesucht in all der Zeit, ich mußte sie finden hier am deutschen Rhein, sie, welche damals als Französin auf alles, was deutsch, gewiß so böse war. Es war ein seltsames Zusammentreffen.

Jetzt bemerkte ich, wie auch Marguerites Augen erst aufmerksam, dann erstaunt auf meiner Reisetasche neben mir hafteten, an welcher mein Name und Stand geschrieben war, wie sie sich zu ihrem Vater herüberbog und ihm etwas zuflüsterte, und wie dieser nun auch mich neugierig und überrascht von der Seite zu betrachten anfing . . . Und nun will ich das Kriegsidyll erzählen.

III.

Es war der 30. August 1870, der Vorabend der Schlacht von Noisseville. Das Ulanenregiment, bei welchem ich eine Schwadron führte, gehörte zur ersten Armee und bildete seit dem

Beginn der Belagerung von Metz einen Teil der Zernierung auf dem rechten Moselufer.

Die schlimme Zeit der schrecklichen Biwaks war mit ihrem Schmutz und Regen glücklich überstanden, und wir hatten seit einiger Zeit Kriegskantonnements in den Dörfern bezogen, in denen wir uns im Vergleich der vergangenen Zeit so glücklich vorkamen, obgleich eigentlich nur das feste Dach über unseren und unserer Pferde Häuptern Grund dieser Glückseligkeit war.

Aus dieser zweiten Linie, in welcher die Kavalleriekantonnements lagen, (der feste erste Ring war aus unserer Infanterie und Artillerie gebildet und hatte sich seit vierzehn Tagen geschlossen) wurden nun täglich zur Verstärkung der letzteren und zum Patrouillieren der Stellungen unter einander, mehrere Schwadronen der Kavalleriedivision, zu der wir gehörten, hervorgeholt.

Dieses Los traf mich mit meiner Schwadron an diesem Tage, und morgens früh sieben Uhr war ich in Chesny zur Ablösung der Schwadron eines anderen Regiments eingetroffen.

Hier blieb die Hälfte der Eskadron biwakierend zurück, während zwei Züge Feldwachen bei Crepy und Peltre bezogen. Ein wundervoller, schon herbstlich angehauchter Tag, kein Wölkchen an dem blauen Himmel und doch nicht zu warm, so war der Morgen als ich, die beiden Züge in ihre Feldwachstellung begleitend, dahinritt. Zeigte die Natur sich aber in ihrem schönsten Kleide, so war das Werk des Menschen desto häßlicher, und die hinterlassenen Spuren waren Elend und Graus: Zerschossene Häuser, zerschlagene Thüren und Fensterscheiben, devastierte menschliche Wohnungen, und was das Schlimmste war, das alles nicht allein von Feindes Hand, sondern von eigenen Landsleuten, — den Franzosen, selbst mutwillig zerstört, welche bei ihren ersten Ausfällen so vieles verwüstet hatten, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen.

Teilweise war allerdings auch manches von uns zur Demolierung der leer stehenden Häuser gethan, hier hatte man

die Dielen ausgehoben, um sich gegen den langen Regen Hütten davon zu bauen, dort hatte man die Zäune am Biwaksfeuer verbrannt und an anderer Stelle war man bei dem Suchen nach Lebensmitteln auch nicht zu säuberlich mit den leeren Häusern umgegangen. Daß dieses Suchen nicht immer in der zartesten Weise geschah, wer kann es dem ermüdeten, eben aus dem Gefecht kommenden Soldaten verdenken, wenn sie an die unbewohnten Häuser klopften und keine Hand sich bot, ihnen den ersehnten Labetrunk zu reichen? Dabei aber waren nur unbewohnte, von ihren Besitzern verlassene Häuser so von unseren Soldaten zugerichtet, nicht aber jene, in denen auch nur ein Mensch zurück geblieben war. Diese hatte man stets geschont, leider aber waren solcher Häuser in den Dörfern dicht um Metz nur wenige, da bei unserer Annäherung alles in die Festung geflüchtet war.

So sah es auch an diesem Tage in den beiden Dörfern Peltre und Crepy aus, durch welche wir marschierten. Ueberall gähnten offene Thüren und wüste leere Zimmer uns entgegen. Doch der leidige Trost „c'est la guerre" ließ uns auch an diesem Tage darüber hinwegsehen.

Beide Dörfer hatten wir durchritten, ein flacher Höhenzug zog sich zwischen uns und den Außenforts der Festung hin; an seinem Fuß wurden die Feldwachen ausgestellt, während die Vedetten oben von der Höhe über die ganze Niederung bis zu den Festungswerken hinwegsehen konnten. Dicht hinter uns, in und an den Dörfern standen starke Infanteriepikets zu jeder eventuellen Abwehr feindlichen Vorgehens bereit. Unsere Aufstellung war beendet; noch einmal ritt ich mit den beiden Feldwachkommandanten die ganze Vedettenkette ab und warf dabei einen Blick auf das Bild, das sich dem Auge bot.

Vor unserer Aufstellung lag im Hintergrunde Metz; die stolze Kathedrale hob sich scharf vom Horizont ab. Die Stadt selbst mit ihren Festungswerken schien das ganze Thal abzuschließen,

durch welches das silberne Band der Mosel sich dahin wand. Von dem linken Moselufer schauten stolz die Zinnen des Fort St. Quentin herüber, von wo von Zeit zu Zeit ein blaues Wölkchen aufstieg, den Schuß eines schweren Geschützes anzeigend, dessen Geschoß in weitem Bogen meist ungefährlich vor unseren Linien zur Erde fiel.

Auf dem nach Metz abfallenden Abhang des Fort St. Quentin sah man die weißen Zelte von Bazaines eingeschlossener Armee, zwischen denen man durch das Fernrohr deutlich die roten Hosen herumkrabbeln sah. Links von uns lagen die Berge des linken Moselufers mit ihren Schlössern und den weithin sichtbaren Ruinen der altrömischen Wasserleitung. Meine Gedanken waren nur auf die militärische Situation und die Sicherheitsmaßregeln gerichtet, trotzdem konnte ich mich dem Reiz des vor mir liegenden Landschaftsbildes nicht entziehen. Die Aufstellung war vollendet, und ich ritt langsam nach Chesny zu meinem Vorpostengros zurück. Ein angenehmes Bild empfing mich, als ich dort ankam. Das Biwak war schon eingerichtet, die Leute kochten ab und ringsum brannten die Feuer der übrigen Truppenteile dieses größeren Pikets.

Auch meiner wartete ein kräftiges Essen, welches der älteste Offizier der Eskadron hatte bereiten lassen. Unter einem großen Baum in der Nähe des Biwaks war aus einem ausgehobenen Fensterladen ein Tisch hergestellt, um welchen herum kleine rotsammtene Fauteuils, aus dem nächsten château entlehnt, herumstanden. Auf dem Tisch befand sich die beliebte Erbswurstsuppe in etwas verbesserter Form, Wurst, Schinken, dazu eine gute Flasche Bordeaux und ein vorzüglicher Benediktiner aus dem nahen Pont à Mousson. Es war zwar noch früh am Morgen, erst ungefähr elf Uhr, wir hatten es aber so eingerichtet, dann zu dinieren, wenn wir gerade Zeit hatten, das heißt sofort nach dem Einrücken in eine Stellung, da man nie

wußte, ob einem später nicht die Herren Franzosen die Suppe durch einen Alarm versalzen würden.

So denn auch heute, wir Offiziere, der Fähnrich und was von Einjährigen und Reserve-Unteroffizieren der Heranziehung für würdig erachtet war, nahm um den Tisch herum Platz, und es wurde tüchtig in die Speisen eingehauen, nachdem vorsorglich für die auf Feldwache befindlichen Offiziere durch eine Patrouille ein Teil des Diners entsandt war. So verging eine halbe Stunde; darauf wurde die Zigarre angezündet und im Geplauder über das am Morgen Geschaute und die Situation in Metz vergingen wohl zwei Stunden.

IV.

Da plötzlich knatterten die Schüsse bei unseren Vedetten und bald kam auch die Meldung von dort, daß ungefähr zwei Kompanien feindlicher Infanterie heraus gekommen wären und tiraillierend gegen uns vorgingen. Unsere Infanterie sei jedoch schon auf die Höhen avanciert und schieße sich mit den feindlichen Tirailleurs herum. Diese Meldung gab uns die Ueberzeugung, daß das Ganze wieder einer der sogenannten Kartoffelausfälle sei, bei welchen die Franzosen unter dem Schutz von Tirailleurs das gewagte Kunststück machten, möglichst viele Feldfrüchte des Zwischenterrains in die Forts hinein zu bringen, ein Vergnügen, das man den Hungrigen mitleidig meistens gönnte.

Das Feuern dauerte aber heute länger, und wenn sich auch durchaus kein Grund zur weiteren Alarmierung der hinteren Linien bot, so hielt ich es doch für zweckmäßig, mich nach vorn

zu begeben, um mir die Sache näher anzusehen. Mein Pferd war schnell zur Stelle, und ich galoppierte mit einer Ordonnanz den Feldwachen zu. Schon in Peltre merkte ich, daß ein wirkliches Gefecht im Gange wäre. Schnell ritt ich durch den Ort die jenseitigen Hügel hinauf, an welchem sich die Infanteriekolonnen befanden, deren Schützen den oberen Rand besetzt hatten und munter feuerten.

Auch meine Vedetten sahen kaum mit den Köpfen über die Höhe hinaus, und die Offiziere der beiden Feldwachen meldeten mir, daß bisher noch keiner verwundet sei bis auf den Jagdhund des einen, welcher bei dem Beginn des Schießens dieses wohl für eine Art von Kesseltreiben gehalten und einen Streifschuß in den Hinterlauf erhalten habe. Eine Viertelstunde wohl hielt ich nun dort oben, bis das Schießen sich verminderte und die Franzosen im Besitz ihrer gefüllten Kartoffelkörbe sich in die Forts zurückzogen, unsere Infanterie in ihre Stellungen zurückging und meinen Ulanen wieder die Wachsamkeit auf den wie in einer Mausefalle sitzenden Feind überlassen blieb.

Ich überließ sie ihrer Aufgabe und ritt langsam zu meinem Gros zurück, nicht aber, wie ich gekommen, über Peltre, sondern über das nach der Karte in direkter Linie liegende Crepy, wohin zwar kein Weg führte, ein solcher aber wohl durch die Büsche zu finden war. In Crepy angekommen, fand ich dasselbe Bild wie in Peltre. Klaffende Mauerrisse, eingeschlagene Thüren zeigten, daß auch hier der Krieg vernichtend gehaust hatte. Ich ritt in die Hauptstraße des kleinen Ortes hinein, kein lebendes Wesen, kein gackerndes Huhn, keine fröhlichen Kinderstimmen, nur ein magerer Hund kam langsam aus einem der Häuser geschlichen und wendete sich dem Ausgang zu, als wenn er bei der dort lagernden Infanterie Stillung seines Hungers suchen wollte.

Der Anblick war ein trister. Eine Straße führte in der Richtung auf Chesny ins Freie, ihr folgend ritt ich auf ein

kleines Gehölz zu, das etwa zweihundert Meter von dem letzten der Dorfhäuser entfernt lag. Es schien mir ein kleiner Buchenwald zu sein; als ich mich demselben aber näherte, sah ich, daß eine hohe, steinerne Mauer denselben umschloß, auch blickten die mit Schiefer gedeckten Giebel eines Hauses aus den Gipfeln hervor.

Neugierig ritt ich den Weg entlang und befand mich, kaum über die ersten Bäume hinaus, vor einem hohen eisernen Gitterthor, welches in die Mauer eingelassen war. Durch die Stangen desselben sah ich einen mit Kies bestreuten, sorgfältig geordneten freien Platz und in dem Hintergrunde die großen Parterrefenster eines schloßartigen Gebäudes durch das Grün hindurchblicken, während die Gipfel hoher Linden den oberen Teil des Hauses fast verdeckten.

Ein tiefer Frieden ruhte auf diesem Bilde, das sich meinen Augen bot, im Gegensatz zu der soeben erblickten Zerstörung im Dorfe, hier die sorgende Hand, welche die Wege geordnet und die eine Fülle von Wohlgeruch ausatmenden, mit Heliotrop und Reseda bepflanzten Beete gepflegt hatte. Kein Zeichen der Zerstörung bot sich meinem Auge dar, da war kein zerbrochenes Fenster, kein hängender Laden, sorgfältig waren die Persiennes vor den Fenstern geschlossen, und selbst ein weißes Taubenpaar saß, sich schnäbelnd, oben auf dem First des Hauses, das sich in träumerischem Schlaf zu befinden schien, wie Dornröschens Schloß. Eine ganze Weile hielt ich bei diesem ungewohnten Anblick still und Gedanken des Friedens wie Träume stillen Familienglücks zogen durch mein Gemüt.

Doch lange hatte ich nicht Zeit diesen Gedanken nachzuhängen, noch war der Krieg, ich mußte zu meiner Schwadron zurück und wer wußte, was der nächste Moment bringen konnte. Aber sehen wollte ich doch wenigstens, ob kein Bewohner in diesem Zauberschlosse sei. Neben dem Thorweg hing der blanke

Griff eines Glockenzuges, ich zog an ihm und der helle Ton der Schelle unterbrach die Stille dieses märchenhaften Friedensbildes.

V.

Die Klingel verklang, gleich darauf öffnete sich die Hausthür und langsamen Schrittes kam auf dem Wege zum Thor die würdige Gestalt eines alten Mannes daher. Ein kleines schwarzes Käppchen deckte das Haupt, sein Anzug war ein langer schwarzer Rock, wie ihn die Curés der dortigen Gegend trugen, nebst schwarzen Schuhen und schwarzen Strümpfen. Die ehrwürdigen Züge des Greises zeigten ein mildes Lächeln als er sich mir näherte, freundlich lüftete er sein Käppchen und fragte, den Thorweg öffnend, nach meinem Begehr. Da war keine feige Angst, wie wir sie bei der Bevölkerung sonst zu sehen bekamen, kein fanatischer Haß, nur mildes Wohlwollen zeigte sich in seinen Zügen. Ich stieg vom Pferde herab, das ich meiner Ordonnanz übergab, und folgte dem alten Herrn unter das schattige Dach des Vorplatzes, indem mir auch nicht der Gedanke einer Unsicherheit oder persönlichen Gefahr diesem Mann gegenüber kam. Ich begrüßte ihn und sagte, daß ich nicht als Fordernder, sondern nur als Neugieriger käme, welcher, angelockt durch den stillen Frieden seines Hauses, sich erkundigen wollte, wie es möglich gewesen sei, denselben in dem wilden Trubel des Krieges zu erhalten. „Wodurch ich ihn erhalten habe?“ erwiderte der Curé, „ich bin den Fordernden mit Freundlichkeit entgegen getreten, ich habe ihnen gegeben, so lange das Haus an Vorräten etwas besaß, und als dieselben fortgegeben

waren und mir selbst nur noch ein wenig Brot und einiges Gemüse des Gartens blieb, da habe ich das den Soldaten gezeigt und keiner war, der das Letzte mir nahm. Im Gegenteil, die deutschen Soldaten waren es, welche mir oft von ihren Speisen zugetragen haben, dankend habe ich solche von ihnen angenommen und sie stets nur gebeten, das mir anvertraute Haus zu schützen, damit ich es dereinst seinem Besitzer, der es mir anvertraut, unverwüstet zurückgeben könnte. Und Sie sehen, mein Herr, den Erfolg, kein Stück ist mir genommen und nichts zerstört, und nicht das allein, nein, man hat mir sogar geholfen, das wieder herzustellen, was meine eigenen Landsleute in krassem Uebermut, ehe sie sich in die Festung zurückzogen, meinem Blumengarten, meinem Kleinod, zugefügt. Dankbar habe ich dabei das gute Herz des deutschen Mannes erkannt, der mein besorgtes Gemüt beruhigt und mein trautes Heim geschützt hat. So ist es geblieben in den ganzen kummervollen vier Wochen, die abgelösten Soldaten übergaben mich und die Sorge für mein Besitztum den ablösenden, und nur bedauern kann ich, daß nicht mehr meiner Landsleute dieses Vertrauen auf deutsche Bildung und Gesittung gehabt haben und ruhig in ihren Häusern zurückgeblieben sind; viel Elend dieser Gegend wäre dadurch verhindert und mancher Familie der Kummer erspart worden, bei ihrer dereinstigen Rückkehr nur Verwüstung und Graus an Stelle des Heimatshauses wieder zu finden.“

Wie recht hatte der würdige Alte! Als ich ihn nun fragte, wer denn der Besitzer des Schlößchens und weshalb er nicht selbst in demselben geblieben sei, da antwortete der Curé, daß der Eigentümer ein Monsieur de Benonceau, conseiller d'état bei dem Gericht in Metz, ein Witwer mit einer Tochter sei, welcher in seinem Stadthause in der Festung wohne und jetzt mit eingeschlossen wäre.

Derselbe habe ihm, einem alten Freund seines Hauses durch einen treuen Menschen, welcher sich durch unsere Posten

geschlichen, einen Brief geschickt, worin er ihn beschworen, sein Haus, das Grab seiner verstorbenen Frau draußen im Park und den Garten, den Lieblingsaufenthalt seiner Tochter Marguerite in seine treue Fürsorge zu nehmen; er danke Gott, daß es ihm bisher so gut gelungen und hoffe das Beste für die Zukunft.

Neugierig sah ich mich auf dem Platze um, auf dem wir standen, und bewunderte die geschmackvolle Einrichtung dieses Vorhofes. Da war in der Mitte ein großes Bassin, aus dem wohl sonst ein Wasserstrahl plätschernd hervorsprang. Rechts schloß ein Drahtgitter den besonderen Hof für die Pferdeställe ꝛc. ab, welche jetzt leer standen. Neben dem Hause aber war ein vergoldetes Gitter, das die Grenze des Blumengartens bildete, dessen Wohlgerüche die Luft durchzogen. Schmetterlinge und der kleinen Luftsänger fröhliche Schar schwebte darüber und alles atmete den Frieden einer sonnigen Natur.

Als meine Augen die Fensterreihen des Hauses musterten, fragte mich der alte Herr, ob ich nicht so viel Zeit habe, die innere Einrichtung mir anzusehen. Gern folgte ich diesem Anerbieten, und schon hatte der Alte die Hausthür geöffnet, welche über eine Veranda in das Schloß führte. Das Haus war im Stil der Renaissance erbaut, im Geschmack eines kleinen Palais. Vor der großen Hausthür befand sich eine Veranda mit wundervollem Eisengeländer, geschmiedet mit der Kunst des 18. Jahrhunderts, auf derselben stand eine Gruppe von kleinen Stühlen und Tischen von Bronze und vor den großen Fenstern hingen stores von rotweißem Drell. Als wir in die Thür getreten waren, befanden wir uns in einem Treppenhaus, zu beiden Seiten stiegen die Stufen sich in der Mitte vereinend in den oberen Stock hinauf, während ein großes gemaltes Fenster einen Regenbogen von bunten Farben anf die Fliesen des Parkets warf.

Zu ebener Erde traten wir rechts in einen großen Salon, die Wände geschmückt mit orientalischen Tapeten, während die Möbel, im Geschmack Louis XIII., aus großen Lehnstühlen und

kleinen Sofas, überzogen mit gepreßtem Sammt in einer Malvenfarbe bestanden. Neben diesem schönen Raum befand sich ein Eßsalon mit großen Kredenztischen von geschnitztem Eichenholz, auf welchen teils alte Vasen, Humpen und Krüge von Fayence, Gläser aus den alten Hütten Italiens, teils chinesische Pagoden und Aufsätze von Majolika im Geschmack des Horatio Fortuna standen. In der Mitte standen ein großer eichener Eßtisch, umgeben von zwölf hochlehnigen Stühlen, und über dieser Gruppe schwebte ein prachtvoller Kronleuchter, gebildet aus alten Waffenstücken, dessen Lampen sowohl wie eine alte Wanduhr und große Leuchter im Stil des Cinque cento waren. Das langsame Ticktack des Pendels der Uhr erzeugte ein geheimnisvolles Leben in dem großen stillen Raum.

Eine hohe geschnitzte Eichenthür brachte uns in das letzte Gemach auf dieser Seite, in das Arbeitszimmer des Hausherrn, dessen Wände bedeckt waren mit Bücherschränken, gefüllt mit Werken teils juristischen, teils historischen Inhalts. Zwischen den Schränken standen auf weißen Marmorkonsolen die Büsten der ersten Rechtsgelehrten Frankreichs und der berühmtesten Mitglieder jener Anstalt, auf welche das ganze Land mit Stolz blickt, der Academie française. Ein großer Schreibtisch nahm die Mitte des Zimmers ein, dessen Oberfläche bedeckt war mit tausenderlei Sachen, Mappen, Familienbildern ꝛc.

Ein breites Fenster mit einer großen Thür führte aus diesem gelehrten Zimmer des Hausherrn in ein Gewächshaus, welches den schönsten Wintergarten bildete. Platanen und Farren wuchsen hier in erstaunlicher Höhe. Der Curé sagte, daß dieses sein Hauptaufenthaltsort sei, da ihm die Tochter des Hauses ihre Günstlinge besonders in einem kleinen, ängstlichen Briefe an das Herz gelegt habe. Doch die Zeit drängte, und so schwer es mir wurde, mich aus diesem tropischen Raum zu entfernen, in dem mich, den Blumenfreund, so vieles fesselte, so mußte ich mich doch losreißen, da der Curé mir auch noch die

Zimmer der oberen Etage zeigen wollte. Durch eine Seitenthür gelangten wir wieder in das Treppenhaus und stiegen die mit schön verziertem bronzenem Gitter versehene Marmortreppe hinauf.

VI.

Auf dem ersten Treppenabsatz neben den großen bunten Fenstern stand auf jeder Seite ein aus schwarzem Marmor gemeißelter Neger, welcher in den erhobenen Händen eine große Kugellampe trug, und an den Wänden hingen die Bilder der hauptsächlichsten Reiseerinnerungen Monsieurs in schönen Land- und Seestücken, worunter mich besonders einige, in der Manier Oswald Achenbachs gemalt, den Strand von Ostende darstellend, entzückten.

Im oberen Stock angekommen merkte man gleich, daß hier das Reich der Frau begann. Lichtblaue Portieren fielen vor den Thüren herab und ein Teppich in denselben Farben bedeckte den Korridor. Unwillkürlich trat ich leiser auf, da alles so aussah, als wenn sich plötzlich ein Vorhang zur Seite schieben möchte und die lieblichen Züge der Herrin dieser Räume sich zeigen könnten. So schön erhalten war alles was mein Auge sah, kein Stäubchen bedeckte den Fußboden, aus weißen und schwarzen Marmorquadraten gebildet, und keine Falte war in dem über denselben gespannten Teppichläufer, welcher mit vergoldeten Ringen befestigt war.

Diese Teppiche, über welche der Fuß dahinschritt, erstickten jedes Geräusch; man glaubte in eine Kapelle zu treten. Durch-

drungen von einem Gefühle der Andacht zögerte ich die Thüre zu öffnen, hinter deren Verschluß ein Geheimnis zu ruhen schien. Doch der Curé brach den Zauber und schlug die erste Flügelthür zurück. Ein kleiner reizender Salon lag vor mir. Derselbe zeigte ein allerliebstes Durcheinander von Schränken und Tischen, von kleinen Lehnstühlen und Chaiselongues, hier an das Fenster geschoben, um den Blick in den blühenden Garten zu gewähren, dort an einen Tisch gerückt, auf welchem in malerischer Unordnung Hunderte von Sachen aus aller Herren Länder standen. Da waren spanische und portugiesische Kästchen von getriebener Arbeit in vieil argent, Nippes von Biskuit und Terrakotten aus allen Jahrhunderten, chinesische Fächer und solche aus indischen Federn, kleine meisterhafte Gemälde im Geschmack Watteau's auf zierlichen Staffeln in das rechte Licht gerückt, genug alles, was das Herz eines jungen Mädchens erfreuen konnte, von einem Vater geschenkt, dessen schönstes Glück diese einzige Tochter war. Die Farbe des ganzen Salons war in Rosa gehalten, die Wände, Ueberzüge der Stühle und Sofas, alles zeigte denselben Stoff, ein lichtes Rosa mit weißem Muster in erhabener Arbeit, und die Füße versanken fast in einem persischen Teppich in gleicher Farbe.

Eine zurückgeschlagene Portiere eröffnete den Blick in ein Nebengemach, aus welchem ein bläuliches Licht mir entgegenschien. Indem ich mich der Thür näherte, sagte mir der Curé, daß wir jetzt sein Heiligtum beträten, nämlich das Boudoir seines Lieblings, der Tochter Monsieur de Bénonceaus, der siebzehnjährigen Marguerite. In dem Boudoir herrschte überall ein mattes Blau. Das kleine Zimmer hatte nur ein Fenster, in welches, gedämpft durch blaue und weißgeschliffene Scheiben, das Licht hineinfiel. Schräg vor der Ecke stand ein kleines blaues Sofa, davor ein kleiner Tisch, umgeben von winzigen Lehnstühlen, so klein und scheinbar zerbrechlich, daß ich kaum gewagt hätte, darin Platz zu nehmen. An der Fensterwand stand ein kleiner

Schreibtisch, auf welchem wohl das Schönste aus der Sammlung des Salons, in kleinen Gruppen aus Biskuit und Bronze in Vasen und Bouketthaltern aufgestellt war, darunter ein kleines Schreibzeug, das eine Engelsgruppe darstellte. Auf dem Schreibtisch lag eine Schreibmappe, welche den Namenszug M. B. in einem Kranze von Margueriteblumen trug. Neben demselben stand eine Blumenetagère, deren ganzer Inhalt, aus Parmaveilchen bestehend, einen entzückenden Duft durch den ganzen Raum verbreitete. An der dritten Wand stand ein Pianino aus edlem Holz, und auf seiner geöffneten Klappe, als wenn die Sängerin soeben von dem zierlichen Sessel davor aufgestanden wäre, lagen die Noten des schönen Liedes Bérangers: „O viens cette nuit, viens dans un songe, o mon bel ange aux ailes d'or.“ . . .

In dem kleinen Gemach hingen nur zwei größere Oelbilder an den Wänden. Das eine war eine meisterhafte Kopie des berühmten Christuskopfes von Leonardo da Vinci. Vor demselben war ein kleiner Betstuhl von schwarzem Holz; wie oft mochten kleine rosige Hände verschlungen zum Gebet darauf geruht haben! Das andere Gemälde in ovalem Goldrahmen hing über dem kleinen Sofa quer vor der Ecke, war aber von einem weißen Vorhang bedeckt.

Und jetzt, sagte der Curé, will ich Ihnen auch die zeigen, welche ich von Kind auf mit erzogen, diejenige, welche die Freude und das Glück meines Alters gewesen ist von Jugend auf, und welche ich jetzt so sehr entbehren muß. Dabei schob er den Vorhang zur Seite, und die Züge eines reizenden Mädchenantlitzes blickten mir aus dem Bilde entgegen.

Er habe das Bild seines Lieblings, das erst kurz vor ihrer Abreise fertig geworden und eigentlich für das Zimmer ihres Vaters bestimmt gewesen sei, hier aufgehängt, sagte der Curé, damit dasselbe als Ersatz für die Herrin in den Räumen sei, die sie bisher für ihn zu den frohesten und glücklichsten gemacht habe.

Und so sitze er oft hier im Zimmer vor ihrem Bilde, sende ihr seine Grüße und sehne sich nach ihr. Und fürwahr, die Schwärmerei des alten Herrn war erklärlich, es mußte ein zauberhaftes Wesen sein, dessen Bild ich hier erblickte.

Blaue große Augen blickten mir aus dem Bild entgegen, als wenn sie mich fragen wollten: Was machst du fremder Mann hier in meinen Räumen, und was willst du hier bei der Feindin deiner Nation? Der kleine liebliche Mund war leicht geöffnet und zeigte die weißen Zähne, das ganze süße Gesicht umgeben von einem Gewoge goldblonden, aufgelösten Haares, dazu ein leichtes Sommerkleid, das ausgeschnitten die rosigen Schultern zeigte, man konnte sich keine poetischere Auffassung des Namens Marguerite denken als dieses liebliche Bild es bot. Eine ihrer Lieblingsblüten steckte wie verloren in dem blonden Haar, und die Händchen entblätterten eben eine zweite Blume, als wenn sie mit ihr die bekannte Liebesfrage stellen wollte: Tu m'aimes? du coeur? en douleurs? ꝛc., die man, wie bei uns, auch in Frankreich kennt.

Lange stand ich vor dem Bilde und konnte mich nicht losreißen von dem süßen Liebreiz dieses Gesichts, das ein sympathisches Gefühl in meinem Herzen erweckte, als wenn es mir sagen wollte, wir gehören zu einander und wir sehen uns wieder. Doch die Hand des Curé, welche ich auf meinem Arm empfand, erweckte mich aus meinem Traum und schreckte mich auf zu der Wirklichkeit, welche so ganz anderes bot als die Gedanken, welche soeben noch meine Seele durchzogen hatten. Ich bat den Curé, der holden Bewohnerin dieser Räume dereinst einen Gruß zu bestellen und ihr zu danken für das Glück dieses kurzen Augenblicks vor ihrem Bilde in ihrem traulichen Zimmer, welches mir wie eine Oase in dem wüsten Kriegslärm erschienen war.

Auf dem kleinen Tische vor dem blauen Ecksofa stand eine Schale von Silber, in ihr lagen mehrere Visitenkarten, unter



welchen ich mit Erstaunen die einiger bekannter Offiziere, ja die unseres Brigadekommandeurs, Grafen D., erblickte. Auf meine Frage, wie diese dahin kämen, sagte der Curé, daß er auch diesen Herren das Haus gezeigt und dieselben zur Erinnerung an diese Stunde ihre Karte für Fräulein Marguerite abgegeben hätten. Auch ich zog meine Karte hervor, welche keinen ganz salonfähigen Eindruck mehr machte, da sie recht zerknittert war, und unter dem Zauber der blauen Augen schrieb ich auf die Rückseite der Karte die Verse Heines:

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold.

Dann fügte ich das Datum bei und legte auch diese Karte in die Schale . . .

Endlich noch ein letzter Blick auf das Bild, dann schied ich und nahm mir nur als Erinnerung eine weiße sternförmige Marguerite mit, die ich in meinem Taschenbuch neben den Briefen meiner Mutter verwahrte. Dann verabschiedete ich mich von dem Curé und sagte, als er mich noch weiter führen wollte, daß ich nach diesem Zimmer nichts Schöneres mehr sehen könnte in seinem lieben Haus, dankte ihm für seine Freundlichkeit und wünschte ihm vieles Glück bis zum Ende des Krieges.

Die Augen seiner Marguerite aber begleiteten mich auf meinem Weiterritt, sie haben mich nicht verlassen während des ganzen Feldzuges, in Schlachten und Gefechten, bei manchem Ritt in kalter Winternacht und manchem Moment, in dem mein Leben in Gefahr war, da fühlte ich plötzlich den Blick dieser Augen, und eine leise Stimme schien zu fragen: „Denkst du noch mein?“

VII.

Und nun, nach Jahr und Tag, hatte ich diese Augen wiedergefunden. Endlich war es mir vergönnt, in sie selbst hinein zu schauen, nachdem ich es fast aufgegeben, sie zu finden. Alle meine Erkundigungen nach dem Friedensschluß, mein Suchen nach ihr während der zwei Jahre, die wir bei der Okkupationsarmee in Frankreich verblieben, es war vergebens gewesen. Stets war mir in Metz, wo ich in dem Stadthause des Herrn von Bénonceau nach ihr fragte, die Antwort geworden: „Monsieur est parti!"

Auch mein liebes Crepy hatte ich wieder aufgesucht, mein braver alter Curé aber war, kurz nachdem die Belagerung vorüber und er sein anvertrautes Heiligtum dem Besitzer unversehrt zurückgegeben, sanft entschlafen, die Aufregungen und Entbehrungen waren für ihn in seinem hohen Alter zu viel gewesen und hatten in ihm den Keim einer tötlichen Krankheit entwickelt. Die Persiennes und Vorhänge des Schlößchens blieben geschlossen, und ein mürrischer, stockfranzösischer alter Diener wollte mir über den Aufenthalt seines Herrn nicht Rede stehen. Nur so viel hörte ich, daß der Conseiller gleich nach dem Abschluß des Friedens seinen Abschied genommen habe und, nach Auflösung seines Haushalts in der Stadt, verreist, wahrscheinlich nach Italien gegangen sei.

Endlich hatte ich meine Erkundigungen, mein Suchen nach Marguerite aufgeben und mir den leidigen Trost geben müssen: Es hat nicht sollen sein. Wenn ich aber die kleine, wohlerhaltene sternförmige Blume betrachtete, da kam mir der Gedanke: Einmal sehen wir uns im Leben doch noch wieder.

Und so hatte ich sie denn wieder gefunden. Ihre blauen Augen leuchteten mir entgegen und alle die in den Jahren von mir gehegten Wünsche wurden von neuem wach.

So fuhren wir dahin, hinein in den duftigen Morgen auf der schönsten Fahrstraße an unserem lieben deutschen Rhein. Schon überlegte ich, ob ich meinen Urlaub nicht verlängern, Marguerite und ihren Vater nach Spaa zu den Rennen begleiten könnte, wohin sie von Köln aus fahren wollten. Da ertönte auch schon der langgezogene Pfiff der Lokomotive, der Zug fuhr brausend und zischend in den Bahnhof von Köln ein.

Er hielt, die Thüren wurden geöffnet, da erschien an der Thür unseres Koupees ein junger Mann mit schwarzem Haar und Henri quatre, öffnete seine Arme und Marguerite warf sich in dieselben hinein.

O mon Richard! — mon' idole Marguerite. Das waren die Rufe, die mir in das erschrockene Herz drangen. Msr. le père aber stellte mir vor: Msr. Richard de Tinseau, le fiancé de ma fille. — Tableau. —

Unter diesen Umständen war von einer Verlängerung meines Urlaubs natürlich keine Rede mehr, resigniert sprach ich Marguerite stammelnd meinen Glückwunsch aus und gewann schnell das Koupee des gerade abgehenden Zuges. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Mein Marguerite-Traum war ausgeträumt. In Gedanken erscheint mir aber oft noch das liebliche Mädchenangesicht, und unwillkürlich frage ich mich: Mußte es sein?

Ein
grün emailliertes Blatt.

Erzählung:

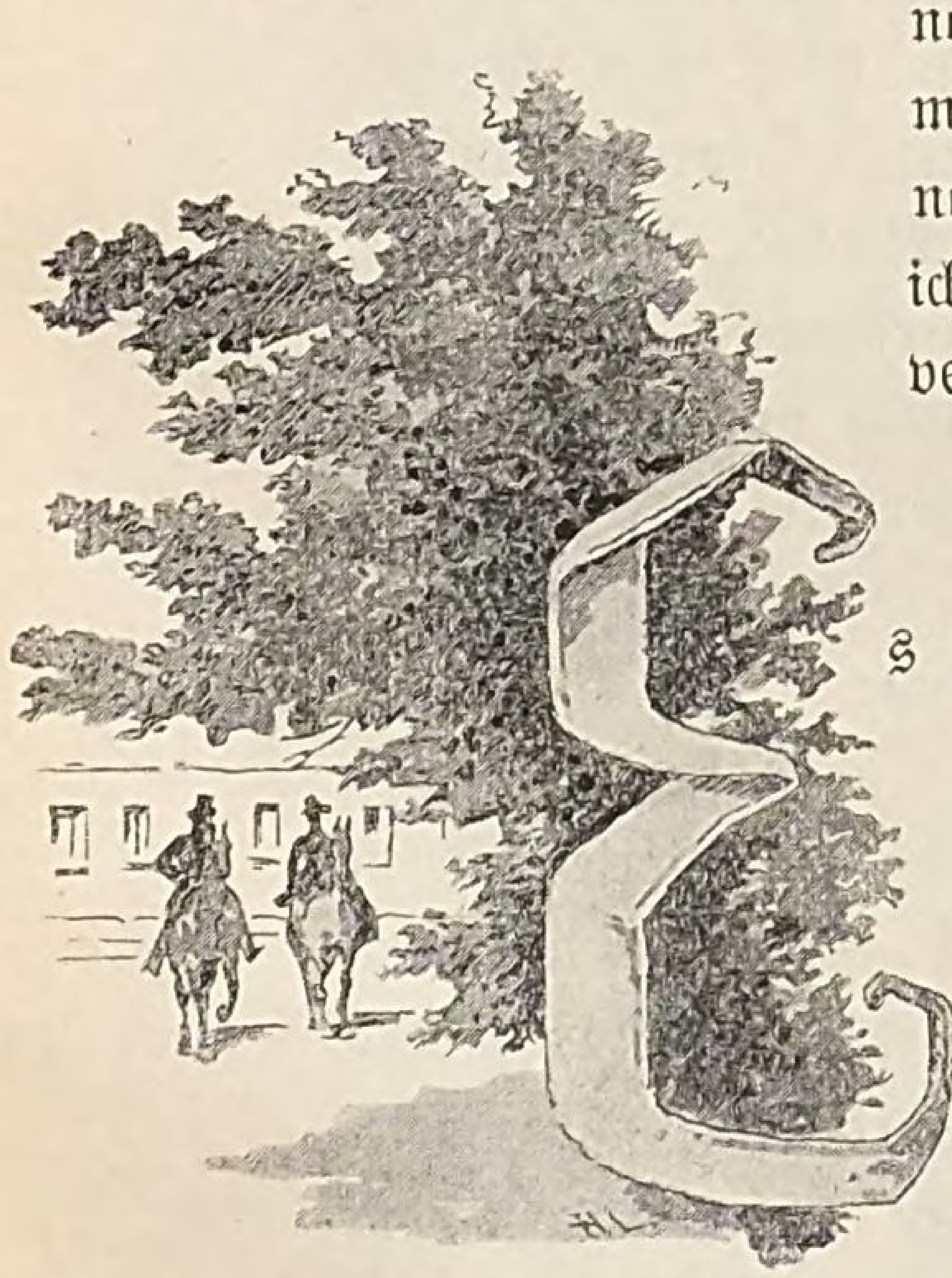
Eine Frage.

Mit Abbildungen.

Guten Morgen Vielliebchen! Wen hätte diese Frage nicht einmal schon erschreckt? Wehe dem, der nicht die pünktliche Antwort j'y pense oder den Gegenstand bei der Hand hat, über welchen das Abkommen getroffen ist.

Als obiger Gruß mein Ohr traf, da zog ich stolz aus der Brusttasche meines hellgrauen Zivilrockes ein grünes Blatt und hielt dasselbe dem lieblichen Vielliebchen entgegen. — „Ist richtig“ sagte sie und verschwand.

Gern hätte ich sie zurückgehalten, aber ich wußte, daß sie noch viel zu thun hätte; sämtliche Vereinsmitglieder „zum grünen Blatt“ waren noch von ihr zu kontrolieren, da durfte ich sie nicht ihrer Pflicht zu entziehen versuchen.



I.

Es war ein Maimorgen, so schön, wie er meistens nur in den Phantasieen unserer Poeten vorkommt. Wirklich ein Tag, wie ihn der Süden wohl oft, unser kalter Norden aber uns nur selten bescheert. Die Vögel hatten ein Morgenkonzert angestimmt als gelte es ein Konkurrenzsingen, die Blumen entsandten, vom Schlaf der Nacht erquickt, ihre schönsten Düfte, und die liebe Morgensonne schaute blutrot hinter den Wipfeln der meinen Platz umgebenden hohen Bäume auf die Erde und auf mich herab.

Ich war früh aufgestanden und hatte mich in den schönen, schattigen Park hinabbegeben, mochte der Städter so lange schlafen wie es ihm gefiel, ich wollte die Freuden meines Landaufenthalts gründlich durchkosten. Ich stand damals in einer kleinen Garnison Niedersachsens, dieselbe war an einem der größeren Flüsse des Landes und mitten in der Heide gelegen, ich will nicht sagen wie eine grüne Oase, aber doch freundlich im Schmucke ihrer roten Dächer und des hohen Kupferdachs ihres tausendjährigen Domes. Dieses hohe Dach war eine besondere Zierde des alten Domes. Allein die kostbare Patina, die der Lauf der Jahrhunderte auf demselben gebildet hatte, war eine Seltenheit, und wenn man sie herunterschaben könnte, würde ihr Ertrag den Grundstock eines Kapitals geben, das man dereinst zur Erbauung der leider fehlenden Türme verwenden könnte.

Der alte Dom ist ursprünglich von Karl dem Großen erbaut, und noch einige alte Pfeiler erinnern an jene verklungene Zeit. Auch die Spannung des alten Kirchdaches, die breiteste, die ich mit gesehen, soll aus jener Zeit herstammen.

Die alte Kirche ist eine Zierde der Stadt und der Provinz. Genug, die alte Bischofsstadt hatte in ihrer Art ihre Vorzüge, trotzdem aber war der Genuß auch nicht zu unterschätzen, wenn man sie einmal von rückwärts ansehen konnte.

Aber ich will nicht undankbar sein, sie hatte im ganzen doch ihre angenehmen Seiten. Unser ganzes Kavallerieregiment stand dort in Garnison, und die kleine Stadt hatte durch Erbauung neuer Kasernen auch das Ihre gethan, uns freundlich aufzunehmen. Außerdem war in dem Ort eine ganz nette Geselligkeit; wo sonst in einem Städtchen dieser Größe der Pastor, Bürgermeister, Doktor und vielleicht Postdirektor die sogenannten einzigen Honoratioren sind, da waren hier zahlreiche Familien früherer Offiziere und Beamten, genug, eine Gesellschaft von ungefähr fünfzig Köpfen, was in einem so kleinen Orte etwas sagen will. Diese Gesellschaft bestand

allerdings meistens aus Damen, Müttern, jungen und sogenannten „jungen" Mädchen, denen es eine Freude war, mit unseren flotten Offizieren auf den Bällen zu tanzen und eventuell auch Verlobungsgedanken zu hegen, von denen einige denn auch im Laufe der Jahre erfüllt wurden.

Herren gab es in der Gesellschaft verhältnismäßig wenige. Teils waren die betreffenden Väter bereits zu alt und struppiert, um sich noch an den Freuden der Geselligkeit zu beteiligen, teils konnten sie die Vergangenheit nicht vergessen, in der sie in dem kleinen selbständigen Staate und bei dessen Fürstenhause eine andere Rolle gespielt hatten, als es in dem großen neuen deutschen Reich möglich war. Das nahm den alten Herren aber auch eigentlich kein Mensch übel, man achtete und schätzte im Gegenteil ihre Pietät für das depossedierte Fürstenhaus, und da sie sich nicht wie anderswo zu lächerlichen Demonstrationen hergaben, so schonten wir ihre Ansichten, und es kam deshalb auch fast nie mit ihnen zu irgend welchen Differenzen. In anderen Städten des Landes war es damit ja eben anders und hatte namentlich eine derselben, in welcher in den ersten Jahren Teile unseres Regiments untergebracht waren, darin Erstaunliches, wahrhaft Wunderbares geleistet. Dort hatten sich, nun sagen wir einmal die „Partikularisten" zu einer besonderen geschlossenen Gesellschaft zusammengethan, welche ihre Feste für sich hatte und abgeschlossen für sich allein lebte. Es waren merkwürdige Ideen, die dort gezeitigt wurden. Alles hoffte auf eine dereinstige Wiederaufrichtung des alten Fürstenhauses und die Mittel, welche zu diesem Zweck dienen sollten, die waren der Gesellschaft ganz gleichgültig. Das erhabene Wort „Deutschland" war ihnen vollständig zuwider und zwar in solchem Maße, daß sie (es ist eine Schmach für die deutsche Nation es auszusprechen) die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres kleinen Staates sogar damals auf den Erbfeind unseres großen Vaterlandes, auf Frankreich, gesetzt hatten. Von ihm erhofften sie die

Hülfe, ihren Fürsten wieder in das Land einzuführen. Als nun der große Krieg gegen Frankreich ausbrach und dank den deutschen Waffen die Macht desselben endgiltig gebrochen wurde, da brach unter diesen Menschen eine wahre Verzweiflung aus und sie trauerten, wo Alldeutschland im Jubel der Begeisterung und Freude sich der gebrochenen Fesseln ledig fühlte und ein jeder mit Stolz empfand, ein Deutscher zu sein.

Da durch Deutschlands Siege nun ihre sogenannten politischen Umsturzversuche vernichtet waren, da fingen sie denn an, in kleinlichen Wühlereien ihrem Aerger Luft zu machen. Da wurden Broschüren geschrieben, Aufrufe erlassen, zu welchen die Unterschriften oft gepreßt wurden, und mancher Unglückliche, der seinen Namen dazu hergegeben hatte, büßte die Unüberlegtheit der einen Stunde mit dem Unglück seines ganzen Lebens, und konnte sich dabei nur des zweifelhaften Genusses erfreuen, als Märtyrer von dieser partikularistischen Gesellschaft gefeiert zu werden. Ja, auch zum Märtyrer wurde mancher Unglückliche, der, als Offizier in der Linie oder Reserve bei uns stehend, nicht an den dem Könige geleisteten Eid gedacht, seinen Namen unter solchen aufrührerischen Aufruf gesetzt hatte. Wie oft mag er es später bereut haben, wenn er infolge dieser seiner Unterschrift vor das Kriegs- oder Ehrengericht seines Regiments gestellt und schimpflich kassiert wurde! War ihm die Märtyrerkrone eine Entschädigung dafür, daß er aus dem Kreise der anständigen Menschen ausgestoßen und satisfaktionsunfähig wurde? Mußte ein jeder dieser Unglücklichen, Verleiteten nicht seiner zukünftigen Kinder gedenken, die die Schmach eines aus dem Offizierstand ausgestoßenen Vaters dann ihr Lebelang mit sich herumzuschleppen hatten? War da die Anerkennung der kleinen staatsfeindlichen Partei ein Ersatz für all das Elend, das sie über sich und ihre Kinder gebracht hatten? Ich möchte es bezweifeln.

Doch die Weltgeschichte geht ihren Lauf und schreitet mit

ehernem Schritt auch über diese Pygmäen und ihre Bestrebungen hinweg.

Hätte man von oben herab in den ersten Jahren nach der Besitzergreifung dieser Länder mit starker Hand gleich die Ursprünge dieser Wühlereien unterdrückt und im Keime erstickt, anstatt mit dem Sammethandschuh auf dem Wege der Milde sie zu behandeln (was oft fälschlich als Schwäche aufgefaßt wurde), es wäre vielleicht besser gewesen. Die junge Generation, die den ursprünglichen Fürstenthron gar nicht mehr gekannt, und die jetzt oft mehr als die Alten sich den illoyalsten Bestrebungen hingiebt, sie wäre dann darauf hin erzogen worden, ihr Anhänglichkeitsgefühl ihrem alten Fürstenhause zu bewahren, aber „dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist", und das ist Ehrerbietung und Gehorsam.

Doch wo gerate ich hin? Wer aber so lange in dieser Provinz gelebt wie ich, diese feindlichen Bestrebungen jahrelang mit angesehen hat, der muß sich einmal über dieselben aussprechen, und wenn das auch nicht gerade in den Verlauf der Geschichte gehört, die ich hier erzählen will. Wir in unserer kleinen Garnison hatten verhältnismäßig, wie schon oben gesagt, wenig mit diesen Verhältnissen zu kämpfen, wir lebten in den Familien der früheren Offiziere und Beamten ruhig dahin, ohne fast je auf eine Meinungsverschiedenheit zu stoßen. Es mochte das seinen Grund darin haben, daß diese Familien, zwar meistenteils dem ältesten Adel der Provinz angehörig, doch als jüngere Söhne selten Vermögen besaßen. Aus diesem Grunde hatten sie ihre Söhne mehrfach als Offiziere in die preußische Armee eintreten lassen, ihre Töchter hatten preußische Offiziere geheiratet, da konnte denn von einer Aufrechterhaltung der partikularistischen Ideen keine Rede sein. Allerdings machte es uns einen hochkomischen Eindruck, wenn wir hörten, daß dieselben Menschen, mit denen wir hier auf die freundschaftlichste Weise

verkehrten, wenn sie einmal in jene andere Stadt kamen, uns verleugneten und thaten, als ob sie uns nie gesehen.

Daraus machten wir uns aber wenig, mochten sie diese Doppelzüngigkeit mit sich allein ausmachen.

In unserer kleinen Garnison war also ein durchaus harmloser netter Verkehr mit den Leuten. Anders war es jedoch mit den Familien des Landes, die dort in der Gegend herumwohnten; mit ihnen hatten wir so gut wie gar keinen Umgang, da sie infolge ihrer unabhängigeren Stellung noch zu den strengeren Partikularisten gehörten. Für mich selbst war das am eigentümlichsten, weil ich mit mehreren von ihnen verwandt war. Da von diesen einer aber bei meiner Versetzung thörichterweise die Aeußerung gethan hatte, er würde sich sehr über meinen Besuch freuen, wenn ich in „Zivil" käme, eine preußische Uniform beträte nicht sein Haus, so hatte ich selbstverständlich jedes Verhältnis mit ihnen gekündigt und hatte sie auch bisher nicht in die Lage gebracht, von mir über unseren Standpunkt aufgeklärt zu werden.

Eine Ausnahme bildete ein Haus, das des Freiherrn von Vischlingen, ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt, und dieses liebenswürdige Haus ist auch der Ort, an dem meine kleine Erzählung spielt. Der Baron selbst war zwar ursprünglich ein Kind dieses Landes, wo seine Familie seit Jahrhunderten angesessen ist und zu dem Uradel gehört, da er aber früher in österreichischen, später in preußischen Diensten als Offizier gestanden hatte, so war sein Horizont erweitert, er hatte die kleinstaatlichen und Sonderinteressen seiner Kaste überwunden und sah unseres teueren Vaterlandes Heil in dem einigen deutschen Reich, das aus Preußen hervorgegangen war. Außerdem zeigte er sich als ein wahrhaft begeisterter Anhänger unseres großen Heldenkaisers, und wie oft habe ich ihn die lächerlichen Versuche seiner Standesgenossen abfällig kritisieren hören, die, partikularistischer als der Erbe des depossedierten

Fürsten selbst, es stets zu verhindern wußten, daß letzterer zu seinem und seiner Familie Heil auf die wohlwollenden Anerbietungen unseres alten Kaisers einginge.

Infolge dieser seiner oft öffentlich ausgesprochener Ansichten hatte er sich mit seinen Standesgenossen aus der Gegend natürlich verfeindet, und dieser Groll wurde noch vermehrt, als es dem Baron gelang, bei den Wahlen einen national gesinnten Abgeordneten durch seinen Einfluß sowohl als Großgrundbesitzer, als auch durch seine Beliebtheit in der Gegend an Stelle des bisherigen Partikularisten durchzubringen.

Das Merkwürdigste dabei war, daß unser lieber Baron in dieser spezifisch strenggläubig protestantischen Gegend diesen Einfluß gewinnen konnte, da er selbst der katholischen Religion angehörte. Der niedersächsische Bauer aber ist ein ganz besonderer Schlag. Bis zu dem französischen Kriege hatten die Sonderinteressen, vielleicht durch Aufrufe und Wühlereien genährt, sich in diesen bäuerlichen Kreisen noch zu erhalten gewußt; es war den alten streng konservativen Bauernköpfen damals doch hart angegangen, daß sie ihre Jongens („sogar minen Erven schall i weggeben tau das Volk,“ sagte mir damals solch ein alter Ehrenfester auf seinem Hof) Soldat werden lassen mußten. Als diese Jongens aber mitgeholfen hatten, den Franzmann vor den Dets zu schlagen, wie sie sagten, da war die Stimmung umgeschlagen, und wie oft habe ich verdammende Urteile über ihre Verhetzer gehört, die mit diesem selben Franzmann, dem Bedrücker aus ihrer Kinderzeit, hatten gemeinschaftliche Sache machen wollen. Das war die Zeit, wo die Bilder der alten Herrscher zwar nicht aus den Bauerstuben verschwanden, der Ehrenplatz aber über dem Sofa dem teueren alten Heldenkaiser eingeräumt wurde. Und so soll es sein. Diese konservativen, hartnäckigen, unbeugsamen, aber wenn sie sich einmal zu etwas entschlossen haben, nicht davon abzubringenden Bauern hatten gesagt: „Wat schall de Religion dabi daun, de Baron hat Recht un sin

Recht schall ok min Recht sin und ik wähl den Minschen, von de e mi seggt", und danach hatte er gethan, was auch die oft darüber anders denkende Frau hatte dagegen sagen mögen. — So hatte der Einfluß des Barons sich in der Gegend durchgerungen, und keiner war dort beliebter als er.

II.

Das war der Mann, der unser, im speziellen aber mein besonderer Umgang geworden war. Da verging kaum der dritte Tag in der Woche, an dem ich nicht am Nachmittag oder, wenn die Zeit es bot, auch schon morgens hinaus nach Bischlingen ritt, und die Festtage verbrachte ich mit meinen Kindern fast immer in dem gastlichen Hause. Dafür aber sah ich den Baron auch oft bei mir in der kleinen Garnison; war das wöchentliche Liebesmahl am Sonnabend, dann kam er immer zu mir herein. Er fühlte sich in unserem Offiziercorps sehr wohl und wurde von uns allen so behandelt, als wenn er à la suite des Regiments stände. Aber seine Anhänglichkeit an dieses war dafür auch groß genug, davon zeugte die große silberne Bowle, die er dem Offizierkasino geschenkt, und der Unteroffizierfonds, zu dessen Errichtung er eine größere Summe gespendet hatte, verdankte ihm mit sein Bestehen.

Wenn aber im Herbst unsere Schnitzeljagden herankamen, dann war er der erste, der uns seine Felder zur Disposition stellte, und nach einer solchen Jagd vereinigte stets der große Eßsalon von Bischlingen die Herren in Uniform und im roten Rock. Die jungen Damen des Hauses, zwei liebliche Töchter, aber waren mitten unter ihnen, da keine Jagd geritten wurde,

bei der sie sich nicht als Zeichen ihrer Anwesenheit bei dem Hallali den grünen Eichenbruch geholt hätten. Für mich aber lag außer der Geselligkeit des Hauses, dem Liebreiz der Töchter, noch ein besonderer Zauber in der Familie, das war die Güte und Liebenswürdigkeit der trotz ihrer 45 Jahre so anmutigen Baronin Marie, der Herrin des Hauses.

Mich hatte nach dem letzten Kriege ein schweres Unglück getroffen. Während meine anderen Kriegsgefährten nach dem Friedensschluß froh der Heimat entgegeneilten, diejenigen aber, welche Frau und Kinder ihr eigen nannten, die Stunde nicht erwarten konnten, wo sie nach langer Trennung und all der Kriegsgefahr die Ihrigen wieder an ihr Herz drücken konnten, da war ich nur zurückgekehrt, um nach einem Zusammensein von wenigen Wochen das Weib meiner Jugend zu begraben. In meiner Abwesenheit hatte sie eine schwere Lungenentzündung durchzumachen gehabt, von der sie zwar genesen war, durch welche sich aber ein unheilbares Lungenleiden herausgebildet hatte. Ich selbst war über die Schwere der Krankheit kaum recht unterrichtet worden. Meine arme kranke Frau hatte wohl auch Sehnsucht nach dem eigenen Heim gehabt, da war sie denn anstatt des Südens, welchen die Aerzte ihr als Aufenthalt empfohlen hatten, mir hierher in das ungewohnte nordische Klima gefolgt. Eine Beschleunigung ihres Leidens hatte sich dadurch eingestellt, kaum sechs Wochen nach ihrem Eintreffen war sie entschlafen und hatte mich mit den kleinen Kindern allein zurückgelassen. — Da war es die Baronin gewesen, die sich meiner und der Kinder mit größter Güte und Freundlichkeit angenommen hatte. Sie hatte die Sorge in der ersten schweren Zeit für die Kinder übernommen, sie hatte das Hauswesen durch die Erwerbung einer geeigneten Persönlichkeit für mich in Ordnung bringen lassen, genug, sich so aufmerksam und gütig gezeigt, wie es kaum eine Mutter in besserer Weise hätte thun können. Wie dankbar aber war ich ihr dafür; ich hatte in dem

Anfang meiner zwanziger Jahre mich verheiratet, war daher jetzt als Witwer mit den Kindern noch so jung und unerfahren, daß ich desto mehr die mir so gütig erteilte Hilfe gebrauchen konnte. In ausgiebigster Weise wurde sie mir durch die Baronin zu teil.

III.

Flüchtig eilt sie hin die Zeit,
Mit ihr Freud und Herzeleid.

Seit jener Zeit waren zwei Jahre dahingegangen. Wenn ich auch meinen Verlust nie ganz vergessen konnte, so war doch Ruhe und Heiterkeit wieder in mein Herz eingekehrt. Nicht zum wenigsten trug das mir lieb gewordene, sich in schwerer Zeit mir so bewährte Haus die Schuld hieran. In demselben hatte ich zu aller Zeit Trost und Zusprache, Mitgefühl und Freundschaft gefunden. Wie schon oben gesagt, war es die gütige Baronin in erster Linie, welche meine ganze Zuneigung erworben hatte. Sie war eine Frau von reichem Herzen, voll Güte und Wohlwollen gegen ihren Mann, ihre Kinder und ihre Leute. Alle Menschen, wenn sie mit ihr zusammen kamen, waren ihres Lobes voll. Trotzdem hatte sie unter den Damen in der Nähe nur einen kleinen Umgangskreis. Hieran trugen zuerst wohl mit die Verhältnisse die Schuld, in denen ihr Mann politisch den benachbarten Gutsbesitzern gegenüberstand, dann aber auch der Umstand, daß sie katholisch und nach der Ansicht der dortigen Menschen gewissermaßen eine Ausländerin war. Es bildete zwar eigentlich nur ein Fluß

die Grenze beider Länder, trotzdem aber waren die Menschen von hüben und drüben doch so verschieden wie Tag und Nacht, und die da drüben liegende Provinz Westfalen hatte im diesseitigen Landesteil so gut wie gar keine Beziehungen. Aus diesem Lande hatte sich nun der Baron sein junges Weib geholt, und man hatte ihm das in seiner Verwandtschaft eigentlich nie so recht vergeben können, namentlich, da ihm von der letzteren eine entfernte Cousine zur Gattin bestimmt worden war. Wie er aber nun eben war, so hätte dieses über ihn Bestimmen schon überhaupt einen Grund abgegeben, nicht auf die Wünsche der lieben Vettern und Cousinen einzugehen. Nun hatte er aber in einem benachbarten Bade die Baronesse Marie damals kennen gelernt, ihr Liebreiz hatte sein ganzes Herz gewonnen, er hatte auch ihre Liebe sich erworben und sie dann in sein schönes Heim eingeführt.

Eine Ehe, so wie sie sein soll, war daraus entstanden, und innigste Neigung verband die eiden lieben Menschen, so lange ich sie gekannt habe.

Die Baronin gehörte zu der alten, ursprünglich rheinischen Familie der Freiherrn v. d. B.; aus dieser waren fast immer nur schöne Frauen hervorgegangen, wie die zahlreichen Familienporträts im Schlosse zu B. bewiesen. Eine Eigenart zeigte sich ihnen fast allen gemeinschaftlich, das war neben den regelmäßigen feinen Gesichtszügen ein ganz eigentümlich gefärbtes Haar. Immer im Laufe der Generationen hatte sich dieses Haar wieder gezeigt, hier hatte es einmal eine überschlagen, um darauf bei der nächsten wieder bei mehreren Kindern zu erscheinen. Dieses eigentümliche Haar war bei außerordentlicher Feinheit und Fülle rotblond; wenn dasselbe entfaltet, seiner Fesseln ledig, herabfloß, wie ich es einmal sah, dann umhüllte es wie ein goldener Mantel fast die ganze Figur und das zarte Gesicht mit dem rosigen Teint, der mit dem Haar verbunden, schaute lieblich aus demselben hervor. War dieses Haar bei der noch immer

gut aussehenden Mutter schon von ganz eigenartigem Reiz, so kann man sich vorstellen, wie lieblich erst die jugendliche Tochter Erika, der es nebst dem einen Sohn als Erbe zugefallen, in diesem wunderbaren Haarschmuck aussah.

Der Herr des Hauses, Baron Vischlingen, damals ein Mann in seinen besten Jahren, in der Fülle seiner Kraft, mit graublondem Vollbart, den er etwas zugespitzt zu tragen pflegte, und blauen Augen, erschien als das Urbild eines echten Germanen. Energisch von Charakter, gutmütig, freundlich und liebenswürdig, der echte deutsche Edelmann. Ein tüchtiger Landwirt, hatte er das von seinem Onkel etwas verschuldet übernommene Gut in die beste Kultur gebracht und konnte dereinst seinem ältesten Sohne das alte Erbstammgut, wie dort in der Gegend ein solches altes Familiengut genannt wird, als schönen Besitz hinterlassen. Die Verhältnisse erschienen aber überhaupt als sehr gute, wenn nicht glänzende, da die Baronin als Erbtochter aus dem Erlös der am Rhein verkauften Familiengüter ein bedeutendes Vermögen mit in die Ehe gebracht hatte. Die übrigen Kinder, zwei Töchter, die oben genannte Erika und eine zwei Jahre jüngere Therese und ein Nachkömmling Klaus, hatten deshalb auch einst ein ausreichendes Vermögen zu erwarten und waren nicht, wie die jüngeren Kinder der sonstigen alten Besitze, dem ältesten Sohne gegenüber verhältnismäßig schlecht gestellt.

Man mag ja über die Einrichtung der Majorate denken wie man will, wer überhaupt Familiensinn besitzt, der muß ein Anhänger dieser Fideikommisse sein. Wenn man so die Reden des Herrn Reichstagsabgeordneten Bebel und seiner mehr oder weniger freisinnigen Genossen über den Großgrundbesitz und seine Fideikommisse jeglicher Art zu hören bekommt, so muß man danach glauben, es seien Einrichtungen der krassesten Ungerechtigkeit gegen die jüngeren resp. älteren Kinder, je nachdem es Majorate oder Minorate sind. Diese Ungerechtigkeit ist jedoch nur eine scheinbare. Frage man doch z. B. einmal einen

solchen durch Jahrhunderte alte Familienbestimmungen, in dem Verhältnis zu dem Erben gewissermaßen depossedierten Sohn eines uralten Bauernhofes, bei dem dieselben Einrichtungen herrschen, ob er mit seinen Geschwistern bei dem Tode des Vaters teilen will, sodaß ein jedes Kind den gleichen Anteil erhält. Man frage ihn, ob zu diesem Zweck dann der alte Väterbesitz verkauft werden soll. Dann wird man stets die Antwort erhalten: „Dat schall so blieven, wie et stets wesen is.“ Wohin würde denn überhaupt eine solche Teilung führen, wer würde den einzigen Gewinn davon haben? Das Volk Israel allein, es würde sich zum alleinigen Herrn des Landes machen, wie es bereits Herr des Kapitals ist, und davor möge uns Gott der Herr in seiner Gnade bewahren.

Diese ganzen Reden, die wir über diese Familien-Einrichtungen hören müssen, sie sind ja aber überhaupt nur ein hohles Phrasengeklingel, nur zu dem für den Redner praktischen Nutzen, in seiner Partei Propaganda zu machen. Unser Bauernstand ist so streng konservativ in jeder Beziehung gesinnt, daß er den Menschen für einen „Narren“ erklärt, der an den alten, ehrenfesten Familienbestimmungen zu rütteln wagt, und so Gott will bleibt des Staates Wohl auf diesen soliden Säulen bestehen, und man bringt sie nicht durch Gesetze zum Wanken, welche ihre Existenz in Frage stellen müssen.

Was aber sind für diese freisinnigen Redner, diese modernen Volksbeglücker, was sind für sie Worte wie Haus, Familie, Familienbestand und Besitz?

Es ist nur ein leerer Schall. Was ahnen sie von der Bedeutung des Wortes Familie? Für sie gilt nur die Person und das eigene Wohlleben. Was ahnen sie von der Heiligkeit des Stammes, wo sie kaum wissen, wer ihre Großväter, bestimmt aber nicht, wer ihre Urgroßväter gewesen sind! Wissen sie es aber, dann müßten sie oft genug das Gefühl der Scham über den ererbten Namen haben.

Deshalb, wozu mit ihnen darüber streiten? Mögen sie uns das Unsrige lassen, wir lassen ihnen das Ihre.

In ganz Niedersachsen jedoch bleiben und werden die alten Familiensatzungen fortbestehen, und das Motto derselben heißt: Lieber selbst darben, als den alten Codden aus dem Clan der Familie verlieren.

In Vischlingen hatte der Baron seit seiner Besitzergreifung mit allen seinen Kräften dahin gestrebt, die Lasten, welche sein Vorgänger und Onkel durch Familienübereinkunft auf den alten Besitz aufgenommen hatte, wieder abzutragen, und zur Zeit, als ich in das Haus kam, war derselbe in seiner alten Schuldenfreiheit wieder hergestellt. Voll Stolz konnte der Baron auf seine Thätigkeit zurückblicken, denn seiner Strebsamkeit und seinem Verständnis verdankte es der schöne Besitz, daß er in höchster Kultur die brillantesten Erträge lieferte. Und wie blühte und grünte auch alles rings umher! Aber nicht nur die Saaten kamen zu schönstem Gedeihen, auch für die Arbeiter, Knechte und Mägde sorgte des Barons Güte im höchsten Maße, da war nicht die Rede von zerfallenen Hütten und Arbeiterwohnungen, wie man sie dort findet, wo jüdische Spekulationswut fruchtbare Güter an sich zu reißen gewußt hat und aus Gewinnsucht die Kräfte der Menschen auspreßt bis auf das letzte, ohne sich um ihr leibliches Wohl weiter zu kümmern. Nein, überall sah man die sorgsame Hand des gütigen Herrn. Da standen neugebaute, freundliche kleine Häuschen mit kleinen Gärten davor, Blumen blühten in den Fenstern derselben, und gut genährte, fröhliche Kinder spielten auf der Straße; überall atmete der Verkehr den Geist des Friedens, und „Einer für alle, alle für einen“, das war das Prinzip, nach dem hier gehandelt wurde. Ein patriarchalisches Verhältnis zeigte sich überall, wie es nur selten erreicht wird.

So stand das Haus Vischlingen in seiner Blüte da, als ich es kennen lernte, und sein Zustand und das ganze Leben

dort ist mir stets und in jeder Beziehung als das Ideal eines Großgrundbesitzes vorgekommen.

IV.

Wenn ich nun Haus und Leute in Bischlingen beschrieben habe, so will ich auch noch des geselligen Kreises selbst gedenken, der die gastlichen Räume des Hauses zur Zeit meines dortigen Aufenthalts vereinigte.

Außer der Familie befand sich daselbst ein alter Rittmeister v. O., ein sogenanntes altes Inventarstück, der schon immer dort im Hause gewesen war. Wann er eigentlich dahin gekommen, das hatte man längst vergessen. Nach der Sage wäre er einst als älterer Lieutenant auf Remontekommando in Bischlingen einquartiert gewesen, wäre dann später zum Besuch gekommen, dieser Besuch sei dann ein dauernder geworden, und jetzt gehöre er zum Hause wie die alte Wetterfahne auf dem Schloßturme und der alte Kammerdiener, der schon bei dem Großvater des Barons im Dienst gestanden hatte. Der Rittmeister wurde von dem ganzen Hause Onkel genannt, worauf diese Onkelschaft beruhte, konnte kein Mensch genau angeben, eine alte Großtante sollte seine Cousine gewesen sein. Das erschien ja aber auch als ganz gleichgiltig, er war einmal da, hatte sein altes Zimmer, wohin nie jemand von den Gästen gedrungen war, und verstand es, nur dann zu erscheinen, wenn er glaubte nicht lästig zu fallen. So fiel er mit seinem trockenen Humor nur angenehm auf und versuchte sich auch auf seine Weise nützlich zu machen. Er hatte den Weinkeller unter sich, ein Amt, das seine beträchtliche Nase mit der Zeit kupferfraben gerötet hatte, bildete den Vorstand alles dessen, was Jagd hieß, fuhr junge



Pferde ein, lernte die Hunde an, genug, der Onkel Karl war ein Faktotum, das in vieler Beziehung sich als unentbehrlich zeigte, und jedermann im Hause, klein und groß, holte sich bei ihm Rat. Immer bei allem gefällig, war er außerdem ein Mensch, der keinen Spaß übel nahm und der, immer guter Laune, sich prachtvoll necken ließ, häufig aber auch durch seine zwar etwas derb angehauchten, aber gut erzählten trockenen Witze die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte.

Wie haben wir oft Thränen gelacht, wenn er sich mit seinem Gegenüber bei Tisch, einem eben solchen Original wie er, nur in anderer Richtung, einem Professor Schneider, in launigster Weise bekämpfte. Letzterer, ein Verfechter der Theorie, der Rittmeister aber ein solcher der Praxis, wurden sie Onkel Theorie und Onkel Praxis von den Kindern genannt, und beide Namen sind ihnen auch wohl bis an ihr Lebensende geblieben.

Der Professor, ursprünglich Erzieher bei dem Baron in dessen väterlichem Hause, dann Geistlicher einer kleinen Dorfgemeinde, hatte er sich auch vielleicht wirklich einst den Professortitel irgendwo erworben und war dann als Vikar verabschiedet worden. Seit dieser Zeit lebte er meistens in Vischlingen und trug nicht wenig zur Erheiterung dort bei. Die wenigen Monate, die er im Sommer verschwand, brachte er auf der Insel Borkum zu, nicht aber um etwa dort zu baden, nein, wegen des Vogelreichtums der Insel ging er dahin. Als großer Gelehrter in der Ornithologie bot sein kleines Zimmer, das

dem des Onkel Praxis gerade gegenüber lag, das reine Museum von ausgestopften Vogelleichen. Aus diesem Grunde wurde ihm zu seinen vielen sonstigen Würden an dem letzten Sylvesterabend auch noch der Titel eines Vogelvikarius von uns feierlichst verliehen.

Genug, die zwei alten Herren bildeten ein Paar Originale par excellence, und es war fast unmöglich, wenn die beiden so verschiedenen Menschen das Zimmer betraten, der eine mit seinem Bulldoggengesicht, in dessen Mitte die rote Nase glühte, der andere mit der Vogelphysiognomie und den trockenen gelben Backen, nicht sofort guter Laune zu werden, und wenn man vorher auch noch so verdrießlich war.

Zu diesen eigentlichen Hausgenossen kamen nun in dem gastlichen Hause immer noch eine Menge von Gästen, die gingen und wieder erschienen in fast stetem Wechsel. Die meisten waren von „drüben", wie die Heimat der Baronin, das liebe Westfalen, genannt wurde. Da kamen Tanten, Cousinen und Vettern des Hauses, und ging der eine, nun, dann kam auch schon ein anderer wieder an. Die Logierstuben waren niemals unbesetzt. Der Zuschnitt des ganzen Haushalts ließ das aber einmal so zu. Die Tageseinteilung war fest begründet, ob viel oder wenig Gäste anwesend, das machte nichts aus.

Das ganze Leben im Hause machte einen außerordentlich angenehmen Eindruck. Morgens von acht Uhr an wurde der Frühstückstisch serviert, da konnte ein jeder kommen, wann er wollte, und gehen wie es ihm paßte. Der Vormittag gehörte einem jeden Gaste dann allein, und erst der Mittagstisch vereinte die ganze Gesellschaft, welche von da an auch bis den Abend hinein zusammen blieb.

Am Vormittag konnte daher ein jeder Gast vollständig unbeschränkt



seinen Neigungen nachgehen; da machte der eine seinen Spaziergang in dem weiten schönen Park, ein anderer ritt auf einem der vier zu diesem Zweck disponibelen Reitpferde weit in die ferner liegende Heide hinaus, wieder andere hatten sich auf dem grünen Rasen zu einer Croquetpartie zusammen gethan, und ein fünfter begleitete auch wohl Onkel Praxis auf seinem Pirschgang in die umliegenden Wälder.

Auf diese Weise kam die Gêne des Gebundenseins vollständig in Wegfall, die sonst ein solches gemeinschaftliches Zusammenleben leicht erzeugt, und zu dem Mittagstisch um vier Uhr trug ein jeder seine Erlebnisse des Morgens zu der Unterhaltung hinzu, die Einförmigkeit wurde hierdurch ausgeschlossen.

Bei meinem damaligen Besuch waren von uns noch einige jüngere Herren auf einige Tage hinaus gekommen, die Lieutenants von Hecht und von Ahausen, junge, liebenswürdige Menschen, die mit ihrer frischen Jugendlaune ganz in die humorreiche Familienstimmung hinein paßten. Dann lebte noch ein Rheinländer dort, der als Volontär die Landwirtschaft bei dem Baron erlernen sollte, ein Herr v. Eymnich, und der älteste Sohn des Hauses selbst, mit Namen Friedrich, ein aufgeweckter netter Junge von achtzehn Jahren, seinem Vater wie aus den Augen geschnitten, ihm ähnlich in seinem lebhaft munteren Temperament und, wie er, ein leidenschaftlicher Landwirt. Er sollte damals sein Jahr bei uns als Freiwilliger dienen, dann größere Reisen machen und später dann ein kleineres Gut des Barons selbstständig bewirtschaften.

Von jungen Damen befanden sich drei junge, muntere, hübsche Mädchen dort, Cousinen Erikas, ein Fräulein Theo von Wittloh mit ihrer Schwester Anna und Fräulein Marie von Aschenborn; mit beiden schon längere Zeit bekannt, hatten gemeinsame Erlebnisse aus den vergangenen Jahren mich ihnen auch näher befreundet.

Auf diese Weise bestand unser munterer Kreis aus ungefähr

acht bis zehn jüngeren Leuten, zu dem sich aber die älteren Herrschaften stets gern gesellten.

Wir jüngeren Leute hatten nun zur Erhöhung des „Humors“ einen Verein gestiftet, den „Verein zum grünen Blatt.“

Bestimmte Statuten waren für denselben entworfen, besondere Aufnahmebedingungen festgesetzt. Als Hauptbedingung aber zu einem Beitritt in diesen Verein galt die der unbedingten Lustigkeit. Wer ein verdrießliches Gesicht oder irgend welche schlechte Laune zeigte, hatte sich einer schweren Pönitenz zu unterwerfen und Abgaben zu zahlen, welche dann in eine gemeinschaftliche Kasse flossen. Als Vereinszeichen diente ein grünes Blatt, welches man unter allen Umständen stets bei sich zu tragen hatte. Wer ein solches auf plötzliches Befragen nicht vorzeigen konnte, verfiel in eine harte Strafe, die im ersten Falle, in späteren steigend, auf einen Thaler normiert war.

Ich und noch mehrere ältere Mitglieder hatten uns als Gründer des Vereins dieses Zeichen aus grün emailliertem Gold anfertigen lassen und trugen dasselbe als Ordenszeichen an einer Schnur um den Hals gehängt, genossen auch als gewissermaßen Blattinhaber 1. Klasse besondere Rechte und Honneurs, deren Unterlassung seitens der anderen natürlich wieder bestraft wurde. Aus alle diesem, sowie aus der Ordensregel, daß sämtliche Mitglieder sich untereinander „Du“ zu nennen hatten, erwuchsen nun selbstverständlich die komischsten Scherze und die witzigsten Scenen, die uns stets von neuem zu neuen humoristischen Erfindungen anregten.

Die lieben Eltern, sowie die beiden Onkels Theorie und Praxis, hatte man zu Ehrenmitgliedern des Vereins ernannt, und namentlich die beiden letzten hatten oft schwer unter den Scherzen der Mitglieder zu leiden, sodaß sie wohl manchmal den Verein und seine Tendenzen arg verwünscht haben mögen.

So erinnere ich mich eines Tages, als der Professor einst ohne grünes Blatt angetroffen wurde, daß derselbe am

anderen Morgen noch grüner als gewöhnlich vor Zorn zum Frühstück herunter kam und wütend erzählte, als er am Abend vorher zu Bett gegangen sei, da wäre er wehklagend vor Schmerz von seinem Lager wieder aufgesprungen, und auf sein Nachsuchen habe er unter seinem Bettlaken drei scharfzackige grüne Distelblätter vorgefunden, die ihn arg zerstochen hätten.

So rächte der Verein eine Unterlassungssünde. Eine homerische Lachsalve aller Parteigenossen aber beantwortete die Klagen des Onkels Theorie an dem Morgen.

V.

So gingen uns die Tage in fröhlicher Laune damals dahin. Ich hatte mich von all den lieben Hausgenossen, außer der gütigen Mutter, am meisten der ältesten Tochter Erika angeschlossen. Ich hatte das junge Mädchen vom Kinde zur Jungfrau heranwachsen sehen, gemeinschaftliche Passionen und Geschmacksrichtungen verbanden uns, und sie hatte mich stets wie einen älteren Bruder behandelt. Früher hatte sie mir ihre kleinen kindlichen Erlebnisse mitgeteilt, und so war ein wahres Freundschaftsverhältnis zwischen uns entstanden, das ungetrübt die Jahre überstanden und in uns beiden eine innere Zusammengehörigkeit hatte entstehen lassen, die einen wahren Reiz für uns in sich trug. An schönen Frühlings- und Sommertagen ritten wir zusammen weit in das Land hinein, Touren, die für mich, für uns zu Stunden des fröhlichsten Geplauders geworden waren. Ich blickte in des lieben Mädchens Seele hinein wie in einen klaren Spiegel, und kein Gefühl ihres

Empfindens erschien mir verborgen. Dazu kam, daß Erika auf dem Rücken des Pferdes vollständig heimisch geworden, was ich mir als Verdienst anrechnen konnte. Ich hatte ihr den ersten Reitunterricht erteilt, und bei ihrer Begabung für Reiterei hatte sie sich mit der Zeit zu einer Reiterin herausgebildet, die von dem Metier mehr verstand, als mancher unserer jungen Kavallerieoffiziere selbst.



Wenn man sonst so die jungen Damen der Gesellschaft reiten sieht, dann bekommt man oft ein gewisses Grauen, wie sie ohne Verständnis und ohne Kenntnis der Gefahr so dahinjuxen und sich mehr herumtragen lassen als reiten. Von einer Einwirkung auf das Pferd selbst, davon haben die wenigsten auch nur die geringste Idee. Das Schrecklichste ist aber dann oft ihr Sprechen darüber. Wenn sie dann allenfalls ein wenig

festsitzen gelernt und einmal einen Galopp gemacht haben, dann sind sie nach ihrer Ansicht schon die reinen Amazonen geworden, und dann plappern die Mäulchen über Pferdedressur und Seitengänge und ins Gleichgewicht bringen, wie der älteste Reitlehrer, ohne auch nur die leiseste Idee von der Sache zu haben. Am bedenklichsten aber sind diejenigen, welche sich wohl gar in den Besitz einer Reitinstruktion gesetzt haben, diese werden wahrhaft gefährlich, und Ansichten und Urteile bekommt man dann zu hören, daß einem die Haare zu Berge stehen. Da heißt es denn aber vor allen Dingen still sein und den Mund halten, denn Widerspruch kann eine solche Künstlerin nun nie vertragen und das beste ist, zu schweigen und nur mit dem Kopfe zu nicken, wenn auch der hellste Blödsinn zu tage kommt. „Probatum est.“ Ich kann aus alter Erfahrung nur allen alten Reitgenossen dieses Mittel empfehlen.

Von allen diesen Eigenschaften besaß nun Erika keine. Sie sprach nie von ihrer Reiterei; saß sie aber auf ihrem Schimmel, den ihr der Vater zum Geburtstag geschenkt, einer vierjährigen Zampastute, dann mußte man sie sehen, um es zu glauben, daß ein junges Mädchen sich dieses heftige, kapriziöse Tier so in die Hand geritten hatte, wie sie es eben gethan. Ganz roh war sie aus der Koppel heraus in ihre Hände gekommen, Erika hatte sie erst vier Wochen longuiert, dann ihr eines schönen Tages heimlich den Sattel auflegen lassen, und dann waren sie zusammen hinaus in die Heide geritten; vollständig zügelfromm war die Stute nach diesem Ritt zurückgekommen. Darauf hatte Erika sie sechs Wochen auf den Zirkel genommen, und nun ging sie unter ihr wie ein Lamm, das heißt, sie that alles, was die holde Reiterin von ihr verlangte. Bei anderen Reitern war sie weniger gefügig, was der arme Hecht, der die Stute einmal infolge einer Wette bestiegen, zu seinem Schaden und größten Erstaunen bemerkt hatte, so hatte ihn die Zampatochter heruntergebockt.

So war die Erika auf dem Pferde, und dabei hatte sie ein Verständnis, wie ein Tier zu nehmen sei, und einen Blick für die Brauchbarkeit eines Pferdes, wie ich es bei Damen im Leben selten gefunden habe. Und Nerven, diese oft so schrecklichen Feinde der Damenreiterei, kannte sie gar nicht; das hatten denn die Pferde, die sie ritt, bald weg; wollte Erika z. B. ein Hindernis springen, so wurde es gesprungen, war es auch so hoch oder breit, wie es sein mochte.

Wie manches sonst brave Tier ist einem wohl im Leben begegnet, das später in seiner ganzen Dienstzeit ein schlechter Springer blieb, nur aus dem einen Grunde, weil sein erster Reiter kein „Herz“ gehabt hatte und schlapp gegen das erste Hindernis geritten war. Diese Angst mußte dann später das arme Tier durch zahllose Prügel büßen, denn heraus zu bekommen ist solch ein Verlust der Springpassion nachher schwer.

Wer deshalb nicht in dem Besitz guter Nerven ist, der springe nicht mit einem jungen Pferde, sondern stähle dieselben erst auf älteren, gut springenden Tieren. Ein jedes Pferd hat in seinem Rücken ein so fein ausgebildetes Nervensystem, daß da eine Art von Fluidum zwischen dem Herzen des Reiters und dem des Pferdes besteht, und eine jede Schwäche des Reiters von dem Pferde im Rücken empfunden wird. Reitet nun jemand nicht mit Murr gegen ein festes Hindernis an, ist der sogenannte „inwendige Halunke“ noch nicht in dem Herzen des Reiters überwunden (den au fond wohl die meisten Menschen anfangs haben), so denkt das Pferd, die Sache ist bedenklich, wir wollen lieber nicht und — bricht aus oder fällt, wenn es doch springt, in den Graben hinein. Fühlt jemand also diesen inneren Murr nicht in sich selbst, muß aber springen, dann lieber die Augen zu, fest hinten herunter gesessen und, was hast du was kannst du, gegen die Barriere geritten, dann gelingt es vielleicht, das Pferd über den Mangel an Mut

des Reiters zu täuschen, und mit mächtigem Sprunge fliegt dasselbe über den Balken hinweg.

Man entschuldige die Abschweifung, aber Erikas Reiten und Springen regte mich nun einmal zu dieser kurzen Bemerkung an; ihre Pferde sprangen, wie oben gesagt, mit Passion jedes Hindernis, das ihnen die liebe Reiterin bot.

Welche genußreichen langen Ritte haben wir in den Jahren zusammen gemacht, und die weite Heide, die Bischlingens fruchtbare Gefilde umgab, bot hierzu die schönste Gelegenheit.

Eine weitere Passion hatten wir gemeinschaftlich, das war die Liebe zu den Sternen; Erika hatte diese von ihrem Vater geerbt. Auf der Spitze des einen Schloßturmes hatte er sich ein Observatorium eingerichtet, dort einige vorzügliche Gläser aufgestellt, und von Kindheit an hatte Erika sich dort oben als die eifrigste Schülerin eingefunden. Sie war in der schönen Sternenwelt, die den meisten Menschen eine vollständige Wüste ist, und in der die wenigsten wohl mehr als fünf bis sechs Sternbilder kennen, so bewandert wie auf der Karte ihrer Heimatsprovinz, und es bot ihr eine wahre Wonne, dem andächtig lauschenden Zuhörer ein lange nicht erschienenes Sternbild zeigen zu können.

Wie es häufig im Leben zu geschehen pflegt, war die Neigung des Barons für Astronomie, die er anfänglich nur als eine Art von Sport betrieben hatte, nach und nach zur Passion und für ihn gewissermaßen zur Wissenschaft geworden. Fehlten ihm ursprünglich alle Vorkenntnisse zu derselben, so hatte sich in ihm bald durch den Blick in die vorzüglichen, von seinem Onkel ererbten Gläser auf den nächtlichen Sternenhimmel eine wahre Leidenschaft entwickelt, von dem glänzenden Reich der unbekannten Welt dort oben mehr zu erfahren, und so hatte er seit Jahren ein vollkommenes Studium der Astronomie angefangen, welches neben der Bewirtschaftung der Herrschaft sein Hauptinteresse in Anspruch nahm. Sein Steckenpferd waren

die Planeten, und sein schönster Traum der, einst einen neuen dieser mächtigen Himmelskörper entdecken zu können. Bisher war ihm dies leider noch nicht gelungen, wenn er es aber manchmal glaubte und schon an Namen für seinen Stern dachte, dann stellte es sich immer wieder heraus, daß es leider bereits ein längst entdeckter, nur lange nicht gesehener Planet wäre. So hoffte und suchte er denn weiter, Erika und ich aber, wir hofften mit ihm.

Wenn wir so an wolkenfreien, klaren Abenden bei dem Baron auf seiner Sternwarte standen, und er uns auf die Milliarden von Welten da oben aufmerksam machte, uns einige Planeten zeigte, wie den Jupiter, der in seinem gelblichen Licht sich kaum von den anderen Sternen unterscheidet und doch fast fünfzehnhundertmal größer als unsere Erde ist, wenn er uns auf die Venus in ihrem fast bläulichen Licht, auf den Saturn und auf den kleinsten der Planeten, den Merkur, aufmerksam machte, der doch noch fast ein Zehntel der Erdgröße besitzt. Wenn er uns lehrte, wie jeder der Planeten wieder anderen Welten, den Trabanten, als Mittelpunkt dient, und uns erst gar die Wunder der sogenannten „Milchstraße" erklärte, deren weiß glänzender Schein nur durch die Ferne der vielen gewaltigen Sternbilder geschaffen wird, die fast alle viel größer als unsere Erde sind; o wie klein und jämmerlich erschien uns in solchen Augenblicken unsere sogenannte Erdenwelt mit ihren Menschensatzungen, ihrem kindlichen Glauben und mit ihrer sogenannten „Weltgeschichte". Wie mußten wir des kleinen Gedichts dabei gedenken, das ich einmal irgendwo gelesen:

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ozean der Zeit,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Aus dem Meer der Ewigkeit.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Schreibt sie in ein kleines Buch
Und darüber „Weltgeschichte."

Wie klein erscheint uns bei der Betrachtung der großen Weltwunder des Allmächtigen das, was wir in unserer Religion als Wunder haben verehren lernen, und wenn man die Welt da oben in ihren Entfernungen und Größenverhältnissen anstaunt, dann stehen wir beklommenen Herzens vor dem Wunder „der Ewigkeit“.

O du elendes kleines Menschenkind, kannst du es nicht bei dem Anblick von Gottes Wundern empfinden, wie klein du selbst bist, wenn du deinen kurzen Aufenthalt hier auf Erden dazu benutzest, dich mit deinen Mitmenschen in der kurzen Spanne Zeit, die dir hier zugemessen ist, über die verschiedenen Arten der Verehrung und Anbetung des höchsten göttlichen Wesens in einen Kampf der Meinungen einzulassen? Kommt es dir nicht so unendlich lächerlich vor, wenn du die Menschen um dich herum sich streiten und anfeinden siehst über die verschiedenen, oft nur äußerlichen Formen eines Glaubensbekenntnisses, über die Art der Auffassung der Religion, ja oft sogar über die Auslegung einer Stelle des göttlichen Lehrbuches, „der Bibel“, die dir gegeben worden ist, um dich die Liebe zu deinem Nebenmenschen zu lehren? Könnte man doch einmal die zelotischen Verfechter der einzelnen Glaubensrichtungen, sei es der katholischen, protestantischen oder welcher Abzweigung des Christentums es auch sei, in dem Raume eines Observatoriums vereinigen, um sie dort ihre oft so herausgeklügelten Streitereien über die verschiedenen Dogmen gegeneinander halten zu lassen. Ob sie bei dem Anblick von Gottes erhabenen Wunderwerken wohl ihrem Zelotismus treu bleiben würden? Ich möchte es bezweifeln und glaube, sie würden den Arm um ihren Mitmenschen schlingen und die erhabene Weisung des Stifters unserer Religion befolgen, deren Grundprinzip die „Liebe“ ist.

Bei der Betrachtung des glänzenden Sternenhimmels muß einem jeden denkenden Menschen die Ueberzeugung kommen, daß das, was wir hier auf Erden die Weltgeschichte mit ihren

Volksaktionen nennen, dem Kampfe gleicht, den die Ameisen in ihrem Waldeshaufen führen um die Regentschaft ihrer Königin.

Wenn ich Kultusminister wäre, ich würde in den Schulen des Landes die Astronomie als Lehrgegenstand einführen und ihr eine besondere Bedeutung verschaffen. Durch sie würde der Glaube an Gottes Allmacht mehr befördert werden als durch das, was in den Volksschulen als Religion gelehrt wird und den einfachen Kindern des Landes oft vollkommen unverständlich erscheint.

Ob es noch einmal dahin kommen wird, wer kann es wissen?

Wir drei aber dort oben auf unserer Sternwarte in Vischlingen, wir waren begeisterte Anhänger unseres Sternstudiums und Bewunderer des Geistes, den Gott den Menschenkindern in seiner Gnade verliehen, dieses Geistes, der es verstanden hat, auf Tausende von Jahren hinaus den Augenblick zu berechnen, der einen Weltkörper, oft so vielmal größer als unsere Erde, auf seiner Weltenlaufbahn in die Beobachtung der Erdenbewohner gelangen zu lassen.

Kein sternklarer Abend verging, den wir nicht dazu benutzten, andächtig unser Auge an das große Fernrohr zu legen und der Wesen zu gedenken, die der allmächtige Schöpfer auf den mit einer Atmosphäre ausgestatteten großen Sternbildern vielleicht gleich uns geschaffen haben mag.

Das Band unserer Genossenschaft, die wir von den anderen „die Sternkiker" genannt wurden, schloß uns drei fest aneinander.

VI.

So war der Tageslauf unseres Lebens in dem gastlichen Hause zu Bischlingen, so vergingen uns die Stunden in heiterem, anregendem Verlauf; Scherz und Ernst wechselten miteinander ab, und das Gemüt eines jeden fand hier etwas zu seiner Anregung.

Es war der Aufenthalt dort in dem Jahre ein besonders schöner, da das Wetter uns in einer Weise hold war, wie wohl selten in einem Sommer der letzten Jahrzehnte. Fast ununterbrochen folgte ein schöner Sommertag dem anderen, und fast keiner verdarb uns das Programm des Tages. Damit es der dürstenden Erde aber nicht an Erfrischung, den Saaten nicht an Nahrung fehlte, floß oft in den ersten Stunden des Tages ein erfrischender Regen herab, der aber meist bei Sonnenaufgang wieder dem Sonnenschein weichen mußte. So war es auch an dem Morgen gewesen, den ich anfangs beschrieb, und erfrischt blühte rings umher die Natur im saftigsten Grün auf.

Ich verließ meinen Platz in der Nähe des Hauses und begab mich in die schattigen Gänge des Gartens. Aus dem Dickicht tiefer im Park, wo goldene Dämmerung webte, schlug in schluchzenden Tönen die Nachtigall, ich lauschte derselben entzückt. Ueber dem Ganzen schwebte ein besonderer Zauber an diesem wunderbar schönen Frühlingstag. Wo anders gab es ein solches geheimnisvolles Wipfelrauschen in den Gipfeln der Föhren, wenn der leise Windeshauch sich aufmachte und wie auf einer Harfe zu spielen begann, als in dieser grünen Oase des weiten, ebenen Heidelandes?

Und weiter im Park da begannen stolze Eichen zu rauschen, wo der denselben durchziehende Bach den Boden seit Jahr=

hunderten getränkt hatte. Dieser Bach schlängelte sich in krausen Wellen durch die grünen Rasenflächen, von Stein zu Stein im fröhlichen Sprunge, in silberhellem Rauschen, und kleine Brücken führten in hohem Bogen über ihn.

Es war ein frohes Wandern, und „Wie ist so schön die Erde" war der Jubelruf in meinem Herzen.

Von ferne drang das Klipp und Klapp der von dem Hammer berührten Kugeln, mit denen die jüngsten Mitglieder ihr Croquet spielten. Sonst umgab mich tiefe Stille.

Mein Weg führte mich durch die schattigen Wege des Parks bis zu seiner Grenze, wo unter einer mächtigen Linde eine Ruhebank stand. Einsam war es hier, ich nahm auf der Bank Platz und schaute weit hinaus über die grünen Saatenfelder bis dahin, wo am fernen Horizont die Felder in die Heide übergingen, deren rosa Blüten ihren würzigen Duft, durch den leisen Wind getragen, zu mir hinüberführten.

Ein stilles in mich selbst Versenken kam über mich. Wie hatte ich mich im Laufe der Jahre an dieses liebe Haus und an seine Insassen gewöhnt, fast wie zu Haus, in der Heimat fühlte ich mich hier, und die Menschen erschienen mir wie meine Familie. Am nächsten aber stand mir doch in meinem Innern meine Freundin Erika.

Nun nahte sich mir wieder der Moment des Scheidens, mein Urlaub ging zu Ende, nur zwei Tage war es mir noch gestattet hier bleiben zu können.

Wenn die Entfernung ja auch nicht bedeutend war, so hörte doch das stete Zusammensein, der innige Familienverkehr wieder für einige Zeit auf.

Wenn ich nun auch in meiner Häuslichkeit meine Kinder vorfand, so waren sie doch noch zu klein, um mir bereits einen Ersatz geben zu können für das, was ich hier aufgab. Da kam mir denn zuerst der Gedanke, ob es mir nicht gelingen möchte, in der kleinen, lieben Freundin Erika eine treue Lebensgefährtin,

meine Frau zu erringen. Wenn ich mein Herz genau prüfte, so mußte ich mir sagen, daß ich das, was man leidenschaftliche Liebe nennt, zwar eigentlich nicht für das mir so teuere Mädchen empfand, dafür aber innige Freundschaft, höchste Wertschätzung aller ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, und wahrhafte Sympathie war es, die mich zu ihr zog. Wir hatten dieselben Geschmacksrichtungen, dieselben Passionen und stets dieselben Ansichten. Waren das nicht bessere Bedingungen für ein inniges Zusammenleben auch in der Ehe, als eine leidenschaftliche, glühende Liebe, die oft so schnell dahingeht?

Mit Bestimmtheit nahm ich es an. Außerdem hatte ich nie bei Erika irgend eine ausgesprochene Neigung zu einem anderen gemerkt, ich glaubte also wohl Hoffnung hegen zu dürfen, daß aus unseren so eng befreundeten Beziehungen sich mit der Zeit auch die Liebe entwickeln würde.

So träumte ich an dem schönen Morgen mich in mein Zukunftsglück hinein, sah meine kleine Erika schon als teuere Gattin in meinem Hause, sah sie als sorgsame Mutter meiner Kinder, und ein warmes, frohes Glücksgefühl zog durch diese Träume in mein Herz hinein. Bei meiner langen Bekanntschaft mit Erikas Eltern hoffte ich, daß meine Werbung auch bei ihnen trotz der Verschiedenheit des Alters und der Religion eine günstige Aufnahme finden würde, wußten sie doch, daß ich ihr Kind nur glücklich machen könne.

So war ich denn froh und guter Dinge, glücklich schon in dem Gedanken, diesem lieben Hause für die Zukunft noch näher zu treten und beschloß, wenn es irgend anginge, noch vor meiner Abreise mit Erika zu sprechen und sie zu fragen, ob ihre Neigung zu mir groß genug sei, um mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter zu werden.

Mit diesen Gedanken kehrte ich, da es nun auch nachgerade Mittagszeit geworden war, zum Hause, zu der anderen Gesellschaft zurück.

VII.

Als ich vor dem Schloß ankam, fand ich die ganze Gesellschaft auf dem Croquetplatz versammelt, und ein allgemeines Halloh begrüßte mich, ein jeder wollte wissen, wo ich so lange gesteckt. Auch Erika kam zu mir heran und fragte mich: Wo warst Du? Wie berührte mich mich dieses „Du“ so wunderbar in dem Augenblick. Es war ja nur der eingeführte Gebrauch der Mitglieder des grünen Blattvereins, der den Mund diese Worte sprechen ließ, nach den Gedanken aber, in denen ich die Stunden verträumt, waren sie mir mehr. Paßte doch dieses „Du“ so ganz in die Rolle hinein, in welcher ich das liebe Mädchen in diesen meinen Träumen gesehen hatte. Aus diesem Grunde mochte mein Gegengruß wohl anders, zärtlicher als gewöhnlich ausfallen, ihre Hände konnte ich kaum aus den meinen lassen, und prüfend sah ich in die lieben, blauen Augen, bis sie dieselben senkte, ein liebliches Erröten in ihren Wangen aufstieg und ich sie dann freigeben mußte.

Die anderen kamen nun heran und teilten mir mit, daß an dem Nachmittag eine große Exkursion nach B., einem kleinen Städtchen an der Weser, in der entgegengesetzten Richtung von unserer Garnison, beschlossen sei. Die kleine Stadt war ungefähr drei Meilen von Vischlingen entfernt, ein Jägerbataillon lag dort in Garnison.

Die Bataillonsmusik gäbe am Nachmittag in einem am Fluß gelegenen Garten ein Konzert, dorthin wollten wir alle fahren, und da die Gelegenheit so günstig, außerdem doch mehrere Mitglieder des Blattvereins in den nächsten Tagen nach Haus müßten, sollte die Summe der aufgestapelten Strafgelder zu

einer Bowle verwandt werden, die wir in obigem Garten dort abends trinken wollten.

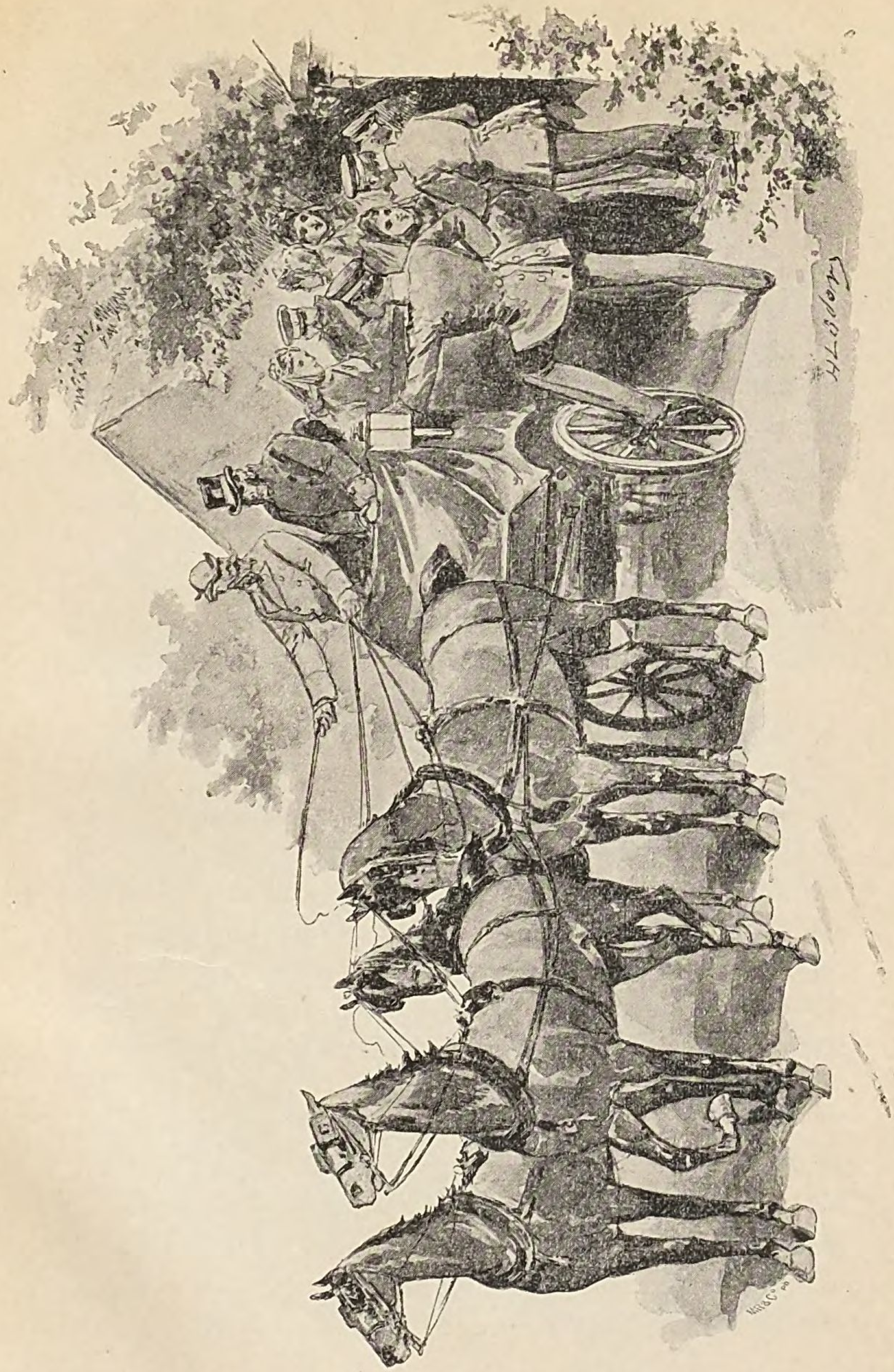
Letzteres Arrangement war auf die Urheberschaft des Onkels Praxis zurückzuführen, was auch nicht zu verwundern war, da er Genügendes unter allerlei Scherzen und Quälereien des Vereins hatte leiden müssen. So erschien es denn erklärlich, daß er das einzig Praktische von all dem Unsinn, wie er sich auszudrücken beliebte, in Gestalt einer flüssigen Liebesgabe genießen wollte. Wunderbarerweise war er in dieser Auffassung einmal mit seinem ewigen Gegner, dem Vogelvikarius, einer Ansicht, auch dieser wollte mitfahren.

Unser gemeinschaftlicher Wunsch wurde dem Baron bei Tisch vorgetragen und wie immer, wenn es hieß der Gesellschaft eine Freude zu machen, fand unsere Bitte auch sofort die Genehmigung der Eltern.

Und so fuhren wir denn gleich nach Tisch dem Orte unserer Bestimmung entgegen.

Drei Wagen waren zu der Vergnügungsfahrt ausersehen, in welchen die Gesellschaft verteilt wurde. Ich nahm in einem offenen Break mit der Baronin, dem Fräulein Wittloh, Erika und dem Lieutenant von Hecht Platz, der Baron saß auf dem hohen Bock und fuhr die vier kräftigen braunen Wagenpferde selbst, ein anderes Break und ein kleiner Ponniwagen für die jüngsten Mitglieder der Gesellschaft schloß sich uns an, und so fuhren wir denn frohen Mutes unter fröhlichen Zurufen und Scherzen, wie sie ein solcher gemeinschaftlicher Ausflug bei richtiger Zusammenstimmung der Menschen so mit sich zu bringen pflegt, in die weite Heide hinein.

Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden hatten wir den kleinen Ort an der Weser erreicht, vor dessen Nordthor, an dem Flusse selbst gelegen, das Gartenlokal, in welchem das Konzert der Jägerkapelle gegeben wurde, sich befand.



Unser Kommen war nicht unbemerkt geblieben, als die Wagen in den Hof hineinfuhren, eilten uns schon mehrere der schmucken Jägeroffiziere, mit denen wir bei Jagden und auch sonst oft zusammen kamen und gute Kameradschaft hielten, entgegen und begrüßten uns mit großem Jubel. Kamen wir von der einen Seite nach Vischlingen, so thaten sie es häufig genug von der anderen, und so war ihnen die liebe Familie fast ebenso bekannt wie uns. Namentlich waren in den letzten Jahren die Jägerkollegen viel zur Jagd und bei größeren Festen im Hause draußen gewesen, da der Bataillonskommandeur ein Jugendfreund des Barons und mit seinem flotten Offiziercorps stets ein gern gesehener Gast bei Vischlingens war.

Wir wurden an einen großen Tisch in den Garten geführt, an welchem schon mehrere Offizierdamen saßen, und bei unserem Eintritt in den Garten begrüßte uns die Musik mit den Klängen des „Fürstenrufes“, einer von dem Stabstrompeter komponierten Variation über das bekannte Jagdsignal.

Hatte unser Kommen schon allgemeine Freude erregt, so wurde dieselbe zum wahren Jubel, als wir den besonderen Zweck unserer Fahrt, die Vereinsbowle, zur Sprache brachten. Eine Bowle ist eine Sache, die ja überhaupt stets zum Frohsinn anregt, um so mehr in diesem Falle, wo unter den Offizieren sich einige Mitglieder des Blattvereins befanden, denen hier plötzlich eine unerwartete Gelegenheit ward, ihren Durst aus der Vereinskasse löschen zu können. Wer nicht Mitglied war, erhielt die Erlaubnis, sich mit einer bestimmten Anzahl von Flaschen einkaufen zu können, außerdem mußten diese die Erdbeeren besorgen, deren es in dem Jahre bereits dort viele gab.

Die Zeit der Bowlenbereitung wurde von uns, nachdem einige Musikstücke angehört waren, zu einer Expedition auf den Wogen der Weser benutzt. Eine kleine Flotille von Kähnen war bald genug zur Stelle, und nun ging die Fahrt los, während die älteren Herrschaften vom Lande aus sich das heitere

Wasserleben mit ansahen. Der Wille zu dem Rudern war gut, die Ausführung aber im ganzen nur schwach. Ich hatte mit Erika, dem Onkel Professor und Fräulein Theo einen leicht gebauten, schmalen Kahn zu erobern gewußt, und ein Jägerlieutenant, Baron H., hatte sich uns als Pilot angeboten. Da derselbe früher bei dem Seebataillon gestanden hatte, so war sein Anerbieten von uns dankbar angenommen worden. Er übernahm das Steuer, verteilte uns auf die Ruderbänke, instruierte uns notdürftig, da einige, wie der Professor, noch nie ein Ruder in der Hand gehabt; trotzdem aber hielt dieser natürlich wieder vorher einen größeren Vortrag über die Theorie einer Wasserfahrt, und so kam die Sache denn auch in Gang. Lustig fuhren wir dahin und gewannen bald die Spitze der Bewegung; hinter uns her stöhnten die anderen Boote, und aus dem letzten her drang die knarrende Stimme des Onkel Praxis, welcher seine Mannschaft nicht in Ordnung bringen konnte und schon wütend war, weil ihm sein theoretischer Kollege mit spöttischem Gruß vorüber gefahren war und ihm höhnisch zugerufen hatte: „Vetterchen, wo bleibt die Praxis?" Er konnte gut höhnen, hätte er sein eigenes Bild gesehen, die spitzen Kniee hoch empor gezogen, das Ruder meistenteils flach auf das Wasser bringend, dabei in so mühevoller Anstrengung, daß ihm die großen Tropfen hinter den Ohren herabliefen, er hätte nicht gelacht. So aber redete er und redete, als ob er das Rudern erfunden hätte.

Es war eine reizende Fahrt, die Sonne schien vom azurfarbenen Himmelszelt, eine leichte Brise kräuselte die silbernen Wellen und sie, Erika, an meiner Seite, mit den kleinen weißen Händen kräftig das Ruder führend, was konnte es für mich Schöneres geben? Dicht aneinander geschmiegt saßen wir auf der engen Ruderbank, unwillkürlich berührten sich unsere Arme bei dem Gebrauch der Ruder, und hier und da tauchte mein Blick in ihre lieben blauen Augen, die stolz ob ihrer Leistung

mich freudig ansahen. Endlich hatten wir die Stelle erreicht, bis wohin wir unsere Fahrt ausdehnen wollten, ruderten an das Land und ließen hier in einer kleinen Uferbucht die Ruder sinken, um die übrigen zu erwarten. Von hier wollten wir mit den anderen Kähnen zusammen die Rückfahrt antreten, was stromab wohl besser gehen würde. Als wir nun hier einen Augenblick ruhten, hatten wir Gelegenheit, ein Naturwunder zu beobachten, das diesem Teil des deutschen Flusses eigen ist und außerdem dem Professor wieder Gelegenheit bot, uns eine belehrende Rede zu halten. Der Gegenstand derselben war „die Eintagsfliege“. Da steigen plötzlich aus der Tiefe des Wassers hervor raupenartige Geschöpfe, die sich unterwegs verpuppen. Wenn sie mit der Spitze die Oberfläche des Wassers berühren, öffnet sich diese und heraus schwingt sich an die Luft eine schmetterlingsartige Fliege. Kaum ist sie ihrer Wiege entstiegen, da beginnt ein lustiges Liebeswerben unter den Tausenden, welche aus der Tiefe des Wassers hervorgekommen sind. Hier und da sieht man sie paarweise über die Wellen dahin fliegen, und wenn die Sonne sinkt, ist ihre Lebenszeit vorüber. Nachdem sie Tausende von Eiern gelegt, schwindet das kaum entstandene Leben dahin, und in dem kurzen Zeitraum von kaum 24 Stunden liegt für sie Geburt, Vaterschaft und Tod. Gleicht nicht dieses kurze Dasein dem Menschenleben im Vergleich zur Ewigkeit? Von wieviel Menschen ist wohl auch nur zu sagen: „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb.“ Nur die Dauer des Lebens der Menschen ist im Vergleich zur Eintagsfliege etwas weiter gegriffen, was ist diese Dauer aber im Vergleich zur Ewigkeit? Ein Nichts.

Solche Gedanken waren es, welche bei dem Anblick dieses kurzen Liebeslebens der Eintagsfliegen durch meine Seele gingen. Erika aber sagte leise vor sich hin: Wie gleicht ihr dem Menschenleben! Unsere Gedanken waren sich einmal wieder begegnet.

Nun kamen denn auch die anderen Boote heran, und nach

kurzer Rast begann die lustige Rückfahrt. Die Sonne stand schon tief, als wir das Gartenlokal in Sicht bekamen. Das Konzert war aus, der Bataillonskommandeur hatte aber wohl die Musik unsertwegen zurückbehalten, denn als wir in Sicht kamen, begrüßte uns die Melodie des Hochzeitsmarsches. Alle Kräfte wurden zuletzt noch einmal in Anspruch genommen, und unter eifrigstem Gebrauch der Ruder fuhren wir im eleganten Bogen bei der Landungstreppe vor.

Waren wir in unserem Eifer thätig gewesen, so hatten die Zurückbleibenden nicht minder ihre Pflicht gethan, eine große gedeckte Tafel erwartete uns, und riesige Steintöpfe in Kübeln, mit Eis gefüllt, verhießen uns eine Stillung des Durstes, der durch das Rudern bedeutend geworden war.

Nun wurde denn Platz genommen, eine frugale Mahlzeit erschien, und nachdem ein jeder seinen Appetit gestillt, kamen die großen Töpfe mit der würzigen Erdbeerbowle zur Geltung. Lange saßen wir in der frohen Gesellschaft zusammen und launige Reden, vermischt mit Scherzen über die Kahnfahrt und ihre Erlebnisse, vermehrten die allgemeine Heiterkeit. Es ist ja nun einmal so im Leben, wo der Becher kreist, da herrscht meist Lust und Fröhlichkeit, ist es doch so, daß vielmehr der Durst als der Hunger die Geselligkeit im Leben zusammenhält.

Als die Fröhlichkeit am höchsten war, ergriff der Major sein Glas und hielt eine längere Rede über unseren Verein zum grünen Blatt, dem die Gesellschaft in erster Linie das frohe Fest verdanke, im besonderen aber gelte sein Hoch den Begründerinnen dieses Vereins, der Gattin und den Töchtern seines alten Freundes, des Barons von Vischlingen; das ganze Haus Vischlingen lebe hoch!

Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung dieses von den Klängen der Jägermusik begleitete Hoch von uns allen aufgenommen wurde.

Von den jüngeren Offizieren wurde jetzt der Vorschlag

gemacht, mit einem Tanz den fröhlichen Abend zu schließen. Wenn der Saal des Lokals auch in seiner Art primitiv genug war, was kehrte sich die Jugend an solche Nebenumstände? Wo die Fidel gestrichen wird, da kommt eine wahre Lust in die Tanzbeine. Bald drehte sich alles in dem niederen Saale herum, selbst die älteren Herren konnten sich nicht ausschließen, und ein allgemeines Halloh erschallte, als selbst Theorie und Praxis in den heiteren Kreis hinein gezogen wurden. Wie aber alle Lust und alles Leid hier auf Erden sein Ende findet, so beendete auch die vorrückende Nacht unseren Festjubel, und der schon höher stehende Mond mahnte uns, an die Heimfahrt zu denken.

Die Wagen fuhren vor, und von den liebenswürdigen Jägerkameraden bis zu ihnen geleitet, nahmen wir in derselben Reihenfolge Platz, in der wir die Herfahrt gemacht hatten.

Ich saß wieder neben Erika auf dem Längssitz des Breaks, mir gegenüber saß die Baronin und neben ihr Fräulein von Wittloh. Die Nacht war wundervoll, aber doch etwas kühl, die Damen, von dem Tanz erhitzt, hatten sich in ihre warmen Mäntel gehüllt und große Reisedecken waren über unsere Kniee gebreitet, um einer Erkältung vorzubeugen.

So fuhren wir dahin. Anfangs führten wir noch eine lebhafte Unterhaltung, die sich um die Vorgänge des Nachmittags drehte, und manchmal erklang Erikas silberhelles Lachen, wenn eine besonders komische Erinnerung die Heiterkeit erregte. Bald aber wurde es stiller, eine gewisse Müdigkeit mochte sich doch einstellen; die Baronin hatte schon eine Zeitlang nicht mehr gesprochen und leise, tiefe Atemzüge bekundeten es, daß sie endlich eingeschlafen war. Anfangs schwiegen auch Erika und ich, die stille, schöne Sternennacht, das dicht beieinander Sitzen auf dem engen Platz des Wagens übte einen geheimnisvollen Zauber auf uns aus. Dazu kam das leise Flüstern, mit dem wir uns hier und da ein Wort sagten, es kam uns vor, als sei die

ganze Welt für uns allein nur da. Der Sternenhimmel spannte sich wie ein großes Zeltdach über uns aus, an dem Tausende und Abertausende von Lampen angezündet waren, was war natürlicher, als daß unser leises Gespräch sich bald den Sternen, unseren Lieblingen, zuwendete? Von ihnen kamen wir auf die Bewohner dieser im Aether schwimmenden Welten, und Erika meinte, sie fasse das Leben hier auf unserem Planeten nur als einen Uebergang auf. Hätten wir denselben durchlebt, so würden unsere Seelen auf einen der anderen Himmelskörper versetzt, um so von Stufe zu Stufe der Vervollkommnung, der Ewigkeit, entgegen zu reifen. Was lag bei ihren Worten näher als die Frage der Gemeinschaft, in welcher diese Seelenwanderung dereinst vor sich gehen würde, und ob die Seelen, welche sich hier auf Erden aneinander angeschlossen hätten, an dem dereinstigen Aufenthalt sich wiederfinden würden?

Auf meine Frage, ob sie auch daran glaube, wandte sie ihr liebes Gesichtchen mir zu, und der kleine Mund flüsterte: Ich hoffe es. Konnte ich irren, wenn ich in diesem „Ich hoffe es" den Wunsch ausgesprochen fand, daß sie mit mir in alle Ewigkeit vereint sein möge, daß sie sich hier bereits in diesem Leben als mir eng verbunden betrachte? Ein unbeschreibliches Glücksgefühl kam bei diesem Gedanken über mich, unsere Hände lagen unter der Reisedecke dicht nebeneinander, bei dem Blick ihrer Augen, bei den lieben Worten ihres Mundes da umschlossen meine Finger mit festem Druck das kleine Händchen, und wie jauchzte mein Herz als ich fühlte, wie die kleinen Finger diesen Händedruck erwiderten. Dabei flüsterten meine Lippen „meine Erika", und sie sagte leise vor sich hin „mein Moritz". War sie dadurch mein eigen geworden? Jubelnd glaubte ich es und werde es glauben, trotz alledem was später kam, so lange ich lebe. Ich aber behielt die liebe Hand in der meinen; aus derselben drang in die meine eine beseligende Wärme, die mir bis zum Herzen hinaufstieg, und so saßen wir in laut-

losem Glück nebeneinander bis das Rollen der Räder auf dem Pflaster des Schloßhofes von Vischlingen die Baronin aus ihrem sanften Schlaf erweckte. Widerwillig nur lösten sich unsere Hände voneinander, unendlich schwer aber wurde es mir, nun nach dieser Stunde der Seligkeit wieder in den Konversationston mit den Damen übergehen zu müssen. Als diese mich fragten, ob auch ich geschlafen hätte, da antwortete ich bejahend. Hierbei schien es mir, als ob ein leises Lächeln über die Züge Fräulein Theos von Wittloh ging. Ob sie selbst geschlafen hatte, ob sie einige Worte von unserem leisen Gespräch vernommen? Wer kann es wissen? Ich glaube das Letztere.

Noch ein fester, fester Händedruck bei dem „gute Nacht", noch ein inniger Blick in die blauen Augen Erikas, und dann gingen wir voneinander in unsere Zimmer hinauf.

Konnte ich es ahnen, daß ich diese Augen niemals wiedersehen, daß alle meine heißen Wünsche, alle meine Pläne eines gemeinsamen Zukunftsglücks nie erfüllt werden sollten?

Ich hätte eher den Einsturz des Himmels mit aller seiner Sternenpracht für möglich gehalten.

Lange ging ich an dem Abend noch in meinem Zimmer umher und überdachte die für mich so glücklichen Vorgänge des vergangenen Tages. Ein Glücksgefühl des nun in dem Hafen Angekommenseins kam über mich. Wie wäre da an Schlaf zu denken gewesen? Ich dachte von neuem mich hinein in die Tage der Zukunft an der Seite meiner Erika, dachte an die bisher mutterlosen Kinder, wie sie nun ein liebevolles Mutterherz gefunden hätten für alle Zeit, malte mir das Bild meiner Erika aus mit meinem kleinen Mädchen auf ihrem Schooß, und viele schöne Traumbilder einer glücklichen Zukunft sah ich bereits im Spiegel der Phantasie. Weit mochte die Nacht bereits vorgeschritten sein, als ich endlich mein Lager suchte. Selige Träume wiegten mich ein, und ich schlief lange und fest. Gegen den frühen Morgen hin glaubte ich einmal von einem Geräusch im

Hause zu erwachen, als wenn Thüren gingen und eilende Tritte auf den Treppen erschallten, auch das Rollen eines sich entfernenden Wagens glaubte ich halb im Traum zu vernehmen, aber ich schlief trotzdem weiter, und die Sonne stand schon hoch am Himmel als ich endlich erwachte.

Wie war dieses Erwachen so wundervoll! Zuerst dachte ich wohl, es wäre nur die Fortsetzung meines Traumes, als mir die Bilder des vergangenen Abends erschienen, als aber die Wirklichkeit derselben mir in das Gedächtnis trat, wie glücklich war ich da! Ein Dankesgefühl zum Herrn da oben, dem allmächtigen Leiter, stieg in mir auf, und die Bitte, er möge alles zum guten Ende führen, was so segenverheißend für mich begonnen, stieg zu ihm empor. Schleunigst zog ich mich an und eilte nach unten, um meine Erika wieder zu sehen.

VIII.

Als ich im Parterregeschoß ankam, fiel mir im Vergleich zu den übrigen Tagen eine gewisse Stille auf. Da ich aber wußte, daß die beiden jungen Damen von Wittloh und von Aschenborn früh abgereist waren, auch meine beiden Kameraden bereits aufgebrochen sein mußten, da sie nur Urlaub bis zum Exerzieren hatten, so legte ich keinen besonderen Wert auf diese Stille. Ein Blick auf meine Uhr hatte mir beschämend gezeigt, daß bereits die neunte Stunde geschlagen habe, da war es denn ein starkes Gefühl der Verlegenheit, mit dem ich die Thür des Frühstückszimmers öffnete und eintrat.

Ich fand die Tafel nur für fünf Personen gedeckt, der einzige aber, welcher an derselben saß, das war der Professor. Auf meine Frage, wo denn die ganze Gesellschaft sei, antwortete er mir: Ja, wissen Sie denn von gar nichts, Sie haben wohl geschlafen wie ein Maulwurf? Und nun kam es heraus. Am gestrigen Abend hatte die Baronin ein Telegramm von der Erkrankung ihrer einzigen Schwester, einer Frau von Rosen, am Rhein erhalten. Diese Schwester, zugleich die Pathe Fräulein Erikas, habe dringend verlangt, vor ihrem Tode noch einmal Schwester und Nichte bei sich zu sehen. Da wäre denn noch in der Nacht alles gepackt worden, und der Baron habe früh um sechs Uhr bereits Frau und Tochter nach N., der Bahnstation gefahren, die beiden jungen Damen, die ja ohnedies abreisen wollten, hätten sich ihnen angeschlossen.

Wie soll ich das Gefühl schildern, das ich bei diesen Worten empfand? Es war ein Sturz von dem Gipfel der Seligkeit in die dunkeln Tiefen einer unklaren Situation.

Was sollte nun werden? Mein Urlaub war zu Ende, ich mußte am Abend in meiner Garnison eintreffen. Sollte ich es versuchen, mit dem Baron bei seiner Rückkunft über Erika zu sprechen, wo doch noch eigentlich kein werbendes Wort bei dieser von mir gesprochen war?

Es wäre vielleicht richtiger gewesen, ich aber wollte dem Mädchen gegenüber, das mir sein Leben anvertrauen sollte, mich selbst aussprechen und beschloß, ihr an dem nächsten Tage zu schreiben und ihr auf diese Weise meine Hoffnungen ausdrücken.

Als der Baron daher am Abend zurückkam, sagte ich ihm nichts, sondern dankte ihm nur für die wie immer so reizend verlebten Tage, dann kamen meine Pferde, und ich ritt ab.

* * *

Bei meiner Ankunft in der Garnison fand ich diese in großer Aufregung. Unser königlicher Inspekteur, vor dessen kavalleristischem Auge alles in großer Furcht war, hatte sich für den übernächsten Tag zur plötzlichen Besichtigung angesagt. Da mußten denn alle Privatinteressen zurücktreten, und der nächste Tag verging in so mancherlei dienstlichen Vorbereitungen, daß ich nicht zum Schreiben kam. Auch der Tag der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit, des von uns allen so überaus hochgeehrten Prinzen Friedrich Karl, der sich mit den Leistungen des Regiments sehr zufrieden erklärt hatte, selbst verging, ohne daß ich die nötige Seelenruhe fand, den für mich und meine Zukunft so schwerwiegenden Brief an meine Erika zu schreiben.

Endlich am dritten Tage benutzte ich die früheste Morgenstunde und schrieb an sie.

Ich gab ihr mein ganzes Herz, erklärte ihr, wie sie im Laufe der letzten Jahre mir lieber und lieber geworden wäre, wie ich meine ganze Hoffnung für die Zukunft auf sie allein setze, wie ich mein Glück, meiner Kinder Heil, alles allein von ihr erhoffe, und daß ich verspräche, sie zum Dank für ihre Liebe so glücklich zu machen, wie ich es mit meinen besten Kräften vermöge. Ich bat sie, sich zu prüfen und mir dann mit ein Paar Worten zu antworten, ob ich ihren Eltern meine Bitte um ihre liebe Hand aussprechen dürfe.

Am Mittag ging dieser Brief an die Adresse von Erikas Tante dort oben am Rhein ab.

Während der nächsten Nacht wurde ich durch den Telegraphenboten geweckt, der mir ein soeben angekommenes Telegramm überbrachte.

Es war von Erikas Bruder, der Mutter und Schwester zur Tante begleitet hatte und lautete: Schwester Erika verlobt mit Premierlieutenant von Rosen.

* * *

Was soll ich sagen von dem Gefühl, das ich bei dem Lesen dieser für mich so betrübenden Depesche damals in jener Nacht empfand? Dem an öder, einsamer Klippe Gestrandeten gleich, der am fernen Horizont das weiße Segel langsam verschwinden sieht, von dem er die letzte Rettung erhoffte, so war mir zu Sinn. Werde ich diese Stunden jener Sommernacht wohl jemals vergessen?

Ich hatte mich schon so hinein gelebt in meinen Zukunftstraum, ich hatte die Zimmer meines Hauses eingerichtet in Gedanken an Erika, ihr Bild schwebte und webte bereits um mich her, nun war alles vorbei, die öde Zukunft lag von neuem vor mir. Es waren Stunden, Tage der Verzweiflung, welche dieser Nacht folgten.

Und nun war der Brief mit meinem Antrag, mit meiner heißen Liebeserklärung unterwegs; welche Aufnahme würde er finden, wenn er eintraf bei diesem Paar, das dort oben sich nun zusammen gefunden hatte? O hätte ich ihn zurück bekommen, hätte ich die Worte zurücknehmen können, die meine Neigung sprach!

Es war mir ein so neues, ungewohntes Gefühl, dort nun zurückgestoßen zu sein, wo ich so sicher auf eine Erwiderung meiner Gefühle gehofft, daß ich die Stunde verdammte, in der ich jene Worte schrieb.

Und nach zwei Tagen da kam denn eine Antwort von Erika. Was konnte sie mir nun noch zu sagen haben?

Gespannt riß ich das kleine Couvert mit den mir noch immer so teueren Schriftzügen Erikas auf. Nur wenige Zeilen standen darin:

> Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen.
> Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.
>
> Erika.

Das war der Inhalt und weiter nichts.

Was war der Grund zu alledem, was die Veranlassung zu diesem Verlöbnis?

Diese Frage ist eine Frage für mich geblieben bis zu der heutigen Stunde.

* * *

Lange Jahre sind seit diesem Ereignis für mich dahin geschwunden, in schmerzlicher Uebereilung habe ich damals mich zu einem Schritt verleiten lassen, einem Schritt, der zu jahrelanger, schmerzlicher Enttäuschung für mich führte.

Erika selbst habe ich nicht wieder gesehen.

Zu meiner Freude wurde ich damals bald in ein anderes Regiment versetzt, in eine Garnison, die mich weit von dem damaligen Schauplatz führte. Bei meinem Abschied sagte ich dem lieben Hause in Vischlingen ein schriftliches Lebewohl, ich konnte den Ort nicht wiedersehen, der mir diese große Enttäuschung gebracht; der Stachel der mir durch Erika gewordenen Behandlung saß mir zu tief im Herzen.

Wohl habe ich in späterer Zeit hier und da von dem Ehepaar von Rosen einmal gehört. Es war wenig Erfreuliches. In kinderloser Ehe leben beide so wenig zueinander passenden Menschen miteinander dahin, und Erika soll vergrämt und früh gealtert sein.

Ob ihr im Laufe der Jahre in stillen Stunden nicht manchmal der Gedanke kam an frühere, längst vergangene Zeit? Ob sie sich dann nicht sagte, wäre es nicht besser gewesen, ich hätte tapfer für meine Neigung damals gekämpft und dem Einfluß meiner Tante widerstanden, die aus orthodoxer Religionsauffassung der Verbindung mit einem Andersgläubigen entgegen war? Wer kann es wissen?

Diese Frage mag wohl bisweilen auch durch ihre Seele ziehen.

Mich aber hat Gott in seiner Güte in späterer Zeit so reich an Glück gemacht, daß ich mir auf die Frage nur die eine Antwort geben kann: „Es war am besten so, wie alles kam, und der Allmächtige hat gewußt, was für mich doch das Beste war.“



Druck von Ernst Siedhoff, Bielefeld.

Recensionen.

Neue Preußzische (Kreuz-) Zeitung, Berlin.

Wer den preußischen Reiteroffizier kennen lernen will, wie er in der Pflicht seinen Strang zieht, im Kriege ein Edelmann bleibt, im dichtesten Gewühl des Getümmels sein Heimatsgefühl behält und in allen Schwierigkeiten die idealen Ziele im Auge behält, der lese die prächtigen Briefe eines Ulanen-Rittmeisters an seine geliebte Mutter. Sie bilden das beste Gegengewicht gegen die albernen Legenden, welche infolge der thörichten Handlungen einzelner Hazardspieler in der öffentlichen Meinung über unsere Kavallerie-Offiziere erfunden und verbreitet werden. Diese Ulanenbriefe sind in ihrer einfachen Schmucklosigkeit und Anspruchslosigkeit so erquicklich, daß jung und alt in der Lektüre wetteifern. Es sind in ihnen zwar weniger Kriegsthaten erzählt, als der beschwerliche und abwechselungsvolle Dienst der heutigen Kavallerie, von einem Offizier geschildert, der seinen Dienst auf das Penibelste versieht, jedoch nebenher ein offenes Herz für die alltäglichen Begebenheiten und ein offenes Auge für alles behält, was um ihn her sich regt und bewegt. Sein Verkehr mit den Landleuten, seien es Mitglieder der legitim gesinnten französischen Aristokratie, geistvolle Curés oder einfache Bauern, giebt uns ein besseres Bild von dem Lande und den Leuten, als langatmige Schilderungen. Verfasser führte im Kriege eine Schwadron, welche bei Metz an den Feind kam und die Züge der deutschen Truppen um Amiens und im Norden Frankreichs mitmachte. Da er noch längere Zeit bei der Okkupation blieb, so erstrecken sich seine schmackhaften Berichte auch auf jene nachkriegerische Zeit. Uns ist selten ein Buch über die Kriegszeit vorgekommen, welches den Leser in so behagliche Stimmung versetzt, und ihn so unbewußt in sein Interesse einzuspinnen versteht, wie der vom damaligen Rittmeister v. Berg geführte Briefwechsel an seine liebe Mutting. Die Ausstattung des Buches ist eine vornehme.

Das Volk, Berlin.

Vorliegende Schrift, welche unter der Flagge „Ulanen-Briefe" in die Welt segelt, zerfällt in 3 Abschnitte: a. Von der Mobilmachung bis zur Kapitulation von Metz, b. Von der Kapitulation von Metz bis zum Waffenstillstand und c. Was nachher geschah.

Der erste Teil schildert den Uebergang aus dem Friedens- in den Kriegszustand, das Leben und Treiben der Soldaten in dem einen wie in dem andern, das zweite Kapitel ist nur der Kriegszeit, dem Sturm und Drang, dem Kampf gegen la belle France gewidmet, während im dritten der Kriegszustand sich allgemach wieder in den des Friedens hinübermausert. So weit über das „Was" die Schrift bietet. Ueber das „Wie" müssen wir uns länger verbreiten und beginnen mit dem Hinweis, daß gesammelte Briefe es sind, welcher ein echter, deutscher Sohn, Rittmeister einer Ulanen-Schwadron, in die Heimat, an die liebe Mutter entsandte und in ihnen die ganze Tiefe des Gemütes und Verstandes zum Ausdruck kommt. Einem Griffel, der so fein zu zeichnen versteht, wie der des Verfassers, war es ein leichtes, das Soldatenleben im Frieden, wo es der Vorbereitung für den ernsten Beruf gilt, ebenso treu zu schildern, wie das Marsch- oder Lagerleben und den Streit in ernsten Kämpfen. Die Kriegsbilder, in denen Selbstgeschautes, Selbsterlebtes niedergelegt wird, frappieren durch ihre Lebendigkeit sowohl wie durch die Wucht. Ueber was aber Herr von Berg schreibt, seien es übermütige Skizzen, seien es Betrachtungen ernsterer Art, immer schreibt er an- und zuweilen aufregend. Sich in das Buch versenken, bedeutet ein Schauen in den treuen Spiegel der Wirklichkeit des großen Jahres, das ein Kaiserreich uns brachte. Die Schöpfungen der Einbildungskraft entbehren der historischen Grundlage nicht. Die Reitergeschwader, welche furchtlos in den fast gewissen Tod ritten, die ruhige Ergebung von so vielen Tausenden, die in den Lazaretten starben und deren Geduld den französischen Samariter mehr fast noch als die deutschen Siege in Erstaunen setzte, zeigen die heroische Selbstverleugnung, die Deutschlands Krieger beseelte. Wir sind von Berg für die eigenartige Schrift dankbar, welche vom Sinnigen zum Großartigen reicht, voller Scherz und heiligem Ernst, voller Tiefsinn und Humor, voll schneidender Wahrheit und Phantasie, nicht um die Gunst des Tages buhlt und darum zu buhlen nicht nötig hat.

Der pseudonyme Verfasser dieser Briefe hat als Rittmeister und Eskadronschef im Hannoverschen Ulanenregiment den deutsch-französischen Krieg in der Nordarmee mitgemacht und mit seiner Schwadron an den Kämpfen um Amiens teilgenommen. Er hat damals die Briefe aus den vielfach wechselnden Quartieren an seine Mutter gerichtet und sie nun aus deren Nachlaß herausgegeben, wie er bescheiden sagt, als „ein Stimmungsbild aus den Tagen der herrlichen Zeit". Das ist aber mehr als ein bloßes Stimmungsbild, es zeigt uns das Leben eines frischen, mutigen und geistvollen Reiteroffiziers, der mit seinen kecken Ulanen immer an der Spitze der vorrückenden Armee bald rekognoszierend, bald verschleiernd, bald requirierend die Landstriche Nordfrankreichs durchstreift. „Sorge dich nicht zu sehr — schreibt er im Anfange des Feldzuges an seine Mutter —, ich habe immer im Leben gefunden, je mehr man sich um etwas bangt, je leichter passiert etwas Unangenehmes, und ein Ulan mit Sorgen, das ist wie ein Hahn ohne Schwanz." So taucht er mit seinen Ulanen bald hier bald dort auf, unerwartet und unerwünscht, und lernt Land und Leute gründlich kennen. Heute liegt er in einer elenden Bauernhütte, morgen in einem glänzenden Schlosse. Das eine Mal giebt es vierundzwanzig Stunden nichts zu essen und zu trinken, und dann findet sich wieder alles, was nur das Herz eines Feinschmeckers entzücken kann. Die Schilderungen dieses wechselvollen Reiterlebens sind mit gutem Humor gewürzt. Der Verfasser gehört zu den Leuten, die trotz der pfeifenden Kugeln und einschlagenden Granaten keine „Nerven" haben. „Auch ein höherer Offizier — erzählt er einmal — kam in dieser halben Stunde, die dieser Gefechtsmoment uns zu dauern schien, an die Schwadron heran, bat blassen Gesichts um Feuer, konnte aber absolut die Cigarre nicht zum Brennen bekommen, und tags darauf wußte er gar nicht, daß er bei der Schwadron überhaupt gewesen war. Ja, gute Nerven zu haben, das ist eine schöne Sache." Besonders interessant sind die Stellen, wo der Verfasser kleine Reiterstückchen schildert. Seine Ulanen merken eines Tages, daß sich die Franktireurs mit den Flügeln der Windmühlen Zeichen geben, da sich diese trotz der Windstille bald hier bald da drehen. Seitdem werden überall sofort die Windmühlen besetzt und die Müller verhaftet. Bei Varennes wird auf eine Patrouille geschossen. Der Rittmeister verlangt als Strafe dafür zweitausend Franks von der Gemeinde und, nachdem diese Summe bezahlt ist, noch ein gutes Frühstück auf dem Marktplatz für seine ganze Schwadron. Außerdem nimmt er sich aus dem früheren Postgasthause, wo Ludwig XVI. auf der Flucht gefangen gehalten wurde, den seidenen Bezug des Königsstuhls mit. Eines Tages bekommt er den Befehl, den Feind glauben zu machen, daß eine Reihe Dörfer von Truppen besetzt sei. Sogleich stellt er vor ein Dorf seinen Lazarettgehilfen mit dem Infanteriehelm und einem langen Stück Holz über der Schulter. In den andern Dörfern tauchten die Ulanen abwechselnd auf und jagen sogar noch durch die Dörfer im Rücken des Feindes, so daß die ganze Bewegung der Deutschen verschleiert wird. Von einem Landwehrmajor erzählt er folgenden Scherz. Als dieser mit seiner Truppe in Roye einrückte, fielen den Leuten die Stiefel fast von den Füßen; neue Stiefel zu bekommen war aber nicht möglich. Da lockte der Major durch ein schönes Konzert seiner Musikkapelle die Bewohner auf den Marktplatz, ließ dann die Zugänge absperren und zwang die Bewohner, während der lustigen Musik ihre Stiefel mit denen der Landwehrmänner zu tauschen. Die Geschichte ist aber dem Landwehrmajor übel vermerkt worden.

Daß sich ein so thatendurstiger Reiterführer wie der Verfasser nach einer großen Attacke sehnt und den Kleinkrieg auf die Dauer satt bekommt, ist erklärlich. Er klagt darüber, daß die Kavallerie während des Krieges von den höheren Stellen nicht richtig verwertet worden sei, und daß man die ganze Arbeit immer nur der Infanterie und der Artillerie überlassen habe. „Ist denn das Blut des Kavalleristen ein anderer Saft!" ruft er ärgerlich aus, „als das der vielen für ihren Beruf gefallenen Helden der Fußtruppen?" Endlich, am 18. Januar, kommt es bei Tertry-Poeilly zur Attacke. „Wollen Sie attackieren? fragte der Major. Mit Wonne! rief ich. Ich schwenkte ein, gewann die Höhe, Galopp, und dahin zogen wir. Ich war der Eskadron wohl fünfzig Schritt voraus, und da war es doch ein eigentümliches Gefühl, gegen diesen schießenden Haufen allein anzureiten. Nun kam mein Kommando: Marsch, marsch! und wir waren mitten in dem Karree drin. Im ersten Moment sahen uns die Feinde nicht. Da mochte uns einer erblicken, schoß, und nun ging das Geschieße los, aber ehe sie noch recht zum Zielen kamen, da waren wir auch schon mitten unter ihnen. Die ersten fünfzig, die noch einzeln liefen, ritten wir über, den nächsten Haufen, wohl eine Kompanie, welche Karree formierte, ritten wir um, da — auf einmal ein Krach, und mein Koriander überschlug sich mit mir, und ich lag darunter." — Die Schilderungen der Landschaften, der Schlösser und ihrer Bewohner sind frisch und anschaulich.

Militär-Wochenblatt. (Litterar. Beilage.)

Wieder ein Künstler im Briefschreiben entdeckt! Denn Briefe zu schreiben ist eine Kunst. Leider aber nimmt sie in gleichem Maße ab, wie die Anforderungen des Amtes, des Dienstes, des Geschäftes im Jahrhundert des Verkehrs zunehmen. Welcher vielbeschäftigte Mann findet noch die Muße, die Geduld, die Seelenruhe, einen Brief in sachlicher Ausführlichkeit gleichmäßig zu Ende zu bringen? Aber unser Briefschreiber hat sie gehabt. Mitten in der Unruhe des Krieges hat er, wenn auch nicht täglich, so doch fast wöchentlich, seine Erlebnisse und Beobachtungen in fließender Form, in einem liebenswürdigen, von Humor durchwehten Tone zu Papier gebracht; die Empfängerin hat sie in mütterlicher Liebe gesammelt — so sind sie dem fremden Leser zugänglich gemacht, der seine helle Freude daran haben muß. Sie enthalten keine Kriegsgeschichte, aber sie ergänzen dieselbe. Die Kriegszüge und Thaten der I. Armee, insbesondere die Erlebnisse der eigenen Truppe, werden vom Standpunkte eines Eskadronchefs aus, der sich als ritterlicher Reiteroffizier kennzeichnet, in so anschaulicher Weise geschildert, daß man die Briefe als einen für die Kriegs- und Kulturgeschichte wertvollen Beitrag begrüßen muß und jedem Offizier — ja jedem Patrioten hüben und drüben — zur Belehrung, Erholung und Erfrischung empfehlen darf."

Illustrierte Zeitung, Leipzig, Nr. 2652.

Moritz v. Berg's kürzlich veröffentlichte „Ulanen-Briefe" (Bielefeld, Ernst Siedhoff) erweisen sich als eine durchweg interessante Bereicherung der wohl noch lange nicht abgeschlossenen Litteratur über den letzten deutsch-französischen Krieg. Das vornehm ausgestattete, nicht umfangreiche, übrigens bereits in einer zweiten Auflage erschienene Buch ist in mehr als einer Hinsicht beachtenswert. In der Stellung eines Rittmeisters und Eskadronchefs im hannoverschen Ulanenregiment hat der Verfasser den ganzen Feldzug mitgemacht und sich als tapferer Reiterführer anerkannte Verdienste erworben. Als vielseitig gebildeter, lebensgewandter, mit offenem Auge und warmherziger Auffassung begabter Offizier war er dort aber auch ein denkender und verständnisvoller Beobachter, nicht bloß der Thaten und Kämpfe, Zustände und Stimmungen des Heeres, sondern auch Frankreichs und der Franzosen, ihres politischen und socialen Charakters, ihrer Sitten, Häuslichkeiten, Lebenseinrichtungen u. s. w. Und was er in dieser Weise gesehen, geurteilt und erfahren auf dem sturmbewegten Schauplatze großer Entscheidungen an Eindrücken, an bedeutsamen oder sonst charakteristischen Ereignissen durchlebte, das hat er von den wechselnden Quartieren aus seiner daheim weilenden Mutter sehr ausführlich in einer fortlaufenden Reihe von Privatbriefen geschildert, die schon durch ihre stilistische Anmut und allen Reiz frischer Unmittelbarkeit die Aufmerksamkeit des Lesers in Spannung erhalten. Gewiß war es eine Pflicht, diese Briefe mit der bunten Fülle ihrer anschaulich und lebenswahr, oft humorvoll gezeichneten Kriegs- und Kulturbilder für die Nachwelt nicht verloren gehen zu lassen, besonders da sie zur Geschichte und Charakteristik des Feldzuges manches neue, positiv wertvolle Material bieten. Dahin ist zu rechnen, daß sie Spezielles über die bisher weniger bekannten Vorgänge auf dem nördlichen Kriegsschauplatz berichten, ferner aber auch über den Verkehr der deutschen Offiziere und Mannschaften mit den französischen Bewohnerschaften und Quartiergebern, der hier vielfach doch freundlicher, ja herzlicher sich zeigt, als im allgemeinen angenommen wird.

Badisches Militär-Vereinsblatt Nr. 28, Karlsruhe.

Ulanen-Briefe von der 1. Armee von Moritz von Berg. Zweite Auflage. Bielefeld 1894. Verlag von Ernst Siedhoff. Es sind Briefe, welche ein Rittmeister des Hannover'schen Ulanen-Regiments aus dem Felde an seine Mutter gerichtet hat. Sie wissen zwar nicht von außergewöhnlichen kriegerischen Erlebnissen, desto mehr aber vom inneren Leben der Truppe, von Land und Leuten der durchzogenen Gebiete des nordwestlichen Frankreich zu erzählen. Und diese Schilderungen sind um so anziehender, als sich in ihnen eine vortreffliche Darstellungsgabe mit einer scharfen Beobachtung, klarem Blick, durchaus feiner und nobler Gesinnung und einem warm fühlenden, vaterländischen Herzen verbindet. Ganz prächtig sind die Schilderungen kleiner Reiterstückchen und sehr interessant jene vom Leben auf den verschiedenen Schlössern französischer Edelleute und Angehörigen der Geldaristokratie, wie bei dem Landvolk in der Normandie, den Argonnen, der Champagne u. s. w. Das Buch kann den Kameraden nur auf das Wärmste empfohlen werden.

Druck von Ernst Siedhoff in Bielefeld.